Badische Heimat

Mein Heimatland ISSN 0930-7001 Zeitschrift für Landes- und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



IMPRESSUM

Herausgeber

Landesverein Badische Heimat e. V. Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg

Landesvorsitzender:

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:

Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe Tel.: (07 21) 75 43 45

Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06 Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr Internet: www.badische-heimat.de E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe
 IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
 BIC: PBNKDEFF

 Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01

BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:

Rombach Verlag Unterwerkstraße 5 79115 Freiburg i. Br.

E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 8 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich..

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.



Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Inhalt





	EDITORIAL	
Editorial Sven von Ungern-Sternberg	5	00
Zu diesem Heft Heinrich Hauß		501

AUFSÄTZE



Johann Peter Hebel eurasisch betrachtet	
Ursula Speckamp	50
Christian Mayer (1719–1783)	
Seine kartographischen Arbeiten,	
astronomischen Forschungen und der	
Aufbau der Wetterbeobachtung	
Kai Budde	51

Der Denker und Theologe

Die Macht des Wortes:

Landesbibliothek und der

Reformation und Medienwandel Zur Ausstellung der Badischen





Evangelischen Kirche in Baden Annika Stello	525
Jakob Ebner und sein Einsatz als Militärgeistlicher im 1. Weltkrieg Hans Göppert	532

Heidelsheimer Heimatbuch	
wird Opfer der Zensur	
Valentin Gölz	554

Die Bürgermeisterwahl in Langenbrücken zu Anfang des 20. Jahrhunderts

Zur wechselvollen Geschichte des Kulturdenkmals Ritterhof in Kirnbach-Grafenloch

Arnulf Moser 614

Der Meersburger Bürgermeister Dr. Fritz Vogt (1937–1945) Eine Karriere mit Brüchen

498 Inhalt Badische Heimat 4/2016

AUSSTELLUNGEN IN BADEN
Waren. Haus. Geschichte. Die Knopf-Dynastie und Karlsruhe Das schönste Warenhaus in Deutschland Heinrich Hauß
Das Barockzeitalter in seiner kulturhistorischen Dimension Barock. Nur schöner Schein? Heinrich Hauß
Das Rad der Geschichte – 200 Jahre individuelle Mobilität TECHNOSEUM startet das Jubiläumsjahr: Große Landesausstellung Baden- Württemberg »2 Räder – 200 Jahre. Freiherr von Drais und die Geschichte des Fahrrades« Volker Kronemayer
Wanderausstellung Badisches Volksleben in der VHS Schwetzingen Volker Kronemayer
Das Barockzeitalter in seiner kulturhistorischen Dimension Barock. Nur schöner Schein? Heinrich Hauß
GEDENKTAGE

BADISCHER GESCHICHTE

Zum Gedenken an August Babberger

Natur - oder: Die Rückbesinnung

Designer Hans Theodor Baumann

auf das Ursprüngliche

Zum Gedenken an den

(1924-2016)

Die Verschmelzung von Mensch und

Elmar Vogt 631

80. Todestag:

GESCHICHTSVEREINE IN BADEN



AUS DEM LANDESVEREIN

Heimatmedaille für Dr. Sven von Ungern-Sternberg Volker Kronemayer	635
Mitgliederversammlung 2016 Heinrich Hauß	636
Eine Chance für die Badische Heimat Sechs Punkte zur Anpassung des Landesvereins (»Bodman-Reform«) Team Bodman	640



AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß





PERSONALIA



LANDESVEREINIGUNG BADEN IN EUROPA



Badische Heimat 4/2016 Inhalt 499

Editorial



Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter!

Im vorliegenden Heft finden Sie Aufsätze zu verschiedenen Themen. Ich darf der Redaktion und allen Autoren, die zu diesem Heft beigetragen haben, danken. Herr Heinrich Hauß wird auf die einzelnen Beiträge näher eingehen.

Der Vorstand beschäftigte sich zum einen mit der »Daueraufgabe«, nämlich wie wir uns unter den gegebenen Umständen erfolgreich und zu-

kunftsweisend aufstellen. Die Tagung in Bodman wurde inzwischen von einem Team ausgewertet. Es ist vorgesehen, mit zusätzlichem ehrenamtlichen Engagement und klaren Zuständigkeiten Lösungen zu erarbeiten.

Zum anderen beschäftigte uns intensiv die Frage der »Haussanierung« des Hauses in der Hansjakobstraße in Freiburg. Leider hat sich durch genauere Untersuchungen ergeben, dass das gesamte Dach sanierungsbedürftig ist. Die Sanierung wird nach den ersten Kostenvoranschlägen
sehr teuer, auch ist damit zu rechnen, dass sich der Baubeginn verzögern wird. Wenn die Kosten
und der exakte Zeitplan vorliegen, werden wir in der Zeitschrift im Einzelnen weiter berichten.
Zur kontrollierten Begleitung und Unterstützung hat der Landesvorstand einen besonderen
Bauausschuss eingerichtet.

Die Mitgliederversammlung am 5. November verlief harmonisch und unspektakulär. Wir haben vor allen Dingen über die Tätigkeiten des Vorstands berichtet und diskutiert. Allen, die der Weg nach Freiburg geführt hat, ein Dankeschön dafür.

Und nun Ihnen eine interessante Lektüre, weiterhin meinen Dank für Ihre Verbundenheit mit der Badischen Heimat, schöne Festtage und gute Wünsche für das Jahr 2017.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg,

S. Ulya-Storboy

Landesvorsitzender

Zu diesem Heft



Ursula Speckamp geht daoistischen und konfuzianistischen Spuren in Hebels Werk nach. Kai Budde beschreibt das Leben Christian Mayers, des anerkannten Astronomen, Geodäten und Meteorologen. Der Ausstellung »Die Macht des Wortes: Reformation und Medienwandel« der Badischen Landesbibliothek und der Evangelischen Landeskirche in Baden ist dem Reformationsjubiläum gewidmet. Einige Aufsätze beschäftigen sich mit dem Ersten Weltkrieg (Hans Göppert, Wolf Hockenjos) und dem Dritten Reich (August Greiner, Valentin Gölz, Markus Eisen). Die Aufnahme des Aufsatzes »Zur wechselvollen Geschichte des

Kulturdenkmals Ritterhof in Kirnbach-Grafenloch« ist dem Andenken des verstorbenen Autors Heinz Nienhaus gewidmet.

Ausstellungen sind zu einem wichtigen Medium des Kultur-Marketings der Städte geworden. Vier Ausstellungen sind deshalb Themen dieses Heftes: Die Ausstellung des Stadtmuseums Karlsruhe »Waren.Haus.Geschichte. Die Knopf Dynastie und Karlsruhe«, die Ausstellung »Barock. Nur schöner Schein?« der Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim. Ein längerer Aufsatz ist der Großen Landesaustellung des Technoseum in Mannheim zu »Das Rad der Geschichte – 200 Jahre individuelle Mobilität« gewidmet. Schließlich weisen wir noch auf die Wanderausstellung »Badisches Volksleben« in der VHS Schwetzingen hin.

In der Sparte »Geschichtsvereine in Baden« setzen wir mit einer kurzen Beschreibung des Breisgau-Geschichtsvereins Schau-ins-Land die Serie fort.

Neu aufgenommen haben wir die Sparte »Landesvereinigung Baden in Europa e. V.« mit einer Presseerklärung zur letzten Mitgliederversammlung.

Mit Überlegungen zur »Verfasstheit des Vereins« nach dem Bodman-Seminar und einer Zusammenstellung der Zeitschriften, die themennahe Beiträge wie unsere Zeitschrift veröffentlichen, wurden die Teilnehmer der Mitgliederversammlung am 5. November 2016 vertraut gemacht.

Zur Information der Damen und Herren, die an der Mitgliederversammlung 2016 nicht teilnehmen konnten, drucken wir zur Information das dort erstmals angesprochene »Sechs-Punkte-Programm zur Anpassung des Landesvereins Badische Heimat« (Bodman-Reform). Das Autorenteam sieht das absichtlich kompakt gehaltene Programm, das als Ergebnis der Bodman-Tagung im letzen halben Jahr entstanden ist, als »Chance für die Badische Heimat.« Professionalität bei der Organisation des Anpassungsprozesses und Kooperation als Arbeitsmodell sind zwei grundlegende Forderungen des Papiers.

Heinrich Hauß

Aufsätze

Der Denker und Theologe Johann Peter Hebel eurasisch betrachtet

Ursula Speckamp

Hebels Werk fordert Einstellungen, Haltungen, Handlungen, die Anteil nehmen an frühem Eurasien durchdringenden Denken, das dann im daoistischen und konfuzianischen Denken Chinas schriftlich erscheint. Das vom Daoismus reflektierte Verhältnis Mensch – außermenschliche Natur, in dem sich der Mensch zurücknimmt, die für den Konfuzianismus zentrale Bedeutung von Erziehung und Selbsterziehung, die besonders in gewissenhafter Arbeit und in Mitmenschlichkeit, vergangene und zukünftige Geschlechter einbeziehend, zutage treten, finden sich später in ähnlicher Weise beim deutschen Bildungshumanismus, unter anderem bei Hebel.

Einleitung



Deutsche Indologen und Philosophen haben als erste die Verbindung Westasiens und Deutschlands mit dem indischen Denken aufgewiesen. Besonders zu nennen sind die Brüder Schlegel, Schopenhauer sowie Friedrich Max Müller, nach dem die deutschen Goethe-Institute Indiens benannt sind. Der wissenschaftliche Nachweis der Verbindung des chinesischen Denkens mit dem deutschen Denken ist dem Schweizer in Freiburg i. Br. lehrenden Sinologen Harro von Senger und der Zusammenarbeit der Denker Lutz Geldsetzer/Hong Handing zu verdanken. Das wurde sozialwissenschaftlich zu dem Begriff »Polyphone Weltkultur« verbunden in Erweiterung des Begriffs »Achsenzeit« von Karl Jaspers durch den Freiburger Soziologen Franz Filser. Werke Hebels wurden bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Russland rezipiert.1 Einige Jahrzehnte später geschah dies auch in Japan, wie

502 Ursula Speckamp Badische Heimat 4/2016

Herausgegeben von Ein Yutang

Laotse. Herausgegeben von Lin Yutang, Bücher des Wissens, Fischer Bücherei, 1955

Fumihiko Yokawa in der »Badischen Heimat« 1985 auflistet.² Wir stellen nun die Frage: Was am Werk Hebels vermag Menschen anderer eurasischer Kulturen anzusprechen? Bei der Beantwortung dieser Frage erweist sich, wie wir sehen werden, dass bei Hebel etwas von einem Denken zu entdecken ist, das Eurasien durchdringt, das in China bei Daoismus und Konfuzianismus aufscheint, aber noch älter ist. Gedanklich tiefgreifend dazu ist der Festvortrag des Japaners Yasumitsu Kinoshita beim »Schatzkästlein« 1992 »Johann Peter Hebel in der östlichen und postmodernen Sicht.«³

I. Hebel: Leben und Denken⁴

Die Kindheit und einen Teil der Jugend verlebte der 1760 geborene Johann Peter Hebel teils im kleinbäuerlich-handwerklich geprägten markgräflich-badischen Hausen im Schwarzwälder Wiesental, teils in Basel. Hebels Mutter entstammte einer Hausener Bauernfamilie, der Vater – gelernter Weber – kam aus Simmern im Hunsrück, wo die Familie seit Generationen das Weberhandwerk ausübte. Kennengelernt hatten sich die Eltern im Haus der großbürgerlichen Basler Familie Iselin-Ryhiner, wo sie als Bedienstete arbeiteten. Basel war die Stadt für das Wiesental. Was der Bauer selber nicht brauchte, wurde nach Basel zum Verkauf gebracht; was der Bauer von woanders her benötigte, kaufte er meist in Basel.

Schon 1761 verstarb der Vater Hebels. Die Mutter, die sich und den Sohn nun allein durchbringen musste, lebte einen Teil des Jahres in Hausen, die Sommermonate über war sie nach wie vor »in Stellung« bei Iselin-Ryhiners in Basel. Johann Peter war jeweils bei ihr. Er besuchte die Schule in Hausen bzw. im nahegelegenen Schopfheim und in Basel. So war er Wiesentäler Dorfkind und Basler Stadtkind zugleich.

Hebel wuchs im Glauben der Mutter auf, dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis der markgräflich-badischen Lande. Die Mutter war eine fleißige, umsichtige, fromme Frau, die, wie der Hausener Pfarrer in seinen Unterlagen vermerkte, ihr Kind gut erzog. An der Lateinschule in Schopfheim genoss Hebel mehrere Jahre lang den Unterricht dieses Geistlichen, bevor er – seit 1773 Vollwaise – 14-jährig an das Karlsruher Gymnasium wechselte. Hier hielt ein anderer Geistlicher, Hofdiakonus Preuschen, seine schützende Hand über ihn. Bei Preuschen konnte Hebel

auch wohnen. Es war vorgesehen - und wohl ganz im Sinne der Mutter -, dass Johann Peter Theologie studieren und Pfarrer werden sollte. Nach viersemestrigem Theologiestudium in Erlangen und einer Abschlussprüfung in Karlsruhe war Hebel vor allem als Lehrer, ab und an als Prediger in Sonntagsgottesdiensten tätig: zunächst als Hauslehrer bei einer Pfarrersfamilie unweit Lörrach. von 1783-91 am Pädagogium in Lörrach, ab Ende 1791-1824 am Karlsruher Gymnasium, dessen Leitung er von 1808-1814 innehatte. 1814 wurde Hebel in die evangelische Ministerialsektion berufen, 1819 zum Prälaten ernannt. Damit hatte er qua Amt, gleich seinem katholischen Kollegen Ignaz Heinrich von Wessenberg, Bistumsverweser in Konstanz, Sitz und Stimme in der Ersten Kammer des Badischen Landtags. Unter Hebel wurde 1821 die reformierte und lutherische Konfession im badischen Unter- und Oberland in die Evangelische Landeskirche Baden zusammengeführt.

Zur Lebenszeit Hebels erreichten deutsche Literatur und Philosophie einen Höhepunkt: Auf den Werken von Dichtern wie Gellert, Hagedorn, Lessing, Klopstock und anderen, von Denkern wie Leibniz und Wolff fußend bildeten sich die deutsche Klassik und der deutsche Idealismus heraus. Goethe und Schiller, Kant, Herder, Fichte, Hegel, Wilhelm von Humboldt schufen ihre Hauptwerke zwischen 1760 und 1830. Die weltkulturell bedeutsamste geistige Hervorbringung dieser Epoche ist ihr Bildungshumanismus. 5 Auch Hebel gehört zu seinen Vertretern. Dessen Kern ist das Ideal der allseitig entwickelten harmonischen Persönlichkeit.

Exemplarisch für den deutschen Bildungshumanismus sollen die in unserem Zusammenhang wichtigsten Gedanken des evangelischen Theologen und Philosophen Johann Gottfried Herder (1744-1803) stehen, von dessen Werken sich etliche in Hebels Bibliothek befanden und aus denen er schöpfte: Die Geschichte der Erde und der Lebewesen besteht aus einer Reihe aufsteigender Formen bis hin zum Menschen. Die Geschichte der Völker schreitet voran. Der menschheitliche Fortschritt verläuft nicht geradlinig. Die Aufwärtsbewegung ist ein langer, komplizierter Prozess. Der »Zweck unseres jetzigen Daseins« ist »auf Bildung der Humanität gerichtet«.6 »Alle sinnlichen Triebe, in denen wir wie die Tiere der irdischen Haushaltung dienten, haben ihr Werk vollbracht; sie sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Gesinnungen und Bemühungen werden, und damit ist ihr Werk vollendet.«7 Zur Humanität gehören nach Herder Friedlichkeit; Fähigkeit des Mitgefühls; Schönheit als Form der inneren Vollkommenheit; Religion, begriffen als Verstandesübung und Übung des menschlichen Herzens.

Das Ideal der allseitig entwickelten, harmonischen Persönlichkeit geht aus von der Verschiedenheit der Individuen. Es beinhaltet die Herausbildung der individuellen Anlangen und Fähigkeiten. Das heißt nicht, dass jeder alles kann und tut - das würde zur Zersplitterung führen. Zugleich darf die Arbeitsteilung entwickelter Gesellschaften nicht zur Vereinseitigung führen. Harmonie zielt auf Begrenzung, Rundung des Individuums. Hebel war, wie etliche Theologen Deutschlands seiner Zeit, katholische und evangelische – siehe Herder –, kein Dogmatiker. Nach Auffassung dieser Theologen sollte die christliche Lehre soweit wie möglich mit der Vernunft in Übereinstimmung gebracht werden. Ferner kam es darauf an, dass die christliche Lehre zur Sittlichkeit anleitete und zu einem auf Vervollkommnung ausgerichteten Leben anhielt.

504 Ursula Speckamp Badische Heimat 4/2016

II. Daoistisches bei Hebel

Stichworte zum Daoismus¹⁰

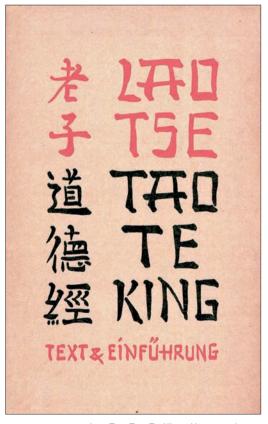
Laozi (6./5. Jh. v. Chr.) hat die Lehre vom *dao* in dem Werk *Daodejing* (= Buch vom Weg und von der Urtugend) klassisch formuliert.¹¹ Am Anfang ist nach daoistischer Lehre das Nichtseiende. Aus ihm geht das Seiende als Urchaos hervor. Die in diesem sich kristallisierende Ordnung heißt *dao*. Sie qualifiziert sich in großen und kleinen Ordnungsgefügen, vom *dao* des Kosmos über das *dao* der Leben ermöglichenden Biosphäre bis hin zum *dao* der Lebewesen, von denen jedes das ihm jeweils arteigentümliche und – bei höher entwickelten Wesen – ein individuelles *dao* hat, so auch der Mensch.

Laozi zufolge hat der Mensch nach dem Ende des ursprünglichen Ackerbaus wie er in der Jungsteinzeit bestand und mit dem Beginn der Metallzeit dao und de, den rechten Weg und die Urtugend verloren (in China ca. 3000 v. Chr.). Staat, Zivilisation und auf den eigenen Vorteil bedachtes Denken kamen auf. Die Einbindung des Menschen in die außermenschliche Natur der Biosphäre, das Leben im Einklang mit sich selbst und miteinander wurde zerstört. Seither befinden sich die Menschen in Verwirrung, im Zustand der Entfremdung. Der Daoismus strebt danach, die einst bestehende Harmonie der Menschen mit sich, untereinander und mit der Biosphäre wiederzugewinnen durch Rückkehr zum dao, zum Maß. Das heißt ursprünglicher Ackerbau, einfaches Leben, sanftes Handeln (wu wei) aus der Kraft der Urtugend de.

1. »Belchismus«

Hebels Werk durchzieht das Wissen um die Einbindung des Menschen in die außer-

Da Hebel als Lehrer eine Vielzahl von Fächern, u. a. Mathematik und naturkundliche Stoffe zu unterrichten hatte, musste er sich mit den einschlägigen Wissensgebieten beschäftigen – was seinen weitgespannten Interessen entgegenkam. Das belegen die »Excerpthefte« Hebels8, ebenso seine Bibliothek9. In den »Excerptheften«, die von 1780-1803 reichen, notierte Hebel ihm wichtig oder »merkwürdig« erscheinende Inhalte aus Büchern und Zeitschriften - Theologisches, Philosophisches, Historisch-Geographisches, Pädagogisches, aus Dichtung und aus Sprache und Sprachkundliches betreffenden Werken. Die Bibliothek gliederte sich entsprechend diesen Bereichen.



Lao Tse, Tao Te King. Herausgeber: Werner Zimmermann, Verlag Fankhauser, 1949

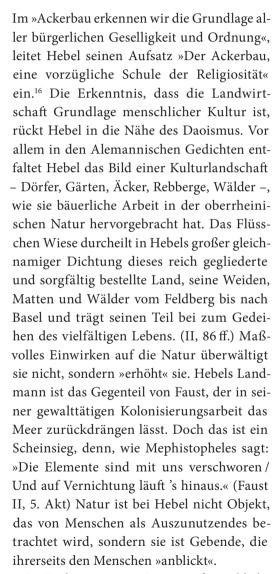
menschliche Natur. In der frühen Hymne »Ekstase« schafft sich dieses Wissen überschwänglichen Ausdruck. 1792/93 entstanden (erst rund 150 Jahre später veröffentlicht) war sie für den kleinen Freundeskreis der »Proteuser« bestimmt, der scherzhafttiefsinnig dem griechischen Gott Proteus huldigte. In der griechischen Mythologie entzieht sich Proteus, gleich der geheimnisvollen Natur, den nach ihm greifenden Menschen und schlüpft beständig in eine andere Naturgestalt. Diesem Gott begegnen die Freunde in dem mächtigen Berg Belchen, dem höchsten ihrer Heimat. Beim Ersteigen des Belchen haben sie ihn erlebt. Auf seiner Kuppe wird Hebel vom Geist des Proteus ergriffen: »Ha Er ist es! - Er umschwebt mich! Belchisches Gefühl belebt mich!«12 In Schweigen und Finsternis allem Irdischen entrückt erlebt Hebel wie aus Proteus' Schoß »aufgährend die Materie flos«.13

Im heimatlichen, spätestens für die Kelten heiligen Belchen, Ort und Auslöser der Entrückung, versammelt sich für den Proteuser-Hebel Natur. Aus ihr kommt er, aus ihr lebt er, gleich einem Daoisten ist er ihr innig verbunden.

Hierzu der Japaner Yasumitsu Kinoshita in seiner Hebelrede: »Für Hebel [...] war alles Seiende wechselhaft [...], pendelt [...] zwischen Leben und Tod, Werden und Vergehen, wie es [...] der östlichen Weltanschauung entspricht.« Kinoshita weist darauf hin, dass und wie sich durch den Kapitalismus Subjekt und Objekt spalten, d.h. der gespaltene Mensch sieht die Natur hauptsächlich als Gegenstand der Ausbeutung. Folge dessen ist die Zerstörung der ursprünglichen Natur, wie sie Hebel noch erleben konnte. Hebel könne uns helfen, ist Kinoshita überzeugt, die Spaltung zu überwinden. Berge werden in vielen Kulturen verehrt. Sie sind den Gottheiten, sind dem

Himmel näher. Dem Daoisten ermöglichen die Berge ein zurückgezogenes, naturnahes Leben, das der Kultivierung unverbildeten Menschseins dient.¹⁵

2. Die oberrheinische Kulturlandschaft des Ackerbaus und der Viehzucht



Im Frühsommer, vor Sonnenaufgang, blickt der Morgenstern auf die schon um 4 Uhr früh tätigen Mäher, doch nicht nur auf sie: »Der

506 Ursula Speckamp Badische Heimat 4/2016

Mähder un der Morgenstern stöhn zytli (zeitig) uf un wache gern [...] Un d'Vögeli sinn au scho do.« (II, 12) Dann erklingt das Betzeitglöckli, das den Tag einläutet. Während der Morgenstern »nach Hause« eilt, steigt die Sonne hinter den Bergen auf, enthüllt sich mehr und mehr dem Betrachter; der ist hineingenommen in das Geschehen zwischen Naturhimmel und Erde: »Dört chunnt si scho. i ha's jo gsait, in ihrer stille Heerlichkeit! Si zündet ihri Strahlen a [...], un wo si fallen in Berg un Tal, se rüehrt si 's Leben überal.« (II, 13) Der Storch ist zu hören, viele Menschen beginnen ihr Tagewerk. (II, 13) Die mütterliche Frau Sonne bringt den ganzen Sommertag über Wärme, Wachstum, Gedeihen; alles Lebendige ist darin eingeschlossen. (II, 66) Sie ermöglicht Geben und Nehmen: Blumen hat sie ausstaffiert, Bienen und Käfern zu trinken gegeben, Samenköpfchen gesprengt, die Vögel mit Samen ernährt, den Kirschen rote Bäckli gemacht, Ähren und Reben wachsen und gedeihen lassen. (II, 66) Menschliches Tun hat sie gefördert, Wäsche gebleicht, Heu getrocknet. (II, 67) Nach fleißiger Arbeit ist die Sonne am Abend mijde, Pflanzen, Tiere, Menschen wünscht sie: »Schloofet alli wohl!« (II, 69) Gleich der Sonne, die zur Tätigkeit beflügelt, hat auch der Abendstern eine Wirkung auf die Menschen - er besänftigt, »un isch me müed un het e Schmerz, mit stillem Fride füllt er 's Herz.« (II. 70) Nach der Sonne verschwindet auch der Abendstern. Die Menschen folgen: »Mer göhn jetzt au ins Bett.« (II, 68)

Den Schlafenden ist die Nachtstimmung, das nächtlich-geheimnisvolle Leben im Dorf verborgen, nicht so dem Nachtwächter. Ihm erschließt sie sich: »Wie still isch alles! Wie verborgen isch, was Lebe haißt, im Schooß der Mitternacht uf Strooß un Feld! Es tönt kai Menschetritt, es fahrt kai Wagen uus der Ferni her.« (II, 80) Unterm Dach schleicht der Iltis,



Die Bahn und der rechte Weg des Lao - Tse. Der chinesischen Urschrift nachgedacht von Alexander Ular, Insel-Verlag, 1921

vom Kirchturm her zieht eine Eule in stillem Flug. (II, 80) »Un hangt denn nit im Gwülch (Gewölk) die große Nachtlaterne dört, der Moon? Still hangt si dört, un d'Sterne flimmere.« (II, 80)

Bäuerliches Tun fügt sich ein in den Rhythmus, den die Bewegung von Erde und Gestirnen vorgeben – Tag und Nacht, Woche und Monat, Wechsel der Jahreszeiten. Auf die Arbeitswoche folgt die Sonntagsruhe. Über stiller Festtagsfreude geht die Sonne auf: »Un 's isch so still un haimli do, men isch so rüeihig un so froh!« (II, 15) Das Gartenland erscheint

dem sonntäglich Schauenden in all seiner Pracht: »Me maint, me lueg ins Paredies!« (II, 15) Den Lauf des Jahres vom Frühjahr bis in den Herbst entfaltet Hebel in dem großen Gedicht »Das Habermus«. (II, 93 ff.) Menschlichen Fleiß und Werden und Gedeihen aus der Kraft der Pflanze, der Erde und des Himmels verschlingt Hebel zu einem kunstvollen Werk. Nach der Aussaat entwickelt sich das Haferkörnchen unter der Gunst der Witterung aus sich heraus und wächst heran. Im Herbst ist die Reihe wieder an den Menschen: Sie schneiden, dreschen, mahlen und zuletzt: »Mit faister (fetter) Milch vom junge, fleckige Chüehli [Kühlein]« bereitet die Mutter Habermus zu. (II, 96)

Die für sich lebende außermenschliche Natur besingt Hebel im »Liedlein vom Kirschbaum«. Im Wechsel der Jahreszeit bietet der Kirschbaum vielen Tieren Speise: Im Frühling treibt der Kirschbaum »viil tausig Blätter, grüen un frisch« - Nahrung für das aus dem Ei erwachte Würmlein. (II, 17) Dann kommen Blüten, in die das Bienlein sein trockenes Zünglein streckt und trinkt. (II, 18) Im Sommer ist der Spatz dran: »Der lieb Gott het zuem Summer gsait: >Gang, deck im Spätzli au sy Tisch!« Kirschen erscheinen »rot un frisch«. (II, 18) Der Herbst räumt ab, alle haben jetzt gehabt. Die Blätter fallen zu Boden: »Un was vom Boden obsi chunnt, mueß au zuem Bode nidsi goh.« (II, 18) Später deckt der Winter mit Flocken zu »was übrig isch«. (II, 18)

3. Einfaches Leben

Das alemannische Gedicht »Die glückliche Frau« nennt als Grundlage einfachen Lebens ein »Güetli.« Das meint: ein kleines Haus mit Garten, Feld, Reben, Obstbäumen, eine Kuh

und eine Sau im Stall, »un im chlaine Hof regiere Hüehner, Gäns un Schoof«. (II, 58) Wenn ihr Mann, der Fridli »müed un still« vom Acker heimkommt zum Abendessen, hat ihm die Frau eine kleine Mahlzeit appetitlich angerichtet: »Rain un frisch« steht ein guter Weißkäse mit Kümmel »uf em Tisch«; dazu ein Krüglein Wein. (II, 59) Die Stube »isch so haiter un so nett, as wenn 's e Engel zimmret hätt, un putzt, as wenn 's e Chilchli (Kirchlein) wär«. (II, 59) Bei Eis und Schnee, Regen und Sturm »isch's Stübli [...] warm un still«. (II, 59) Es ist notwendig und auch weise, die Bedürfnisse klein zu halten. Denn der Verwöhnte kann sich schwer in knappe Verhältnisse schicken, und die können schnell auftreten.17 Eines der »Marktweiber in der Stadt«. das auf dem Basler Markt seine Ware feilbietet, meint: Reich sind die Basler, »'s isch kai Froog«; sie haben »Flaisch un Fisch un Törtli un Makrone«. (II, 31) Trotzdem, das Leben auf dem Land ist schöner: »Früeih, wenn der Tag verwacht, was isch 's nit für e Pracht!« Da fasst man frischen Mut. (II, 30) »Mer bruuche ke Zuckerbrot.« (II, 31)

Auf dem Grund der Einfachheit beruht die Möglichkeit, auf das Wesentliche hin zu leben. Den Weg zur Einfachheit und Wesentlichkeit muss der dicke wohllebige Patient gehen, wenn er geheilt werden will.18 Das kluge Rezept eines entfernt wohnenden Arztes: Mäßige Lebensweise, z. B. zu Fuß gehen statt zu fahren, nur soviel essen, als »der Hunger ermahnt«. (I, 235) Diese Therapie ist ganzheitlich. Ihr Erfolg beginnt sich schon ab dem zweiten Morgen der im Frühling angetretenen Wanderung des Patienten zum Arzt zu zeigen: Dem Fußgänger erschließt sich die Natur, von Tag zu Tag wird sie ihm schöner. Die fremden Menschen, die ihm entgegen kommen, nimmt er wahr, statt an ihnen gleichgültig-blind vorbeizulaufen.

508 Ursula Speckamp Badische Heimat 4/2016

4. Sanft handeln

Da Pflanzen und Tiere ebenfalls leben wollen. muss sich der Mensch zurücknehmen. d. h. er darf nicht eingreifen, wenn es unnötig ist, er soll lebenserhaltend wirken, sanft handeln (wu wei, siehe oben unter »Stichworte zum Daoismus«). Der Landmann, heißt es in einem Kalenderbeitrag Hebels, klagt über Unkrautplage im Garten und auf dem Acker. (I, 344) Aber, erklärt Hebel: Der Mensch ist nicht allein auf der Erde. (I, 344) Auch die Tiere wollen sich nähren. Dabei sind uns »manche davon [...] unentbehrlich und wir wissens wohl, manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissens nicht«. (I, 344) Hebel fordert schonenden Umgang mit Pflanzen und Getier: »Ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Not zerstören, lieber leben lassen als töten, wärs auch nur ein Tier im Staube.« (I, 368)

Jede Tiergattung, jede Tierart hat ihr besonderes dao, ihr Leben vollzieht sich nach der ihr eigentümlichen Gesetzmäßigkeit. Das zeigt Hebels Kalenderbeitrag »Die Eidechsen«. (I, 374 ff.) Dieser Beitrag enthält ähnliche Gedanken wie zwei der Lehrerzählungen des daoistischen Denkers Zhuangzi (370-300).19 Der verständige Mann, schreibt Hebel, bleibt im Frühjahr, wenn »überall in der mannigfaltigen Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird [...], einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd in der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter.« (I, 374)

Die eine Lehrerzählung von Zhuangzi: »Dschuang Dsi ging einst mit Hui Dsi spazieren am Ufer eines Flusses. Dschuang Dsi sprach: ›Wie lustig die Forellen aus dem Wasser herausspringen! Das ist die Freude der Fische. Hui Dsi sprach: ›Ihr seid kein Fisch, wie wollt Ihr denn die Freude der Fische kennen?‹« Zhuangzis Antwort: »Ich erkenne die Freude der Fische aus meiner Freude beim Wandern am Fluß«.²0 Dass er ein Lebewesen ist wie die Eidechse – das insofern gleiche *dao* hat – verbindet Hebels Spaziergänger mit dieser; aus seiner Frühlingsfreude heraus erkennt er ihre Freude. Ähnlich erlebt es Zhuangzi bei den Fischen.

In welcher Wiese das Tier eines bestimmten Lebensraumes bedarf, zeigt Hebel eindrücklich an der im Brunnen lebenden Eidechse. »Solch ein Tierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen [...], weiß nicht, obs noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt gibt oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh und hat keine Klage und keine Langeweile.« (I, 375)

In »Der Brunnenfrosch«, der zweiten Lehrererzählung von Zhuangzi, preist ein Brunnenfrosch vor einer Meeresschildkröte seine Lebensverhältnisse im Brunnen.²¹ Die Schildkröte, angelockt, muss aber erfahren, dass der Brunnen nichts für sie ist. Nun berichtet sie dem Brunnenfrosch von ihrem Lebenselement, dem Meer. »Als der Frosch vom alten Brunnen das hörte, da erschrak er sehr.«²² Der Mensch muss begreifen – so Zhuangzi, so Hebel –, dass jedes Lebewesen nur in seinem »Element«, hier ist es jedesmal ein Brunnen, »froh« sein kann.

III. Konfuzianisches bei Hebel

Stichworte zum Konfuzianismus²³

Die Quellen des Konfuzianismus sind zunächst die von Kong Fuzi (551–479 v. Chr.)

redigierten, teilweise bis in den Beginn des 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichenden »Fünf Klassiker«. Der spätere Konfuzianismus – darunter der Denker Mengzi (372–289 v. Chr.) - bezieht sich auf vier weitere Bücher, darunter das Lunyu (= Gespräche des Konfuzius). Früh wurde in China erfasst, dass nach dem Zerfall des menschlichen Körpers etwas übrig bleiben muss, das nicht mit ihm zusammen vergeht. Dieses wurde als Hauchseele (hun) bezeichnet. Die Versammlung der abgeschiedenen Hauchseelen ist der (Ahnen-) Himmel. Lebende und Abgeschiedene sind in der Sippengemeinschaft vereint. Aus der Verehrung der Ahnen, ihrer geschichtlich akkumulierten Tätigkeit entsteht *li*, das Ordnungsprinzip des (Ahnen-) Himmels, das in die Sphäre der lebenden Menschen eintritt: Tradition, Kulturerbe, Sittlichkeit.

Die das *li* definierenden Begriffe sind: entwickelter Mensch, gebildeter Mensch; Mitmenschlichkeit, Humanität, Güte; Pflicht, Rechtschaffenheit; Treue; Ehrfurcht, Dankbarkeit; Wissen. Die Inhalte dieser Begriffe konstituieren die zweite Natur des Menschen, die ein Element der Hochkultur und besonders der entwickelten Hochkultur ist.

1. Entwickelte Arbeit: Wissen, Fleiß, Sorgfalt

Für Hebel gehört zum Menschsein gut verrichtete Arbeit. Sie ist nur zu erreichen aufgrund des Erwerbes von Wissen und von Fertigkeiten, durch Pflichterfüllung und Fleiß, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Hebel versteht sein Tätigsein auch als Beitrag dazu, das allgemeine und berufsspezifische Wissen der Landbevölkerung zu erweitern. So sind Kalenderbeiträge aus dem Bereich der Naturkunde, der Geschichte und zeitnaher politi-

scher Ereignisse entstanden. Im Hinblick auf die Gestirne spricht Hebel den Leser an mit »Guter Freund, das ist nicht löblich, dass man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet.« (I, 287) Der angemahnte Fleiß ist zunächst beim Lernen nötig, denn: Was der Mensch »zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen«. (I, 359)

Ein Vorbild für Lerneifer, zielgerichteten Erkenntniswillen und Fähigkeitenerwerb ist Hebel zufolge der Schweizer Jakob Humbel. Der »kann jedem seinesgleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz aller Hindernisse am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hilfe erreichen kann«. (I, 404) Jakob Humbel hatte den sehnlichen Wunsch, Tierarzt zu werden. Nach vielen Mühen, immer sein Ziel vor Augen, gelangte Humbel endlich nach Karlsruhe an die »öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Tierarzneikunst«. (I. 406) Hier war er »in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte«. (I, 406) Nach 20 Monaten kehrte er in die Schweiz zurück und legte bei der Prüfung vor dem Sanitätsrat des Kantons Aargau »die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag« und ist jetzt einer der geschicktesten und angesehensten Tierärzte der ganzen Schweiz. (I, 406 f.) Auf Jakob Humbel passt der Satz aus dem Lunyu, den Gesprächen des Konfuzius: »Wem täglich bewußt ist, was er noch alles lernen muß, und wer darüber hinaus monatlich sich prüft, um nicht zu vergessen, was er bereits kann, von dem kann man sagen, daß er das Lernen liebt.«24

Fleiß ist ferner Voraussetzung für den ehrlichen Erwerb des Lebensunterhalts: »Im

510 Ursula Speckamp Badische Heimat 4/2016

Morgerot mit Pflueg und Charst [zweizinkige Hacke] dur's Waizefeld, bis Stern un Stern am Himmel stoht.« (II, 84) Das ist der Weg zum vollen Mehlfass. (II, 84) Fleiß muss mit Stetigkeit gepaar sein: »Me hackt, solang der Tag aim hilft, me luegt nit um un blybt nit stoh.« (II, 84) Entsprechend dem Sprichwort »Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden« sagt Hebel: Viele fleißige Hände haben »viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet«. (I, 400)

Jeder muss auf seinem Gebiet Qualität hervorbringen: »Gesetzt [...], du lernst ein Handwerk oder wirst ein Schreiber oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Tun das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das nämliche in seiner Art so gut machen kann als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am anderen obenweg aus dem Ärmel. [...] Dem Menschen kann keine reinere Freude werden als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn jedermann gestehn und bekennen muß und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht.« (I, 361)

2. Erziehung

Der heranwachsende Mensch wird zunächst in der Familie erzogen, vorab durch die Eltern, später kommt Erziehung durch andere dazu, bevor die Selbsterziehung einsetzt. Vor allem durch das gute Vorbild der Eltern werden die Kinder erzogen: »Die Kinder lernens von den Eltern; sie sehens und hörens nicht anders und folgen dem Beispiel.« (I, 245) In diesem Sinne beispielgebend verfährt jener Tagelöh-

ner, der von sich berichtet: »Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.«²⁵

Zum elterlichen Vorbild treten Ermahnung und Belehrung. Wenn Eltern anschaulich erklären oder erzählen, haften die Lehren umso besser. So etwa der Vater in »Die Vergänglichkeit« oder die Mutter in »Das Habermus«. Vater und Mutter helfen dem Kind, die Welt zu erschließen und zu verstehen. Damit das Kind gerät, müssen die Eltern ferner Sorgfalt und Konsequenz walten lassen, müssen es auch einführen in das, »was an der Zeit ist«. »Ein leichtgläubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deswegen, hatte ein braunes Rößlein und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er sich weniger als um seine chaldäischen Bücher.« (I, 139) Entsprechend missrät der Sohn. Anders diese Mutter: Wenn das Bübli einmal meint, es sei der Herr im Haus, dann muss die Mutter nur den Finger heben und auf die Rute zeigen: »Un 's Büebli folgt un wird e brave Chnab«. (II, 56) Am Weihnachtsabend ist in der verlotterten Familie kein Christbaum, wohl ist er aber dort - wenn auch sehr bescheiden geschmückt -, wo zwar Armut, doch Ordnung herrscht und Kultur vermittelt wird. (II, 56)

Wie man auch in reiferem Alter noch durch andere erzogen werden kann, wenn man die Lehre beherzigt und an sich arbeitet, zeigt »Das Mittagessen im Hof«: Einem launischen Mann, dem sein Bedienter oft nichts recht machen konnte, werden die Augen über sich geöffnet, als jener eben das tut, was er selbst gerade getan hat: Er wirft der vom Herrn zornig in den Hof

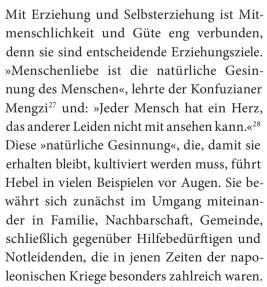


Lao-tse, Führung und Kraft aus der Ewigkeit. Übertragung von Erwin Rousselle, insel taschenbuch. 1985

geschleuderten Suppenschüssel Fleisch, Brot, Wein und das Tischtuch mit allem, was noch darauf ist, hinterher. Der darob aufbrausende Herr erhält »ganz kalt und ruhig« zur Antwort: »Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau.« (I, 23 f.) Der Herr kommt zur Besinnung. »Diesmal die Suppe hinabgeworfen und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.« (I, 24)

Wie der chinesische Konfuzianismus geht der deutsche Bildungshumanist Hebel davon aus, dass der Mensch von Natur aus gut ist, doch muss dieses Gute gepflegt werden durch Erziehung zunächst, Selbsterziehung später. Wer den Kuhberg heute kahl sieht, könnte meinen, das sei seine Natur, schreibt der Konfuzianer Mengzi.26 Irrtum! Dort standen einst Wälder, doch die Menschen einer nahen Großstadt fällten die Bäume. Der Boden brachte neue Triebe und Sprossen hervor, aber Rinder und Schafe fraßen sie weg. Ebenso ist es mit dem Menschen: Wird seine gute Natur nicht gehegt, wird er »kahl«. Hebel: »Ist denn er Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt?« (I, 396) Nein! Der beste Ackerboden trägt Gras, Unkraut, Weizen aus eigener Kraft, doch muss er gewartet und gepflegt werden. Dann steigt »im Morgentau und Abendregen [...] eine fröhliche Saat empor«. (I, 396)

3. Mitmenschlichkeit, Güte



Der Ehemann, der das Wirtshaussitzen bis in die tiefe Nacht hinein liebt, wird von sei-

512 Ursula Speckamp Badische Heimat 4/2016

ner Frau »mit Liebe und Sanftmut gebessert«. (I, 243) Oft genug bedarf es einiger Überlegung und Erfindungsgabe, um ein gedeihliches Miteinander zu ermöglichen. Der Nachbar, der durch die frühmorgendlichen Rufe der Wachtel des Nachbarn im Schlaf gestört ist, kauft schließlich – denn Reden und Bitten helfen nicht - jenem die Wachtel ab und hält sie bei sich. Nun wird der vormalige Wachtelbesitzer durch die Wachtelrufe aus dem Schlaf gerissen und beschwert sich, will sie zurückkaufen. »>Freund«, erwiderte ihm hierauf der Nachbar, vor Euer Fenster kommt die Wachtel nimmermehr, aber gebt Ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen. Der Nachbar dachte bei sich: >Wohlfeiler kann ich sie nicht loswerden als für sein eigenes Geld.« Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.« (I, 34)

Armut und Not: Die Bäuerin, die es erübrigen kann, sagt im kalten Januar zu ihrem Kind: »Gang, bring der arme Fischer-Liis e Säckli Mehl, e Hemdli wyß«; nimm auch einiges Anfeuerholz und sag, sie soll zu uns kommen und Waihe (Fastenspeise) holen, wenn ich backe, (II, 29; vgl. II, 36) Leute, die nicht Geld noch Gut haben, bitten selber »um einen Zehrpfennig« und nehmen sich trotzdem um andere an, wie ein Handwerksbursche, der beim Zehrpfennigbitten auf eine mittellose kranke Witwe trifft: da sammelt er für sie Brot, kleine Geldstücke und bringt ihr das. (I, 247 f.) Mitten im Winter bleibt von umherziehenden Bettlern in St. Märgen ein Mädchen zurück bei einem Tagelöhner. Der behält es bei sich, so schwer es ihn auch ankommt, noch ein Kind »mehr zu füttern«. (I, 247) Durch Vermittlung des Pfarrers nimmt dann ein wohlhabendes Ehepaar das Mädchen zu den eigenen Kindern auf. (I, 247)29 Ein Vorbild an Güte ist der in Russland wohlhabend gewordene und angesehene

»Schneider in Pensa«, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten. Hat einer »auf dreißig Stunden Weges [...] ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett«. (I, 257) Zur Zeit des napoleonischen Russlandfeldzuges gilt seine Hilfe besonders kriegsgefangenen Badnern (I, 257 ff.).

4. Verbindung mit den Ahnen

Die Familie hält die Verbindung zu den vergangenen Geschlechtern, sie lebt aus dem Guten, das jene hinterlassen haben und überliefert es an die nächste Generation. Das Kind Agatha wird an der Totenbahre des Paten darüber belehrt, in welcher Weise es des Verstorbenen gedenken soll. Verstand, Wille, Taten sind dabei gefordert. »De hesch e brave Götti [Pate] gha. Gang, Agetli, un halt di wohl! Dy Stündli schlacht der au nemool.« (II, 61) Auf dem Friedhof, dem Kirchhof des Dorfes wird der Verstorbenen gedacht. Das neue Jahr entbietet seine Morgengrüße den Lebenden wie den Toten des Dorfes (II, 9 f.). Von den jetzt Lebenden werden bald einige auf dem Kirchhof ruhen: »Sinn echt no leeri Plätzli do? 's cha sii, me bruucht e paar dervo.« (II, 10) Dem »Wächter in der Mitternacht«, der seinen Gang durchs nächtliche Dorf und über den Kirchhof macht, sind die Verstorbenen anwesend, was das Dorf ist, verdankt sich den Lebenden und den Dahingegangenen. »Es isch mer [...], as wenn die Toten in der Mitternacht uus ire Gräbere giengen un im Dorf e wenig luegten, öb no alles isch wie almig [einst].« (II, 81) »König Friedrich und sein Nachbar« erzählt von einem Müller, der seine den König störende Mühle diesem nicht verkauft: »Sie ist

mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin [...], so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.« (I, 19) Wie sich zeigt, findet sich das Bewusstsein der in der Geschichte gegründeten Kultur und Sittlichkeit, das Bewusstsein von der Bedeutung der Ahnen beim Konfuzianismus wie bei Hebel.

Anmerkungen:

- 1 Hans Leopold Zollner, Greif & Zarenadler, Karlsruhe 1981. Siehe auch: Ursula Speckamp, Badische Schriftsteller und Denker über Russland und russisches Denken, in: Badische Heimat 1/2012, S. 65 ff.
- 2 Fumihiko Yokawa, Hebel in Japan, Badische Heimat 1/1985, S. 273–275. Die Veröffentlichung des Aufsatzes von Yokawa ist ein beachtenswertes Verdienst des Landesvereins Badische Heimat.
- 3 Yasumitsu Kinoshita, Johann Peter Hebel in der östlichen und postmodernen Sicht. Festvortrag gehalten beim »Schatzkästlein« in Lörrach am 16. Mai 1992. Schriftenreihe des Hebelbundes Sitz Lörrach Nr. 39.
- 4 Zum Leben vor allem: Wilhelm Zentner, Johann Peter Hebel, Karlsruhe 1965.
- 5 Dazu: Franz Filser, Polyphone Weltkultur und harmonische Weltgesellschaft aus entwickelter Arbeit und ethischer Progression, Freiburg i. Br. 2013, S. 138–153.
- 6 Johann Gottfried Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Wiesbaden o. J., S. 143.
- 7 Ebd., S. 144.
- 8 Anleitung zum Selberdenken. Johann Peter Hebels »Excerpthefte«. Hrsg. Von H. Schmidt-Bergmann/J. Hiller von Gaertringen, Karlsruhe 2010.
- 9 Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hrsg.), Johann Peter Hebel in Karlsruhe, Karlsruhe 1999, S. 50–64.
- 10 Zusammenfassend hierzu: Franz Filser, Die kriminalitätsvermindernde Perspektive der Menschheitswerte. Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Bd. 9, S. 37–49

- 11 Laudse (Laozi), Daudedsching (Daodejing), Münschen 1985. In Klammern ist die inzwischen gebräuchliche Pinyin-Umschrift angegeben.
- 12 Hans-Gerhart Oeftering, Naturgefühl und -gestaltung bei den alemannischen Dichtern von Beat L. Muralt bis Jeremias Gotthelf, Berlin 1940, darin besonders S. 144–173. S. 145–157 enthalten den Text von »Extase«. Zitat: S. 146.
- 13 Ebd., S. 145.
- 14 Siehe Anm. 3, S. 3, vgl. auch S. 5.
- 15 Du Fu (712–770), Blick auf den heiligen Berg, in: Der seidene Fächer. Klassische Gedichte aus China, München 2009, S. 113.
- 16 Johann Peter Hebel Werke, hrsg. von Eberhard Meckel, 2 Bände, Frankfurt 1968, Erster Band, S. 473. Im folgenden werden die Zitate im laufenden Text nachgewiesen: I = Erster Band, II = Zweiter Band, dann Angabe der Seitenzahl.
- 17 Vgl. »Der Winter«, II, 27; »Der Sperling am Fenster«, II, 25 f.
- 18 »Der geheilte Patient«, I, 232 ff.
- 19 Dschuang Dsi (Zhuangzi), Das wahre Buch vom südlichen Blütenland, München 1988.
- 20 Ebd., S. 192.
- 21 Ebd., S. 189.
- 22 Ebd.
- 23 Zusammenfassend: Filser, Menscheitswerte, S. 49-64.
- 24 Konfuzius, Gespräche (Lunyu), Reclam 1998, S. 125 (XIX. 5.).
- 25 Vgl. »Franziska«, I, 273 ff.
- 26 Mong Dsi (Mengzi), Die Lehrgespräche des Meisters Meng K'o, München 1994, S. 165 f.
- 27 Ebd., S. 167.
- 28 Ebd., S. 74.
- 29 Vgl. »Der Herr Charles«, I, 266 ff.



Anschrift der Autorin: Dr. theol. Ursula Speckamp Schubertstraße 4 79104 Freiburg

514 Ursula Speckamp Badische Heimat 4/2016

Christian Mayer (1719–1783)

Seine kartographischen Arbeiten, astronomischen Forschungen und der Aufbau der Wetterbeobachtung¹

Kai Budde

Christian Mayer wirkte ab 1752 an der Universität Heidelberg, später von 1760–1769 auch an der Sternwarte in Schwetzingen. Von 1775 bis 1783 war die Mannheimer Sternwarte sein Arbeitsplatz. Hier entdeckte er mehr als 100 Doppelsterne. Die Katalogisierung des Sternhimmels, die Berechnung von Umlaufbahnen und Distanzen von Himmelskörpern und die Vermessung des Landes waren seine Hauptaufgaben. Ab 1780 war die Mannheimer Sternwarte auch eine Station im weltweiten Wetterbeobachtungsnetz der »Societas Meteorologica Palatina«.

Ausbildung und Tätigkeiten Mayers bis 1751



Als Christian Mayer am 16. April 1783 in Mannheim im Alter von 63 Jahren starb, war er ein international anerkannter Astronom, Geodät und Meteorologe.

Innerhalb von 30 Jahren war es ihm durch seine wissenschaftliche Neugier, sein breit gefächertes Wissen und seine internationalen Kontakte zu den europäischen Akademien gelungen, eine von ihm entworfene und vom Hof finanzierte Sternwarte aufzubauen, die auch dann noch reiche finanzielle Unterstützung erfuhr, als der Hof längst in München residierte.

Christian Mayer wurde am 20. August 1719 in Mederitz (Modrice) südlich von Brünn in Mähren geboren. Seine erste Ausbildung erhielt der junge Mayer bei den Jesuiten in Ölmitz, Tyrnau und Wien. 1741 immatrikulierte er sich als Magister der Philosophie und Hörer der Theologie an der Würzburger Univer-



Die frisch restaurierte Mannheimer Sternwarte 2016 (Foto: Kai Budde)

sität. In Würzburg knüpfte Mayer Kontakte zu Pater Franz Huberti SJ und Pater Franz Trentel SJ, denen er lebenslang verbunden blieb. Am 26. September 1745 nahm man Mayer in Mainz in das Oberrheinische Noviziat der Gesellschaft Jesu auf.

Nach mehreren Jahren als Lehrer für Mathematik und alte Sprachen am Jesuiten-Seminar in Aschaffenburg legte Mayer 1750 das ewige Gelübde ab und wurde zum Priester geweiht. Im gleichen Jahr wurde er durch die Vermittlung des Ordensprovinzials Pater Franz Seedorff SJ, des Beichtvaters des Pfälzer Kurfürsten Carl Theodor (1724–1799), auf die vakant gewordene Professur für Philosophie an der Universität Heidelberg berufen.

Mayer wird Professor für Experimentalphysik 1752

Als Kurfürst Carl Theodor am 7. Oktober 1752 eine Professur für Experimentalphysik an der Universität Heidelberg stiftete, überließ er die Besetzung des Lehrstuhls wieder dem Pater Seedorff, der – wie schon ein Jahr zuvor – Mayer vorschlug. Zu Mayers neuen Aufgaben gehörte auch der Aufbau eines Physikalischen Kabinetts. Begründet als »physikalischesmathematisches Armarium« mit zuerst weniger als einem Dutzend Instrumenten bestand die Sammlung in den 1770er Jahren aus mehr als 170 Instrumenten.

Parisreise 1757

Nach fünf Jahren Tätigkeit als Physikprofessor wurde Mayer vom Kurfürsten auf eine Studienreise nach Paris geschickt. Der Astronom Jérôme Lefrançois de Lalande, damals Lehrer für Astronomie an der Pariser Akademie, machte Mayer mit den Astronomen César François Cassini de Thury, Joseph Nicolas de Lisle, dem Abbé Nicolas-Louis de la Caille sowie mit Pierre Bouger bekannt, die Mayer von ihren Erfahrungen berichteten und ihn mit den neuesten Beobachtungsgeräten vertraut machten.

Ganz im Unterschied zu Deutschland hatte die Astronomie in Frankreich zur Mitte des 18. Jahrhunderts einen glänzenden Stand. So war 1667 der Pariser Meridian festgelegt worden und 1669 hatte die Vermessung des Meridianbogens zwischen Paris und Amiens durch Jean Picard zur Ermittlung der Erdkrümmung und Bestimmung des Erdradius stattgefunden. 1672 war es die Messung des geringsten Abstandes Erde-Mars mit 50 Mio. km, kurze Zeit später wurde der Abstand der Erde zur Sonne mit 133 Mio. km (heutige Messung 149 650 000 km) ermittelt. Schließlich berechnete der dänische Astronom Ole Römer 1676 am Pariser Observatorium die Lichtgeschwindigkeit mit 214 300 km/sec. Heutige Messungen kommen auf 299 793 km/sec.

Um die Theorie von der Abplattung der Pole und die Newton'schen Gravitationsgesetze zu überprüfen, hatte die Französische Akademie 1735 und 1736 zwei Expeditionen ausgestattet, die einmal nach Peru in die Nähe des Äquators, zum anderen nach Lappland in die Nähe des Nordpols führten. Diese Expeditionen erbrachten den gemessenen Beweis, dass die Erde tatsächlich an den Polen abgeplattet war.

Während seines 5-monatigen Aufenthaltes in Paris erreichte Mayer eine Einladung nach Marseille. Der dortige königliche Astronom Esprit Pezenas hatte ihn zu einem Besuch seiner Sternwarte eingeladen. Er schrieb ihm, dass er hier »mehr und besser englische Instrumente finden würde, als zu Pariß«. Der

516 Kai Budde Badische Heimat 4/2016

Kurfürst stockte also Mayers Reisekasse auf, doch Mayer entschied sich anders und blieb in Paris. Nach Rücksprache mit dem Astronomen Nicolas-Louis de Lacaille verwendete er einen Teil des Geldes zur Bestellung eines transportablen Quadranten bei Jacque Canivet. Canivet war damals der berühmteste Hersteller astronomischer Geräte in Paris; wegen ihrer Präzision war er ein Jahr zuvor zum *Ingénieur de l'Académie des Sciences* ernannt worden. Von den verbliebenen Geld kaufte Mayer mehrere astronomische Bücher und bei dem Uhrmacher Jean André Lepaute eine Standuhr mit Sekundenpendel.

Damit hatte er die Grundausstattung für astronomische und geodätische Berechnungen beisammen. 1758 wurde der bei Canivet bestellte Quadrant angeliefert, mit dem Mayer seine astronomischen Beobachtungen zuerst in Heidelberg und später, wegen der besseren Sichtverhältnisse und der Nähe zum Kurfürsten, in der Sommerresidenz Schwetzingen aufnahm.

Instrumentenkäufe bei Canivet

Als erstes wollte Mayer die Festlegung eines Pfälzischen Meridians in Angriff nehmen. Deshalb bestellte er 1760 bei Canivet einen Halbkreismesser mit Kompass und zwei Fernrohren (Vorläufer eines Theodoliten) und, 1761 eine Kopie des französischen Längenmaßes, eine Toise. Zusammen mit dem Canivet-Quadranten hatte Mayer damit die vollständige und neueste Ausstattung der Zeit für eine geplante Landvermessung. Zunächst aber sollte Mayer Gelegenheit haben, seine astronomischen Kenntnisse vor dem Kurfürsten zu demonstrieren: Den Venus-Transit vor der Sonne im Juni 1761. Diesem Phänomen, das alle hundert Jahre im Abstand



Tragbarer Quadrant von Canivet, Paris 1757 (Foto: Klaus Luginsland, TECHNOSEUM)

von sieben bis acht Jahren einmal stattfindet, maßen die Astronomen große Bedeutung bei, da sie sich aus den Beobachtungen und den damit verbundenen Messungen neue Werte zur Bestimmung der Sonnenparallaxe erhofften. Weltweit wurden zwischen 1761 und 1769 dazu internationale Forschungsunternehmen durchgeführt.

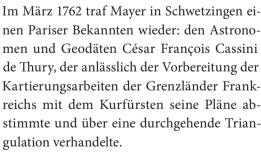
Mayer nutze folgende Beobachtungsinstrumente: den Quadranten von Canivet, ein Fernrohr von Peter Dollond, die Pendeluhr von Lepaute sowie noch einige andere 6-, 8-, 13- und 22-füßige Fernrohre. Die Beobachtung fand vor dem Nördlichen Zirkelbau des Schwetzinger Schlosses statt. Eine langfristige Folge dieser Venus-Beobachtung war der Bau einer festen Sternwarte auf dem Dach des Schlosses im Jahre 1764. Mit deren Fertigstellung stand die



Die Sternwarte Schwetzingen in den 1760er Jahren (Foto: Vetters, Bayerisches Nationalmuseum)

Astronomie nun im Mittelpunkt von Mayers wissenschaftlichem Interesse.

Kartierung durch Cassini de Thury 1762



Dies betraf vor allem die Territorien von Baden-Durlach, Baden-Baden und der Kurpfalz. Während seines Aufenthalts unternahm Cassini auch Reisen nach Worms, Mainz und Frankfurt. Dabei begleiteten ihn Mayer und der später an der Mannheimer Ingenieurschule ausgebildete *Ingenieur géographe* Ferdinand Denis.

Basis Palatina und Kleine Kurpfalzkarte



Nach Cassinis Abreise begann Mayer mit eigenen Vermessungsarbeiten. Seine wie auch Cassinis Basislinie war die unter dem Kurfürsten Carl Philipp angelegte schnurgerade Chaussee von Rohrbach bei Heidelberg nach Schwetzingen. Diese Strecke erweiterte Mayer durch die Mittelachse des Schlossparks bis an das Ostufer des Rheins. Die Länge dieser Strecke betrug nach Mayers Berechnungen 6238,72 Toisen (*Toise du Perou*), was etwa 12,16 km entsprach. Auf dieser Basislinie Ketsch-Rohrbach entwickelte Mayer sein

518 Kai Budde Badische Heimat 4/2016



Charta Palatina 1773 (Kurpfälzisches Museum Heidelberg (S1991))

Dreiecksnetz. Die Triangulation hatte den Vorteil, nur eine Basisstrecke genau auszumessen und die beiden noch fehlenden Seiten des Dreiecks über die Winkelsummen- und Sinus-Rechnung zu erhalten. Man ersparte sich so das recht mühevolle Abstecken und Abmessen der anderen Strecken.

Die Ergebnisse veröffentlichte Mayer 1763 in seiner in Mannheim erschienenen Schrift *Basis Palatina*. Am 23. Januar 1773 erschien die vom Kupferstecher Egid Verhelst ausgeführte *Charta Palatina*, die sogenannte »Kleine Kurpfalzkarte«. Diese möglicherweise als Probeblatt gedachte Karte mit einem Kartenfeld von 28 x 12 Zoll ist nach

SSW orientiert. Der Maßstab ist in 5000 Pariser Toisen oder Klafter zu 6 Schuhen angegeben, was umgerechnet einen Maßstab von 1:75 000 ergibt. Meridian und Breitenkreis durch die Schwetzinger Sternwarte sind auf der Karte ebenso eingezeichnet wie die Basis Palatina mit ihren Endpunkten AB, die genau 38 294,3/10 Pariser Schuh misst. Dargestellt ist eine Fläche von ca. 360 km².

Große Pfalzkarte

Sein eigentliches großes, auf fünf Einzelkarten angelegtes Werk, die *Charta Palatina*

Badische Heimat 4/2016 Christian Mayer (1719–1783) 519

Mannhemio Basileam usque, von denen nur die Mannheimer und die Karlsruher Gebietskarte gestochen wurden, konnte Mayer dagegen nicht beenden. Nach 1774 schließlich erschienen die ersten zwei Blätter der Großen Kurpfalzkarte, die aber nicht datiert sind. Jedes der beiden Blätter, die zusammen ein Gebiet von 4622 km² umfassen, ist nahezu quadratisch und im Maßstab 1:75 500 gehalten.

Es gibt den schriftlichen Beleg dafür, dass Mayer einige Jahre später das Projekt wieder aufgenommen hatte: Am 1. Dezember 1781 schloss er mit dem in Mannheim ansässigen Kupferstecher Frommel einen Vertrag zur Herstellung von 2 Kupferplatten und einer Landkarte. Die Platten sollten bis zum 1. Mai 1783 geliefert werden, doch Mayer verstarb bereits im April. Die Kartierungsarbeiten hatten die Kabinettkasse über 12 000 Gulden gekostet. Mayer war neun Jahre mit diesen Arbeiten beschäftigt.

Geografischen Länge und Breite der Schwetzinger Sternwarte

Um seinen Beobachtungen zum Venustransit 1761 eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, benötigte Mayer die genaue geografische Länge und Breite der Schwetzinger Sternwarte. Um diese zu bestimmen, benutzte Mayer drei Methoden: Die Beobachtung der wahren Mittagszeit, die Beobachtungen von Mondfinsternissen und die Beobachtung der Verdunkelung der Jupitermonde.

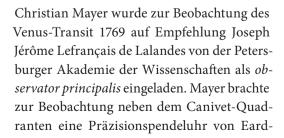
Zwischen dem 16. Februar und 1. April 1764 notierte er die Zeitmesswerte der wahren Mittagszeit. Dazu benötigte er aber noch die Vergleichswerte der Sternwarten von Paris und Wien. Die Mondfinsternis vom 17. März 1764 gab Mayer die Gelegenheit, zusammen mit den Astronomen Hell in Wien und

Zanotti in Bologna die Bedeckung des Mondes durch den Erdschatten bei Beginn und Anfang der Finsternis zeitlich zu bestimmen. Schließlich, zwischen Ende 1765 und Anfang 1766 beobachtete Mayer dann neun Emersionen der Jupitermonde. Durch die übermittelten Ergebnisse von James Short in London, de Lalande in Paris, Eustachius Zanotti in Bologna, Pehr Wilhelm Wargentin in Stockholm und Maximilian Hell in Wien konnte Mayer den Längengrad von Schwetzingen mit 26° 18′ 30″ berechnen.

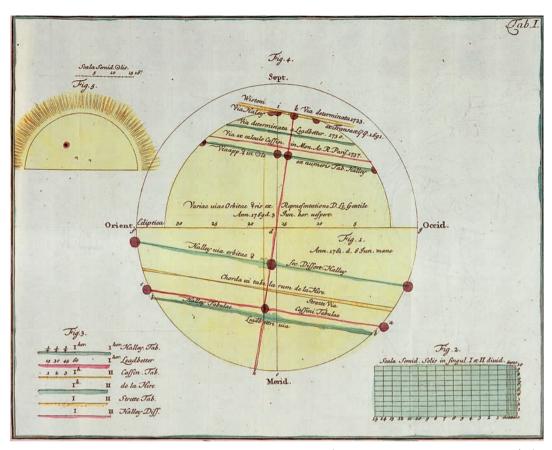
Für die Bestimmung der geographischen Breite (Nord-Südentfernung vom Äquator) benutzte Mayer zwei Methoden: Einmal die Messung der Kulminationshöhe des Polarsterns und die Beobachtung der Meridianhöhen bzw. der höchsten Höhen der Fixsterne. Vom 11. April 1765 bis 10. März 1766 maß er 76 Meridianhöhen von Fixsternen und zwar 40 des südlichen und 36 des nördlichen Himmels und berechnete daraus den Breitengrad Schwetzingens mit 49° 23′ 4,5″.

Da in Deutschland im 18. Jahrhundert erst acht Orte astronomisch festgelegt waren, erhielt Mayer für seine Arbeiten viel Beifall in Fachkreisen. Mayer veröffentlichte seine Ergebnisse 1771 unter dem Titel Directio meridiani Palatini per speculam elect. Arcis aestivae Schwetzingensis ducti, observationibus et caculis definita.

St. Petersburg 1769/1770



520 Kai Budde Badische Heimat 4/2016



Darstellung des Venus-Transits 1769 (TECHNOSEUM Bibliothek Sign. LR 218/88)

ley Norton und ein achromatisches Fernrohr mit Mikrometeraufsatz von Peter Dollond mit nach St. Petersburg. Als Beobachtungsort diente ihnen der Turm der Petersburger Kunstkammer, damals auch Sitz der Akademie der Wissenschaften.

Am 3.6.1769 beobachtete Mayer zusammen mit den Petersburger Wissenschaftlern Anders Johan Lexell², Leonhard Euler, S. K. Kotelnikoff und seinem Reisegefährten Gottfried Stahl den Venustransit. Der leitende Astronom der Akademie, Stephan Rumoffski hatte mit seinen astronomischen Instrumenten Petersburg schon in Richtung Finnland verlassen, wo er seine Beobachtungen vornehmen wollte.

Mayers Berechnungen wurden 1769 unter dem Titel Expositio de Transitu Veneris ante discum solis d. 23. Mai 1769 veröffentlicht.³ Auch in Band XIII der Novi Commentarii der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften werden Mayers Beobachtungstabellen abgedruckt. Seine Beobachtungen deckten sich bis auf wenige Sekunden mit den Angaben von Euler, Kotelnikoff, Lexell und Stahl.

Am 13. Oktober 1770 war Mayer zurück in Heidelberg. Seitdem bestand ein reger Briefkontakt mit Euler und Lexell. Mayer hatte sich Hoffnungen gemacht, als auswärtiges Mitglied der St. Petersburger Akademie aufgenommen zu werden. Doch in einer Abstimmung am 23.12.1776 wurde zu Ungunsten Mayers (4:12) entschieden.

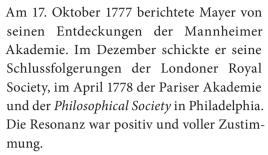
Die Katalogisierung der Doppelsterne

Ab Januar 1776 wandte sich Mayer ausschließlich der Erforschung des Fixsternhimmels zu. Mit seinem Assistenten Johann Metzger (1735–1780) führte er etwa 6000 Beobachtungen durch. Dabei fand er immer wieder nahe beisammen stehende Sterne, sogenannte Doppelsterne, die bislang nicht in den Sternregistern von Nicolas-Louis de la Caille⁴, James Bradley und Tobias Mayer aufgeführt waren.

Durch diese Sterne kam Mayer auf die Idee, das zur damaligen Zeit immer noch unverstandene Phänomen der Eigenbewegung der Fixsterne leichter untersuchen zu können, indem er lediglich die Relativbewegung zwischen den beiden benachbarten Sternen betrachtete. Er unterschied dabei »optische« und »physische« Doppelsterne, also solche, die nur optisch dicht nebeneinander stehen und Sterne, die einander umkreisten. Ein Vergleich mit den älteren Beobachtungstafeln des englischen Astronomen John Flamsteed hatte auch gezeigt, dass manche der darin aufgeführten Fixsterne ihren Helligkeitsgrad verändert hatten.

Ausgehend von seinen Beobachtungen und diesen Vergleichen schloss Mayer auf eine Eigenbewegung der Fixsterne bzw. auf planetenartige Begleiter (Trabanten). Seine Schlussfolgerungen veröffentlichte er unter dem Titel »Hundert Begleiter von Fixsternen und deren ausgezeichnete Verwendung zur Bestimmung von eigener Bewegung der Fixsterne« (1777).

Doppelsterne und Fixstern-Trabanten



Nur aus Wien kam heftige Kritik. Der Wiener Astronom Hell störte sich am Begriff »Fixsterntrabanten« und griff Mayer deswegen öffentlich an. Sein Vorwurf, »Trabanten« sei der falsche Begriff, da jedermann hierbei an Planeten denke, ist dem Sprachgebrauch der Zeit entsprechend durchaus stichhaltig; Mayers Replik hingegen, er habe nur den von den Astronomen Flamsteed und Nevil Maskelyne gewählten Ausdruck comites fixarum eingedeutscht, wenig nützlich. So wurden die nutzbaren Ansätze, die die von Mayer vorgeschlagene Doppelsternbeobachtung für die generelle Ermittlung von Sternbewegungen erwarten ließ, nicht weiter aufgegriffen.

Zu seiner Rechtfertigung gab Mayer 1778 eine »Gründliche Vertheidigung neuer Beobachtungen von Fixsterntrabanten, welche zu Mannheim auf der kurfürstlichen Sternwarte entdecket worden sind«⁵ heraus. In einem Schreiben an den Astronomen Johann Elert Bode in Berlin, dem Herausgeber der Astronomischen Jahrbücher schrieb Mayer: »[...] es ist ja wohl möglich, daß [...] dort in dem unermessenen Sternenreiche verschiedene kleinere Sonnen um eine größere sich wenden.«

Mayer führte seine Arbeiten über Doppelsterne fort und stellte eine Tabelle von 72 Doppelsternen zusammen, so wie es Maximilian Hell bereits in seiner ersten Kritik gefordert hatte. Dieser Beitrag erschien unter dem Na-

522 Kai Budde Badische Heimat 4/2016

men De novis in coelo sidereo phaenomenis in miris stellarum fixarum comitibus 1780 in der Acta Academiae Theodoro-Palatinae. Mayers Tabelle erschien in Bodes »Berliner Astronomischen Jahrbuch für 1784 als Verzeichnis aller bisher entdeckten Doppelsterne«, wobei Bode das Verzeichnis um acht weitere, schon lange bekannte Doppelsterne erweiterte. Der Katalog enthielt somit 80 Doppelsterne mit Angaben über Abstand und Positionswinkel.

Ein Beweis für Mayers Theorie war der Stern Arcturus und dessen Nebenstern im Sternbild Bootes (Fuhrmann). Erst nach Mayers Tod wurde die von ihm verfochtene Theorie »der Drehung eines Sterns um den anderen« durch den Astronomen Friedrich Wilhelm Herschel 1803 bestätigt.

> Die Meteorologische Gesellschaft der Kurpfalz

Am 15. September 1780 unterzeichnete Kurfürst Carl Theodor den Stiftungsbrief für die neu zu gründende Witterungsgesellschaft der Kurpfalz, die Societas Meteorologica Palatina (SMP). Aufgabe dieser nun dritten Klasse der Mannheimer Akademie sollte es sein, regelmäßige, auf wissenschaftlicher Basis angelegte Wetterbeobachtungen für die Kurpfalz und für Europa zu liefern.

Die ersten Mitglieder dieser meteorologischen Klasse waren Johann Jakob Hemmer, der Leiter des kurfürstlichen Physikalischen Kabinetts und auch Sekretär der Meteorologischen Gesellschaft sowie die beiden Hofastronomen Karl Josef König und Christian Mayer. Alle drei hatten die Aufgabe, ein Beobachtungsnetz mit Wetterstationen in Europa aufzubauen.

Diese Stationen waren vornehmlich Klöster oder Kloster-Sternwarten der Jesuiten. Mayer konnte dabei auf seine Kontakte zurückgreifen und Kollegen wie Gesualdo Toaldo in Padua, Guillaume de Saint-Jacques Silvabelle in Marseille, Pater Ferenc Weiss in Ofen oder die Petersburger Sternwarte für das Projekt zu gewinnen. 39 Stationen in ganz Europa ar-



Vorderseite der Gedenkmedaille an Mayer 1783 (Foto: Klaus Luginsland, TECHNOSEUM)



Rückseite der Gedenkmedaille an Mayer 1783 (Foto: Klaus Luginsland, TECHNOSEUM)

beiteten schließlich für die Meteorologische Gesellschaft. Jede dieser Stationen war mit den gleichen geeichten Instrumenten ausgestattet und nahm seine Messungen zu den sogenannten »Mannheimer Stunden«, nämlich um 7, 14, und 21 Uhr Ortszeit vor. Nicht nur das physikalische Kabinett im Mannheimer Schloss, die Zentrale der SMP, sondern auch die Sternwarte nahmen dreimal täglich Messungen vor. Die Ergebnisse der Wetterbeobachtungen erschienen von 1781 bis 1795 und belegen für insgesamt 12 Jahre durchschnittlich die Werte von 24 Stationen.

Die Rückseite nennt Mayers Verdienste als Astronom: »Unter der Schirmherrschaft Gottes und Carl Theodors, Kurfürst von Pfalzbayern, entdeckte er am Sternenhimmel 1777 in Mannheim neue Phänomene, die höchst geeignet sind, die eigene Bewegung der Fixsterne, ihrer Parallaxen, sowie neue Planeten und Satelliten zu finden. Er starb am 16. April im Alter von 63 Jahren.« Die Medaille, die auch in Zinn und Kupfer herausgegeben wurde, war von dem Münzgraveur Johann Heinrich Boldschauser geschaffen worden.

Anmerkungen

Christian Mayers Tod

Christian Mayer starb am 16. April 1783 im Alter von 63 Jahren. Ein Jahr zuvor war er schwer erkrankt und hatte mit dem Tode gerungen, wie er dem Astronomen Ferenc Weiss nach Budapest schrieb.

Nach seinem letzten Willen fand Christian Mayer in der Gruft der Mannheimer Jesuitenkirche seine letzte Ruhestätte. Seine Grabinschrift in lateinischen Hexametern lautete in Deutsch: »Hier ruht der staubgewordene Leib des Astronomen Mayer. Sein Geist durchstreift auf ewig glücklich und von den Bindungen frei, die Reiche der Gestirne, womit der Lebende sich schon einst beschäftigt hat.«

Zu seinen Ehren wurde am 26. Mai in der Mannheimer Akademie eine Gedächtnisfeier gehalten, in welcher der Sekretär der Akademie, Andreas Lamey, eine Eloge auf ihn vortrug. Eine weitere Ehrung erfuhr der Verstorbene durch den Kurfürsten, der eine bronzene Gedenkmedaille in Umlauf bringen ließ, die auf der Vorderseite das einzig bekannte Bildnis Mayers im Profil nach rechts zeigt, begleitet von der lateinischen Umschrift: Christian Mayer. s. el. bav. astronom & Prof. Astr. Heid.

- 1 Vortrag, gehalten von Kai Budde am 19. März 2016 im Rahmen der Tagung »Vom Venus-Transit zum Schwarzen Loch. ... 250 Jahre Astronomie in der Kurpfalz« im Palais Hirsch in Schwetzingen. Für diese Publikation kürzend bearbeitet von Volker Kronemayer.
- 2 Anders Johan Lexell (1740–1784) in Abo (Turku, Finnland) geboren, kam als Mathematiker 1768 nach St. Petersburg, um den 62-jährigen Leonhard Euler zu unterstützen. Lexell wurde 1771 Professor für Astronomie in St. Petersburg und Nachfolger im Amt Eulers 1783.
- 3 Das im Titel ausgewiesene Datum entspricht dem 3.6. moderner Zeitrechnung [d. Verf.].
- 4 Auch: de Lacaille.
- 5 Zur Mannheimer Sternwarte s. Kai Budde: Gedanken und Fakten zur Mannheimer Sternwarte. In: Badische Heimat, Jg. 79, 1999, S. 160–171.



Anschrift des Autors: Dr. Kai Budde L11, 09 68161 Mannheim maybudk@web.de

524 Kai Budde Badische Heimat 4/2016

Die Macht des Wortes: Reformation und Medienwandel

Zur Ausstellung der Badischen Landesbibliothek und der Evangelischen Kirche in Baden¹

Annika Stello

Anlässlich des Reformationsjubiläums zeigen Badische Landesbibliothek und Evangelische Landeskirche die gemeinsame Ausstellung, die zugleich Auftaktveranstaltung der Feierlichkeiten zu diesem Thema in Karlsruhe ist. Sie illustriert anhand von Exponaten aus den reichen Beständen beider Institutionen die bedeutende Rolle des Buchdrucks bei der Verbreitung des reformatorischen Gedankenguts. Wesentliche Themen und Anliegen der Zeit von der Vorreformation bis zu den Nachwirkungen der Reformation im protestantischen und katholischen Bereich werden anschaulich aufbereitet und in ihrem jeweiligen Kontext vorgestellt.

Kaum eine Epoche ließ die Macht des Wortes so klar hervortreten wie die Reformation. Schon im Vorfeld hatten die Humanisten der Renaissance immer wieder betont, welche Bedeutung dem Wort in vielerlei Hinsicht zukommt: Es hat die Macht, eine Gesellschaft zu prägen und auch zu verändern. Dies zeigte sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts besonders deutlich. Denn zu alten Debatten um überfällige Reformen in Kirche und Gesellschaft² trat nun mit der Entwicklung des Buchdrucks ein Faktor, der die Verbreitung des Worts, die Verbreitung von Meinungen und damit die Dynamik der Auseinandersetzung beschleunigte und sie ihre Wirksamkeit in dieser mächtigen Weise entfalten ließ.3 In der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden, lag der Nutzen des Drucks mit beweglichen Lettern schnell auf der Hand: Flexibleres, dadurch einfacheres Setzen von Textseiten ermöglichte einerseits eine schnellere Produktion in höheren Auflagen und zu geringeren

Preisen: andererseits konnte das Sortiment deutlich erweitert, mehr Werke in kürzerer Zeit produziert werden. Auch konnten so erstmals öffentliche Debatten selbst über große räumliche Entfernungen hinweg und ohne die persönliche Anwesenheit jedes einzelnen Teilnehmers mit nur geringer Zeitverzögerung geführt werden. Welche Dynamik diese frühe Form des Medienkriegs annehmen konnte, zeigen die Flugschriften-Debatten der Reformation in anschaulicher Weise. Nicht einmal ursprünglich private Formen der Kommunikation blieben ausgenommen: Selbst Briefe wurden nicht mehr immer an den Adressaten gesandt, sondern teilweise direkt für den Druck und damit für eine größere Öffentlichkeit konzipiert.4

Diesem Zusammenspiel von theologischen und politischen Debatten mit deren Verbreitung durch die zur Verfügung stehenden Medien, zuvorderst dem noch neuen Buchdruck, und den bis dahin ungekannten Mög-



Ausstellungsplakat mit einem kolorierten Holzschnitt von Virgil Solis aus der Frankfurter Feyerabend-Bibel von 1560 (Badische Landesbibliothek, 42 C 38 RH)

lichkeiten der Medienproduktion widmet sich die Ausstellung »Die Macht des Wortes. Reformation und Medienwandel« in der Badischen Landesbibliothek. Sie entstand als Kooperationsprojekt von Badischer Landesbibliothek und Evangelischem Oberkirchenrat in Karlsruhe als sichtbarer Ausdruck der langjährigen Zusammenarbeit und der seit Jahrzehnten gepflegten guten Nachbarschaft. Unterschiedliche Druckerzeugnisse, aber auch Handschriften der Zeit machen die großen Themen und Ereignisse der Reformation sichtbar. Die reichen Sammlungen beider Einrichtungen ermöglichten es, die Ausstellung fast ausschließlich mit Exponaten aus den eigenen Beständen zu gestalten. Zentrale Schriften der Reformationszeit. darunter zahlreiche Drucke aus dem Oberrheingebiet, illustrieren die Bedeutung, die dem Wort in jener Zeit zukam, aber auch, welche prominente Rolle dem Medienwandel von der Handschrift zum Buchdruck dabei zufiel: Als den vorrangigen Trägern der Ideenverbreitung wäre der Erfolg der Reformation ohne gedruckte Schriften, die im Übrigen häufig nur geringen Umfang aufweisen, in dieser Form wohl nicht denkbar gewesen; umgekehrt verdankt der Buchdruck seine rasche Verbreitung und technische Verfeinerung auch diesem starken Bedarf, den die Reformation hervorrief.

In der Ausstellung kommen Reformatoren unterschiedlicher Richtungen ebenso zu Wort wie ihre Gegner, aber auch spätere Generationen, durch deren Augen die langfristige Wirkung sichtbar wird, die die Reformation entfaltete – auf evangelischer wie katholischer Seite. Ein Einstieg in das komplexe Thema des Reformationsgeschehens ist zudem kaum denkbar, ohne die Entwicklungen humanistischer Bemühungen zu streifen, auf denen auch Luthers Beschäftigung mit den Schriften letztlich aufbaute. Vor allem die zwei Themen Bildung und Quellenedition sind für die Reformation von grundlegender Bedeutung. Denn um die Macht des Wortes verantwortungsvoll einzusetzen, war nach humanistischer Meinung einerseits Bildung unverzichtbar - auch, um mehr Menschen den Zugang zum Wort zu erleichtern, sei es gesprochen oder eben auch geschrieben.5 Gleichzeitig bemühte man sich darum, die aus der Antike überlieferten oder seitdem neu entstandenen Texte in möglichst reiner, originaler Form zu rekonstruieren.

Viele der alten Texte waren im Lauf der Jahrhunderte durch ideologisch motivierte Eingriffe, Missverständnisse, Fehlinterpretationen oder schlicht aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse oder fehlerhaf-

526 Annika Stello Badische Heimat 4/2016

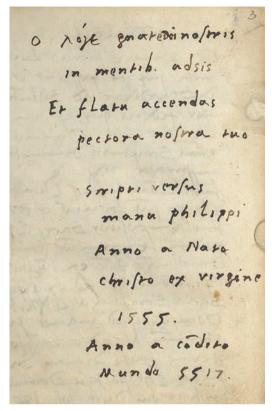
ten Abschreibens verändert oder fast ganz vergessen worden. Die Editionstätigkeit der Humanisten richtete sich einerseits auf die griechischen, römischen und heidnischen Autoren von Aristoteles über Cicero bis Xenophon. Andererseits nahm man sich der für das Christentum prägenden Texte an, der frühchristlichen Autoren ebenso wie der Bibel selbst.6 Zu den bedeutsamen Drucken dieser Zeit gehört das zweisprachige Neue Testament des Erasmus von Rotterdam. Der berühmte Humanist wagte es als erster, eine griechische Ausgabe mit einer neuen lateinischen Bibelübersetzung auf den Markt zu bringen, die von der seit einem Jahrtausend gültigen Vulgata-Fassung abwich.7 Obwohl die katholische Kirche das Werk auch wegen der Kommentare, die Erasmus beifügte, 1559 auf den Index der verbotenen Bücher setzte, wurde es zur Grundlage vieler Bibelübersetzungen in Volkssprachen - Luther verwendete die Erasmus-Ausgabe ebenso wie die ersten englischen Übersetzer und andere. Die seit den 1520er Jahren rasch nacheinander veröffentlichten unterschiedlichen Bibeln spiegeln schon bald die zunehmende Zersplitterung der reformatorischen Gruppen, aber auch die immer größere Distanz zur römischen Kirche. Nahezu jede größere Gruppe erstellte ihre eigene deutsche Bibelversion, auch die katholische Seite, die ursprünglich keine deutsche Bibel für nötig hielt. Einige der wichtigsten Bibelübersetzungen, manche von ihnen reich illustriert, stehen in der Ausstellung vergleichend nebeneinander.

Die zeitweise heftigen Debatten um große und kleinere theologische Fragen wurden zu weiten Teilen mittels gedruckter Flugschriften geführt, die Argumente beider Seiten durch diese verbreitet. So sind die drei wohl wichtigsten reformatorischen Schriften Luthers



Lucas Cranach: Josua in Rüstung, aus: Das Ander teyl des alten testaments. Wittenberg: Döring, 1524 (Stiftsbibliothek Wertheim 698)

(»An den christlichen Adel deutscher Nation«. »Von der Freiheit eines Christenmenschen« und »Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche«) in der Ausstellung ebenso zu sehen wie gegen Luther und seinen Kreis gerichtete Polemik vonseiten anderer Reformatoren. etwa aus dem Umfeld der Züricher Reformation oder auch aus Straßburg, dem Zentrum der neuen Bewegung am Oberrhein. Einige Jahre später, als die Reformation immer wieder verteidigt werden musste und sich dennoch oder gerade deshalb zu einer eigenen Konfession zu verfestigen begann, entstanden die ersten Bekenntnisschriften. In ihnen fassten die führenden Köpfe der Reformation die Grundideen der Bewegung zusammen



Ende eines Gedichts von Melanchthon, von ihm selbst geschrieben (Badische Landesbibliothek, Cod. Ettenheimmünster 48)

und schufen damit zugleich die Glaubensbasis, auf die die protestantischen Kirchen sich bis heute berufen.⁸ Von den teils sehr seltenen frühen Druckausgaben dieser Schriften werden ebenfalls einige gezeigt, darunter die Erstausgabe des Augsburger Bekenntnisses und die lateinische Erstausgabe des sogenannten Vier-Städte-Bekenntnisses, beide von 1530.

Neben vielen kostbaren Erstausgaben bedeutsamer reformatorischer und antireformatorischer Schriften und anderen spannenden, teils reich bebilderten Werken stechen einige wertvolle Exponate hervor, die einen besonderen Bezug zu berühmten Gelehr-

ten der Zeit, zur reformatorischen Prominenz haben. Da ist etwa ein Buch aus Martin Luthers persönlicher Bibliothek, hier und dort mit seinen eigenhändigen Randnotizen versehen. Heute ist der Verbleib der Bücher aus Luthers Bibliothek nur in wenigen Fällen bekannt, umso spannender sind daher solche Exemplare. Hier vermerkte der spätere Besitzer auf dem Titelblatt, dass er das Buch aus dem Besitz des bereits verstorbenen. Luther von dessen Sohn als Geschenk erhalten habe.9 Einer Ausgabe von Philipp Melanchthons Loci praecipui - als ein lange nachwirkendes theologisches Werk des Wittenberger Kreises an sich schon wertvoll - sind einige handschriftliche Seiten vorgebunden, die unter anderem ein Gedicht von Melanchthons eigener Hand tragen. Dasselbe Gedicht verewigte Lucas Cranach d. J., der Melanchthon mehrfach malte, 1559 auf einem Porträt.¹⁰ Der langjährige Weggefährte Luthers hatte nicht nur große Bedeutung als Reformator; er kämpfte darüber hinaus so nachdrücklich für eine generell bessere Bildung, dass man ihm den Beinamen praeceptor Germaniae, Lehrer Deutschlands, gab.11 Aus dem Besitz von Melanchthons Großonkel, dem Pforzheimer Gelehrten Iohannes Reuchlin, stammt eine der seltenen hebräischen Handschriften, ein Bibelglossar mit jiddischer Übersetzung. Reuchlin, der lange Professor in Tübingen war, gilt mit seinen Bemühungen um die hebräische Sprache als der Begründer der christlichen Hebraistik und verfasste selbst eines der ersten hebräischen Lehrwerke.12 Damit trug er dazu bei, dass Hebräisch als originale Sprache des Alten Testaments stärkere Verbreitung fand und der direkte Zugang zu den alttestamentlichen Texten verstärkt wurde ganz im Sinne des humanistischen Prinzips der Rückkehr zu den Quellen.

528 Annika Stello Badische Heimat 4/2016



Prophetischer Traum von Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen, aus: Der christliche Lutheraner stellet vor die Kirchen-Historien ..., 1717 (Landeskirchliche Bibliothek Karlsruhe, U 205)

Welch große Wirkung die Reformation entfaltete, wurde erst nach und nach deutlich. Auch darauf geht die Ausstellung ein und thematisiert sowohl die katholische Reaktion, die sich besonders klar im viele Jahre dauernden Konzil von Trient (1545–1563) zeigte, als auch die innerreformatorische Wirkung. Von der Idealisierung Luthers seit dessen Tod bis zu den 200- und 300-jährigen Jubiläen der Augsburger Konfession sind verschiedene, teilweise skurril anmutende bildliche Umsetzungen des Luther- und Reformationskultes zu sehen. Sie zeigen, wie sich das Bild von der Reformation durch die Jahrhunderte entwickelte.

Am 31. Oktober 2017 jährt sich der Tag, an dem Martin Luther vermeintlich seine berühmten Ablassthesen an die Tür der Wittenberger Schlosskirche heftete und der als »offizieller« Beginn der Reformation

gilt, zum 500. Mal. Damit endet die von der Evangelischen Kirche in Deutschland ausgerufene Lutherdekade, unter deren Dach seit 2008 in vielfältiger Weise an die Reformationszeit als die Geschichte und Kultur insbesondere auch Deutschlands prägende Epoche erinnert wird. Der Höhepunkt und gleichzeitig Abschluss der Gedenkfeierlichkeiten zum 500. Reformationsjubiläum wird 2017 mit zahlreichen Veranstaltungen aller Art zelebriert werden. In Karlsruhe bildet die gemeinsame Ausstellung von Badischer Landesbibliothek und Evangelischer Kirche in Baden den Auftakt zu einem breit gefächerten Angebot unterschiedlichster Veranstaltungen zu diesem Thema. Sie erschließt eine Geschichte der Reformation in ihren theologischen, kulturellen, sozialen und politischen Aspekten durch das Medium des gedruckten Wortes.

- 1 Die Ausstellung ist vom 23. November 2016 bis zum 25. Februar 2017 in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe zu sehen.
- P. Blickle (2015); R. Decot (2015); Vgl. etwa
 G. Frank (2015).; V. Leppin (2016).
- 3 S. dazu beispielsweise H. Schilling (1998).
- 4 E. Bünz/T. Fuchs/S. Rhein (2014); P. Burke (2014); I. Dingel/H. P. Jürgens (2014).
- 5 Vgl. etwa D. Mertens (1983).
- 6 M. Arnold (2015); R. Decot (2015); Vgl. beispielhaft G. Frank (2015); V. Leppin (2006).
- 7 Vgl. z. B. R. Decot (2015); G. Frank (2015); D. Mertens (1983).
- 8 Vgl. etwa I. Dingel (2014); V. Leppin (2013); E. Schlink (1948); N. Slenczka (2014); E. Wolgast (2014).
- 9 G. Kattermann (1938); K. Häfner (1983).
- 10 Vgl. dazu B. Brinkmann/S. Kemperdick (2005); E. Ettlinger (1899); K. Preisendanz (1973).Das Porträt befindet sich heute im Städel-Museum in Frankfurt.
- 11 Vgl. dazu G. Frank/F. Mundt (2012); M. Rudersdorf (2016).
- 12 Vgl. z. B. H. Greive (1978); F. Posset (2015).

Literatur

- Matthieu Arnold: Caspar Hedio (1494/95–1552), der «unterschätzte» Reformator in Straßburg. In: Dorothee LeMaire (Hg.): Caspar Hedio. Der Ettlinger Reformator in Straßburg. Ubstadt-Weiher, Heidelberg, Basel 2015, S. 7–27.
- Peter Blickle: Die Reformation im Reich. 4., überarb. und aktualisierte Aufl., Stuttgart 2015 (Kohlhammer-Urban-Taschenbücher; 747: Geschichte, Politikwissenschaft).
- Bodo Brinkmann/Stephan Kemperdick: Kataloge der Gemälde im Städelschen Kunstinstitut Frankfurt am Main, Bd. 5: Deutsche Gemälde im Städel 1500–1550. Mainz 2005.
- Enno Bünz/Thomas Fuchs/Stefan Rhein (Hg.): Buch und Reformation. Beiträge zur Buch- und Bibliotheksgeschichte Mitteldeutschlands im 16. Jahrhundert. Leipzig 2014 (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt; Bd. 16).
- Peter Burke: Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft. Berlin 2014.
- Rolf Decot: Geschichte der Reformation in Deutschland. Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 2015.

- Irene Dingel (Hg.): Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche (BSELK), Bd. 1. Göttingen 2014.
- Irene Dingel/Henning P. Jürgens (Hg.): Meilensteine der Reformation. Schlüsseldokumente der frühen Wirksamkeit Martin Luthers. 1. Aufl., Gütersloh 2014.
- Emil Ettlinger: Studien über die Urprovenienzen von Handschriften der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 16 (1899), S. 439–469.
- Günter Frank: Von der Reformation zur Reform einige einleitende Überlegungen. In: Günter Frank/Albert Käuflein/Tobias Licht (Hg.): Von der Reformation zur Reform. Neue Zugänge zum Konzil von Trient. Freiburg, Basel, Wien 2015, S. 41–64.
- Günter Frank/Felix Mundt (Hg.): Der Philosoph Melanchthon. Berlin 2012.
- Hermann Greive: Die hebräische Grammatik Johannes Reuchlins. De rudimentis hebraicis. In: Zeitschrift für die Alttestamentliche Wissenschaft 90 (1978), Heft 3, S. 395–409.
- Klaus Häfner: Martin Luther. In: Römer, Gerhard (Hg.): Luther und die Reformation am Oberrhein. Karlsruhe 1983, S. 135–148.
- Gerhard Kattermann: Luthers Handexemplar des antijüdischen Porchetus in der Landesbibliothek Karlsruhe. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 55 (1938), S. 45–50.
- Volker Leppin: Freiheit als Zentralbegriff der frühen reformatorischen Bewegung. Ein Beitrag zur Frage »Luther und die Bauern«. In: Georg Schmidt/Martin van Gelderen/Christopher Snigula (Hg.): Kollektive Freiheitsvorstellungen im frühneuzeitlichen Europa (1400–1850). Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Wien 2006 (Jenaer Beiträge zur Geschichte; 8), S. 317–327.
- -: Die Reformation. Darmstadt 2013.
- Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln. München 2016.
- Dieter Mertens: Humanismus und Reformation am Oberrhein. In: Römer, Gerhard (Hg.): Luther und die Reformation am Oberrhein. Karlsruhe 1983, S. 41–62.
- Franz Posset: Johann Reuchlin (1455–1522). A theological biography. Berlin, Boston 2015 (Arbeiten zur Kirchengeschichte; 129).
- Karl Preisendanz: Die Handschriften des Klosters Ettenheim-Münster. Neudr. [der Ausg. Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, 1932] mit bibliogr.

530 Annika Stello Badische Heimat 4/2016

Nachtr, Wiesbaden 1973 (Die Handschriften der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe; 9).

Manfred Rudersdorf: «Universitas semper reformanda» – Die beharrende Kraft des Humanismus. Zu einem Grundkonflikt neuzeitlicher Universitätsgeschichte im Jahrhundert der Reformation. Stuttgart, Leipzig 2016 (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse; 141, 5).

Heinz Schilling: Reformation – Umbruch oder Gipfelpunkt eines Temps des Réformes? In: Moeller, Bernd (Hg.): Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch. Wissenschaftliches Symposion des Vereins für Reformationsgeschichte 1996. Gütersloh 1998 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte; 199), S. 13–34.

Edmund Schlink: Theologie der lutherischen Bekenntnisschriften. 3. Aufl., München 1948 (Einführung in die evangelische Theologie; 8).

Notger Slenczka: Cognitio hominis et Dei. Die Neubestimmung ds Gegenstandes und der Aufgabe der Theologie in der Reformation. In: Heinz Schilling/Anne Mittelhammer (Hg.): Der Reformator Martin Luther 2017. Eine wissenschaftliche

und gedenkpolitische Bestandsaufnahme. Berlin, München 2014 (Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien; 92), S. 205–229.

Eike Wolgast: Die deutsche Kirche vor und in der Reformation. In: Schilling, Heinz/Anne Mittelhammer (Hg.): Der Reformator Martin Luther 2017. Eine wissenschaftliche und gedenkpolitische Bestandsaufnahme. Berlin, München 2014 (Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien; 92), S. 31–51.

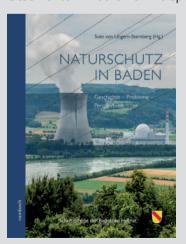


Anschrift der Autorin: Dr. Annika Stello Badische Landesbibliothek Historische Bestände Erbprinzenstraße 15 76133 Karlsruhe stello@blb-karlsruhe.de

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven



Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereine um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat. 288 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Jakob Ebner und sein Einsatz als Militärgeistlicher im 1. Weltkrieg

Hans Göppert

Jakob Ebner erlebte als Militärpfarrer den Ersten Weltkrieg ausschließlich an der Westfront. Seine Einsatzorte belegen deutlich, dass er an vielen heiß umkämpfen Brennpunkten im Einsatz war und den Krieg mit den unermesslichen Leiden der Soldaten im wahrsten Sinne des Wortes an vorderster Front erlebt hat. Näher eingegangen und durch historisches Kartenmaterial erläutert wird auf seine Einsätze im Priesterwald, am Loretto, in der Champagne, an der Somme, an der Aisne sowie am Kemmelberg in Flandern, wobei auch sehr viel Wert darauf gelegt wird, die Ereignisse im allgemeinen Zusammenhang »Erster Weltkrieg« zu sehen. Ein besonderer Abschnitt versucht mit der Beschreibung der »emotionalen Schlüpflöcher « eine Erklärung dafür zu finden, auf welche Weise Jakob Ebner die traumatischen Kriegserlebnisse bewältigen konnte.



Jacob Ebner (1873-1960)

Jakob Ebner meldete sich am 2. August 1914 als Kriegsfreiwilliger – »Ich fühle es, ich muss gehen, die göttliche Vorsehung ruft!« und wurde eingereiht in die 2. Kompanie des mobilen Brigade-Ersatzbataillon Nr. 55 der 29. Division. Am 2. September 1916 wurde er zum Divisionspfarrer berufen. Die Division hatte ihr Hauptquartier in Freiburg im Breisgau. Während des Ersten Weltkriegs war der Großverband ausschließlich an der Westfront im Einsatz.

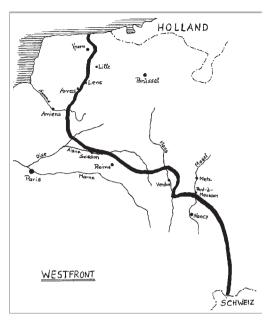
Die Westfront verlief über rund 750 km Länge auf französischem und belgischem Boden – deutsches Gebiet war fast gar nicht betroffen – vom Ärmelkanal bis an die Schweizer Grenze. Die Front im Westen stabilisierte sich im August 1914 im Sundgau nahe der Schweizer Grenze und zog sich über die Höhen der Vogesen in die hügelige Ebene von Lothringen. Von dort verlief die Front weiter an die Mosel bei Pont-à-Mousson und dann in Ost-West-

532 Hans Göppert Badische Heimat 4/2016

Richtung bis vor Apremont und dann weiter über die Maashöhen. In einem großen Bogen erreichte sie dann über Étain das nördliche Gebiet von Verdun, die Maas, die Argonnen und das Tal der Aisne. Im weiteren Verlauf durchzog sie die Höhen der Champagne, lief östlich an Reims vorbei und weiter in nordwestlicher Richtung bis zum Chemin des Dames im Dreieck Reims-Laon-Soissons, Über das Tal der Aisne erreichte sie dann die Oise und die Somme. Weiter ging es in nordöstlicher Richtung an Arras vorbei Richtung Lens bis an die Straße Lille-Armentières, um dann auf belgisches Territorium zu gelangen. Die Frontlinie durchquerte Flandern, lief nördlich an Ypern vorbei und erreichte bei Nieuwpoort ihren nördlichsten Punkt an der Nordsee.

Der Krieg an der Westfront steht für unermessliches Leid der Soldaten beider Seiten. Dies schloss Großangriffe der Infanterie gegen stark ausgebaute und von Maschinengewehren verteidigte Stellungen, den Gaskrieg, tagelangen Artilleriebeschuss und Artillerieduelle, die ersten Luftkämpfe und den Minenkrieg mit ein. Millionen von Soldaten wurden an dieser Front verwundet und getötet. Hunderttausende Gefallene liegen entlang der Westfront in unzähligen Soldatenfriedhöfen oder bis heute unentdeckt in der zerwühlten und nur mühsam rekultivierten Erde.

Jakob Ebner hat diese furchtbaren Kriegsereignisse und die schrecklichen Leiden seiner Soldaten nicht aus der Ferne der relativ sicheren Quartierorte, sondern wirklich aus nächster Nähe erlebt. Weil es den Soldaten oft nicht möglich war, zu den Gottesdiensten in die Kirchen zu kommen, kam ihr Pfarrer in der Ausübung seiner pastoralen Arbeit eben zu ihnen in die Nähe der Frontlinie, in die Schützengräben und in die Lazarette. Oft finden wir in seinem Tagebuch Bemerkungen, wie schwer es war, die dabei erfahrenen trau-



Verlauf der ca. 750 km langen Westfront zwischen Frankreich und Belgien

matischen Erlebnisse zu verkraften: «Ich will aushalten, aber es erfordert die Anspannung aller Kräfte.«, »Eine Arbeit, die Körper und Seele mitnimmt!«, »Ich bin froh um meine Schwarzwaldnerven«, »Man muss eine Gesundheit aus Eisen und Stahl haben.«

Als aufmerksamer Leser des Tagebuchs muss man sich fragen: Wie kann ein empfindsamer, ein schöngeistiger (oder überhaupt ein) Mensch das aushalten, das ertragen? Woher nimmt Jakob Ebner immer wieder diese Kraft und Energie, seine Soldaten zu betreuen? Jakob Ebner besitzt die außergewöhnliche Fähigkeit, neben dem schrecklichen Alltag »Dinge« zu haben, in die er sich total versenken und aus denen er diese schier unendliche Kraft schöpfen kann. Mit einem Bild möchte ich diese Bereiche »emotionale Schlupflöcher« bezeichnen, in die sich Jakob Ebner auch nach einem besonders schlimmen Tag zurückziehen kann:

- Die Naturschönheiten: »Bischof Keppler hat recht, wenn er sagt, dass die Natur viele Wunden heilt.« Für Jakob Ebner spielen die Bienen und das Fischen darüber hinaus eine besondere Rolle.
- 2) Die Verbundenheit zur Heimat: »Wie liebe traute Geister umringen mich Jugenderinnerungen auf dem Weg nach Unteralpfen, O Heimat, O Heimat!«
- 3) Sein Interesse für Kunst und Kultur: Beim Besuch der belgischen Kunststädte Gent, Brügge, Antwerpen »Großartig! Man kommt aus dem Staunen und Betrachten nicht heraus! Wunderliebliche Plätze! Alles atmet hier Mittelalter!«
- 4) Sein Sinn für Humor: »3 Forellen haben die Güte anzubeißen; mit diesen Gefangenen kann man wenigstens was anfangen, sie wandern in die Pfanne!«
- 5) Seine Liebe für kulinarische Genüsse: »Der französische Pfarrer (Anm.: bei dem Jakob Ebner Quartier hat), holt aus dem Keller einen 1893er Bordeaux-Wein. Unser Herrgott segne diesen Pfarrer. So einen guten Wein habe ich in meinem Leben noch nicht getrunken!«
- 6) Sein felsenfestes Gottvertrauen: »Heute hatte ich wieder einen guten Schutzengel, denn wäre ich durch die hintere Tür gegangen, wäre ich gerade in eine Granate gelaufen. Gott sei Dank, ich bin noch einmal gerettet worden!«

In Jakob Ebners Tagebuch finden sich sehr viele solcher Beispiele; selbst nach einem sehr harten Kriegstag bis zur totalen körperlichen, geistigen und psychischen Erschöpfung findet er noch die Kraft, zusätzlich zu den schrecklichen Kriegsereignissen, auch »schöne« Gedanken aus seinen »emotionalen Schlüpflöchern« in sein Tagebuch zu schreiben. Als weiteres Beispiel sei der Eintrag »Ein

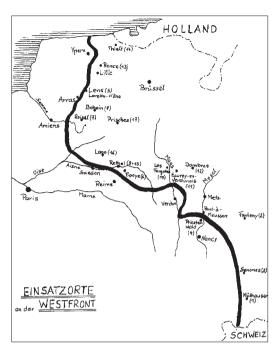
Überblick über Jakob Ebners Eins	satzorte	
18.08.1914 - 26.08.1914		
Kämpfe um Mühlhausen	(1)	
28.08.1914 - 08.09.1914		
Fonteny – Lothringen	(2)	
09.09.1914 - 04.10.1914		
Senones – Lothringen	(3)	
05.10.1914 - 12.04.1915		
Villers (Bois-le-Prêtre)	(4)	
22.04.1915 - 18.06.1915		
Lens (Notre Dame de Lorette)	(5)	
19.06.1915 - 06.10.1916		
Époye/Sugny – Champagne	(6)	
07.10.1916 - 11.03.1917		
Roisel (Somme)	(7)	
11.03.1917 - 31.03.1917		
Bohain/Prémont/Vouziers	(8)	
01.04.1917 - 11.07.1917		
Rethel sur Aisne	(9)	
11.07.1917 – 17.09.1917		
Les Forgettes/Cunel	(10)	
13.10.1917 - 09.01.1918		
Écurey-en-Verdunois	(11)	
09.01.1918 – 26.04.1918		
Dombras	(12)	
26.04.1918 - 18.05.1918		
Roncq – Nähe belgische Grenze	(13)	
18.05.1918 - 24.07.1918		
Thielt (Belgien)	(14)	
25.07.1918 - 14.08.1918		
Rethel/Beaurieux/Maizy	(15)	
04.09.1918 - 05.10.1918		
Laon	(16)	
05.10.1918 – 08.11.1918		
Prisches/Oisy	(17)	
anschließend Übertritt über die Grenze		
nach Belgien, bei Floreffe Marsch	n in die	
Heimat.		

534 Hans Göppert Badische Heimat 4/2016

wunderschöner friedlicher Sternenhimmel schaut herab auf die Welt« angeführt.

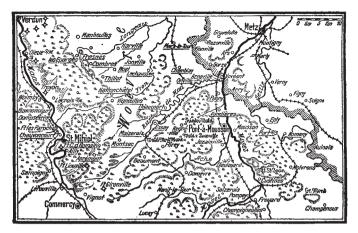
Liest man den Gefechtskalender der 29. Division, so kann man, mit Ausnahme einiger weniger Monate Ende 1914 / Anfang 1915, Jakob Ebners Weg ganz genau verfolgen. Wenn man sich mit dem Gefechtskalender genauer beschäftigt, sieht man, dass die 29. Division mit Jakob Ebner immer als »Feuerwehr« an die schwer umkämpften Kriegsschauplätze der Westfront abkommandiert wurde. Jakob Ebners Einsatz beginnt mit der Schlacht um Mühlhausen am 19. August 1914 und endet mit den Rückzugskämpfen vor der Antwerpen-Maas-Stellung vom 5. bis 11. November 1918. Einen Tag nach dem Waffenstillstand folgte dann die Räumung des besetzten Gebietes und der Marsch in die Heimat mit dem letzten Tagebucheintrag am 14. Januar 1919 in Freiburg: »Ich werde bei der Division entlassen, nachdem ich meine Unterschrift unter ein Schriftstück gesetzt habe, daß ich auf nichts mehr Anspruch mache. Ich ging in meiner Kleidung als Divisionspfarrer zur Entlassung nach Freiburg. Ich bin nie angerempelt worden.«

Schaut man sich die Einsatzorte Jakob Ebners etwas genauer an, so wird deutlich ersichtlich, dass er an den heiß umkämpften Brennpunkten der Front im Einsatz war. Nach den Anfangserfolgen blieb der deutsche Angriff etwa 50 km vor Paris stecken und erstarrte zum Stellungskrieg. Die Millionenheere der kriegführenden Staaten (an der Westfront im Wesentlichen das Deutsche Reich und auf Seiten der Alliierten Frankreich, das Britische Empire, Belgien und seit 1917 auch die Vereinigten Staaten) lagen sich in schwer befestigten Stellungen gegenüber. Von beiden Seiten wurde versucht, mittels massiven Einsatzes von Artillerie sowie neuartiger Waffen wie Giftgas



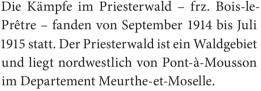
Die Einsatzorte Jacob Ebners an der Westfront

oder Panzer, die einen Überraschungseffekt bewirken sollten, den Durchbruch durch die Linien des Gegners zu erzielen, um diesen dann von hinten wirkungsvoller bekämpfen zu können. Deshalb gab es im Verlauf des Krieges immer wieder und vor allem auch an denselben Stellen schwerste kriegerische Auseinandersetzungen. Oft ging es dabei neben den Durchbruchversuchen auch um die Eroberung strategisch wichtiger Punkte. Gerade an diesen Stellen war Jakob Ebner mit seiner 29. Division im Einsatz. In einem Taschenatlas aller wichtigen Kriegsschauplätze aus der Zeit nach 1918 werden für die Westfront acht Kriegsschauplätze in Sonderkarten dargestellt. An allen diesen war Jakob Ebner im Einsatz! Nichts könnte besser belegen, dass er wirklich an den entscheidenden Brennpunkten des Ersten Weltkriegs eingesetzt war!



Karte zu den Kämpfe in der Woëvre-Ebene und im Priesterwald

Einsatz im Priesterwald (Bois-le-Prêtre)



Von Herbst 1914 bis Frühling 1915 drangen französische Truppen unter sehr großen Verlusten in den von deutschen Soldaten gehaltenen Priesterwald vor. Am 4. Juli 1915 konnten die Deutschen in einer gewaltigen Gegenoffensive alles verlorene Gelände wieder zurückerobern. Danach blieb die Front in diesem Abschnitt stabil und die Deutschen konnten den Priesterwald bis zum Ende des Krieges in ihrem Machtbereich behalten. Die Kämpfe forderten in beiden Lagern mehr als 15 000 Tote. Besondere Merkmale der Kämpfe:

- Die feindlichen Grabenlinien n\u00e4herten sich teilweise bis auf 20 Meter
- Kämpfe Mann gegen Mann
- Großflächig vermintes Gelände
- Einsatz von Flammenwerfern
- Einsatz von Kampfgas

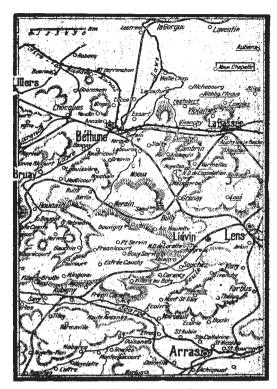
Jakob Ebner kam mit seiner Truppe am 30. Oktober 1914 in das Kampfgebiet und blieb dort bis April 1915. Sein Quartier war in Villers; neben den Gottesdiensten in der dortigen Dorfkirche hielt er auch in den umliegenden Ortschaften heilige Messen. Das Ausmaß der Kämpfe kommt besonders durch die Tatsache zum Ausdruck, dass im Kampfgebiet einige Dörfer (Fey-en-Heye, Remenauville) total zerstört wurden und buchstäblich von der Landkarte verschwanden.

Auch die Zahl der Soldatenfriedhöfe und Gedenkstätten in dieser Gegend sprechen eine deutliche Sprache.

Einsatz in der Frühjahrsschlacht bei La Bassée und Arras – Lorettoschlacht

Die Kämpfe, zusammengefasst unter dem Begriff Lorettoschlacht, fanden vom 9. Mai bis 23. Juli 1915 in Nordfrankreich zwischen den Städten La Bassée und Arras statt. Die französische Heeresleitung glaubte, an dieser Stelle einen Schwachpunkt der deutschen Seite erkannt zu haben und war davon überzeugt, endgültig den strategischen Durchbruch zu erzielen. Dementsprechend auch der ganz massive Einsatz der Artillerie: 780 Feldgeschütze, 293 schwere Haubitzen sowie 124 schwere Mörser gingen in Stellung, und für die Feldartillerie wurden rund 600 000 Schuss und für die schwere Artillerie etwa 91 000 Schuss bereitgestellt. Zusätzlich trieben bei Carency Pioniere 17 unterirdische Stollen gegen die deutschen Stellungen vor, die mit

536 Hans Göppert Badische Heimat 4/2016



Karte zu den Kämpfen von La Bassé bis Arras (Lorettohöhe und Lens)

je 300 kg Sprengstoff unterminiert wurden. Trotz dieser Anstrengungen gelang den Alliierten der entscheidende Durchbruch nicht, und die Offensive wurde abgebrochen, ohne strategische oder taktische Vorteile gebracht zu haben. Die französisch-britischen Gesamtverluste beliefen sich auf 132 000 Mann. Abgesehen von den Menschenverlusten ergaben Berechnungen, dass ein Tag der Kämpfe an der Westfront den gesamten Kriegskosten von 1870/71 entsprach. Heute befindet sich auf der Lorettohöhe ein Nationalfriedhof mit der neuen Kapelle »Notre Dame de Lorette« und den Gräbern bzw. den Gebeinhäusern für fast 40 000 Gefallene.

Jakob Ebner bezog Quartier in der Stadt Lens ganz in der Nähe der Lorettohöhe vom

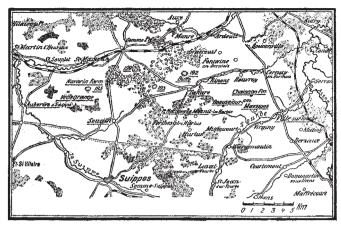


Dier Schützengräben bei Loretto, nach dem Sturm

22. April 1915 bis zum 18. Juni 1915 und erlebte so den Beginn und die beiden ersten Monate der furchtbaren Kämpfe.

Einsatz in der Champagne

Im Jahre 1915 fanden in der Champagne zwei große Durchbruchschlachten statt: Die Winterschlacht dauerte vom 16. Februar 1915 bis zum 20. März 1915 und die folgende Herbstschlacht vom 25. September 1915 bis 6. November 1915. Jakob Ebner kam im Juni 1915 nach Époye und Sugny und erlebte anschließend die Herbstschlacht in unmittelbarer Nähe der Angriffsfront der Alliierten auf 32 km Länge. Auch in dieser Schlacht wurde versucht, die Front zu durchbrechen, um vom erbitterten Stellungskrieg in einen Bewegungskrieg zu kommen. Die Wucht der Kämpfe wird auch hier durch die Tatsache deutlich. dass wieder mehrere Dörfer total zerstört wurden. Auch bei diesem Einsatz befand sich Jakob Ebner in der sog. Zone Rouge, wie die Gebiete in Frankreich bezeichnet werden, in denen sich die Hauptkampfzonen mit den großen Material- und Abnutzungsschlachten des Ersten Weltkriegs befanden. Diese Ge-



Karte zu den Kämpfen in der Champagne

biete wurden teilweise vollständig verwüstet und glichen nach dem Krieg einer Mondlandschaft, die von Granattrichtern und Schützengräben durchzogen war. Noch heute ist das Betreten dieser Gegenden nicht immer ungefährlich, da sich noch viele Munitions- und Giftgasreste im Boden befinden.

Einsatz in der Schlacht an der Somme

Jakob Ebner kam am 7. Oktober 1916 nach Roisel in unmittelbarer Nähe der Frontlinie der Schlacht an der Somme. Diese Schlacht war eine französisch-britische Großoffensive gegen deutsche Stellungen und dauerte fast fünf Monate. Die Alliierten wollten mit dieser Schlacht den Krieg entscheiden; deshalb setzten sie enorm viel Soldaten und Material ein, um den Sieg davonzutragen. Doch wurde die Schlacht am 18. November 1916 abgebrochen, ohne dass eine militärische Entscheidung gefallen wäre. Dafür geht die Schlacht an der Somme mit über 1 Million – 400 000 Briten, 200 000 Franzosen und 430 000 Deutsche – getöteten, verwundeten und vermiss-

ten Soldaten als verlustreichste Schlacht des Ersten Weltkriegs in die Geschichte ein. Auch war sie die Schlacht mit dem erstmaligen Einsatz von Panzern. Bezeichnend für diese Schlacht war auch der äußerst bedenkenlose Umgang mit Menschenleben. Nach Ende der Schlacht im November 1916 blieb Jakob Ebner noch bis März 1917 an der Somme, seine Soldaten waren in Rückzugsgefechte mit den Engländern verwickelt. Diese brachten Ebners Quartierort

Roisel in ihre Hand und die Deutschen mussten nach Osten abrücken.

Einsatz in der Schlacht an der Aisne

Von seinem Quartierort in Rethel sur Aisne vom 1. April 1917 bis 11. Juli 1917 konnte Jakob



Karte von Nordwest-Frankreich bis Paris

538 Hans Göppert Badische Heimat 4/2016

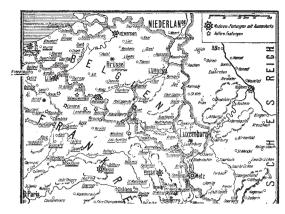


Bild 9: Karte Chemin des Dames

Ebner einen weiteren Versuch der Franzosen und Engländer miterleben, die deutsche Frontlinie an einem strategisch wichtigen Punkt zu durchbrechen. Nach den vergeblichen Versuchen des Jahres 1915 starteten sie eine weitere, diesmal genauestens vorbereitete Großoffensive in der Schlacht an der Aisne vom 16. April 1917 bis Ende Mai 1917. Dabei war geplant, den als uneinnehmbar geltenden Höhenzug des Chemin des Dames zu erobern. Die Offensive war wenig erfolgreich und brachte den Franzosen kaum Geländegewinne, aber dafür schwere Verluste. Nachdem es bei den Angriffstruppen zu Meutereien gekommen war, musste der Angriff Ende Mai abgebrochen werden.

Die Offensive am Chemin des Dames ist ein eindrucksvolles Beispiel, wie viele militärische Unternehmungen im Ersten Weltkrieg abgelaufen sind: Riesiger Aufwand an Menschen und Material, bedenkenloser Einsatz von Menschenleben, riesige Verluste, minimale Geländegewinne, Zerstörung von Natur und Umwelt!

Nach dem Scheitern der französischen Großoffensive am Chemin des Dames stellten die Franzosen ihre Unternehmungen zum Durchbruch der deutschen Linien bis zum Eintreffen der Amerikaner im Frühjahr 1918 ein.

Einsatz am Kemmelberg in Flandern

Die Kriegsereignisse in Flandern rund um die Stadt Ypern und den strategisch wichtigen Kemmelberg zeigen beispielhaft die Sinnlosigkeit und Brutalität des Kriegs an der Westfront. In diesem Gebiet ging es für die Deutschen zum einen darum, die Briten von ihren Versorgungslinien abzuschneiden und andererseits um die Beseitigung des Frontbogens bei Ypern mit der Besetzung des Kemmelbergs. Die Briten und Franzosen hatten neben der Besetzung des Kemmelbergs das Ziel, die deutsche Front zu durchbrechen und so in den Rücken des Feindes zu gelangen. Das hatte zur Folge, dass sich die Gegner in den Kriegsjahren 1914 bis 1918 in vier großen Offensiven gegenüberstanden:

Erste Flandernschlacht

Deutsche Offensive

20. Oktober bis 18. November 1914

Ergebnis: Alliierter Sieg

Zweite Flandernschlacht

Deutsche Offensive

22. April bis 25. Mai 1915

Ergebnis: Einstellung des Angriffs

Dritte Flandernschlacht

Brit./Franz. Offensive

31. Juli bis 6. November 1917

Ergebnis: Kaum Geländegewinne

Vierte Flandernschlacht

Deutsche Offensive

9. April bis 29. April 1918

Ergebnis: Patt/Abbruch der Offensive

In allen Schlachten gab es nur geringe Geländegewinne, aber enorme Verluste an Soldaten und Kriegsmaterial. Das Leid der Soldaten war unbeschreiblich, zumal die Kriegsführung nicht davor zurückschreckte, erstmals Gift-

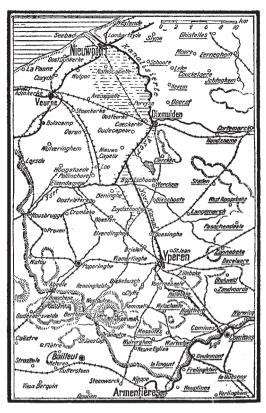
und dann auch das noch schlimmere Senfgas einzusetzen, das neben den Atemwegen auch die Haut angreift. Sie nahm ebenfalls in Kauf, dass z. B. 1,8 km Geländegewinn 30 000 Soldaten bzw. die Eroberung einer Straße in wenigen Stunden 31 000 Soldaten das Leben kostete. Bei den Kämpfen in Flandern waren im Gesamten auf beiden Seiten über 1,3 Millionen Opfer zu beklagen.

Jakob Ebner kam mit seinen Männern am 26. April 1918 nach Roncq und erlebte so die letzten Tage der Vierten Flandernschlacht. Er blieb in diesem Quartier bis zum 18. Mai 1918.

Weitere Einsätze

Neben diesen meist längerfristigen Einsätzen an den hart umkämpften Brennpunkten der Westfront war Jakob Ebner von Mitte 1917 bis zum Ende des Krieges im November 1918 an verschiedenen, schnell wechselnden Standorten eingesetzt. Diese Einsätze standen vor allem im Zusammenhang mit den Offensiven der Deutschen vom 20. März 1918 bis 18. Juli 1918 und mit der 100-Tage-Offensive der Alliierten vom 8. August 1918 bis zum 11. November 1918. Diese Kriegsereignisse führten Jakob Ebner erneut in die Champagne, in die Gegend nördlich von Verdun, nach Flandern, nach Laon und östlich von Cambrai an die Sambre bei Prisches. Dort kam dann auch für Jakob Ebner das Ende des Krieges. Am 8. November um 11.00 Uhr überquert Jakob Ebner die französisch-belgische Grenze und am 11. November gegen Mittag kommt die Nachricht, dass die Waffen ruhen. »Gott sei Dank! Gott sei Dank!«, schreibt Jakob Ebner in sein Tagebuch und als er am 22. November 1918 über die Grenze nach Deutschland kommt. kamen ihm die Tränen. Am 24. November ist die Truppe dann in Hellental in der Eifel, dem

540



Karte zu den Kämpfen in Flandern

ersten deutschen Amtsstädtchen, am 29. November erreicht man Bonn am Rhein. Von da an dauert es immer noch sechs Wochen, bis sich dann mit der Entlassung in Freiburg am 14. Januar der Kreis schließt.



Anschrift des Autors: Hans Göppert Auf der Fluhe 21 79774 Albbruck-Unteralpfen hans@goeppert.org

Hans Göppert Badische Heimat 4/2016



Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei¹⁾ – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!





Franz Mohr: »Der Hauptmann von Kislau« Schutztruppenoffizier, Polizeiführer in Baden, Haftanstaltsleiter im Dritten Reich

Porträt einer außergewöhnlichen Karriere

August Greiner

Dass er einmal in die Landesgeschichte eingeht, war dem noch im 19. Jahrhundert im nahe der Schweizer Grenze gelegenen badischen Stühlingen als Sohn eines Postbeamten geborenen Franz Konstantin Mohr nicht in die Wiege gelegt. Die Palette seiner außergewöhnlichen Karriere in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts reicht vom Militärdienst in der Kaiserlichen Schutztruppe im damaligen Deutsch-Südwest-Afrika über seine legendär gewordene Aufgabenwahrnehmung als Führer einer Hundertschaft bei den kasernierten badischen Polizeibereitschaften in der Zeit der Weimarer Republik bis zum Leiter von zwei Strafanstalten für Politisch-Inhaftierte im Dritten Reich. Beim Letzteren ist seine Funktion als »Hauptmann von Kislau« landesgeschichtlich von besonderer Bedeutung.

Mit welcher militärischen Vergangenheit Franz Konstantin Mohr (* 1882 – † 1950) nach dem Ersten Weltkrieg zur Polizei in Baden kam und dort zum Polizeihauptmann avancierte, ist repräsentativ für viele Polizeiführer im Deutschen Reich in der Phase der Weimarer Republik. Nicht dagegen jedoch, dass er mit Ereignissen konfrontiert wurde und es zu Begegnungen kam, welche den im Dritten Reich aus dem Ruhestand Reaktivierten als Konzentrationslager-Kommandant (»Hauptmann von Kislau«) und auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg wieder einholten.

Dass nämlich 1947 im Spruchkammerverfahren gegen ihn zwei seiner früheren, prominenten Häftlinge sich anbieten, zu seiner Entlastung auszusagen, ist ein gleichzeitig bemerkenswerter wie einzigartiger Vorgang. Handelte es sich doch um die sozialdemokra-

tischen Politiker Adam Remmele und Christian Stock. Remmele war in der Weimarer Zeit zeitweise badischer Staatspräsident und Innenminister, bei Stock handelte es sich um den ersten demokratisch gewählten Ministerpräsidenten in Hessen.

Bemerkenswert ist ferner, dass sich Mohr dem Personenkreis zur Verfügung stellte, welcher Adolf Hitler durch ein Attentat, das am 20. Juli 1944 scheiterte, beseitigen wollte.

»Schutzhäftling« Remmele und sein Bürge



An Schillers Ballade Bürgschaft (Zu Dionys, dem Tyrannen, ...) erinnert die Geschichte, welche sich zwischen Remmele und Mohr im ersten Jahr des Dritten Reiches abspielte: Der

542 August Greiner Badische Heimat 4/2016

Erstere, ein zwischen 1919 bis 1931 herausragender badischer Landespolitiker; Mohr, ein in der gleichen Zeit bei der Polizei in Baden schon in der Dienstzeit legendärer Polizeihauptmann, mehrere Jahre als Führer einer Einsatzhundertschaft in Waldshut und Karlsruhe, zuletzt Inspektionsleiter bei der damaligen Polizeidirektion Karlsruhe. Die beiden trafen sich 1933 unter ganz besonderen Umständen in dem von den badischen Nationalsozialisten so benannten Konzentrationslager Kislau (ein ehemals fürstliches Jagdschloss zwischen Karlsruhe und Heidelberg) wieder: Remmele, inzwischen in Hamburg lebender und nach Baden zurückgeholter »Novemberverbrecher« als »Schutzhäftling«, Mohr als reaktivierter Polizeihauptmann und KZ-Kommandant. Hinweis: Die Hafteinrichtung unterstand dem badischen Innenministerium und ist nicht vergleichbar mit den reichsweit von der SS betriebenen Konzentrationslagern.

Zum Bürgen für Remmele wurde Mohr, ohne dass sein Vorgesetzter, der neue Nazi-Innenminister Karl Pflaumer, oder gar der Reichsstatthalter Robert Wagner, die Maßnahme billigte. Den in der Weimarer Zeit in Heidelberg Dienst verrichtende, wegen nationalsozialistischen Aktivitäten 1929 in den Ruhestand versetzten frühere Polizeioberleutnant und zum Minister avancierten Pflaumer kann man in weiterer Anlehnung an die Schiller-Ballade symbolisch als den »Tyrannen« bezeichnen. »Dritter im Bunde« wurde er jedoch nicht. Als nämlich »Schutzhäftling« Remmele zur Erledigung dringender persönlicher Dinge einige Tage »Freigang« brauchte, stellte sich der Polizeihauptmann als »Bürgen« für den inhaftierten Politiker zur Verfügung. Der Inhaftierte durfte ohne besondere Beobachtung für einige Tage an seinen Wohnort Hamburg zurückkehren, um an der Beerdigung seiner Frau teilnehmen zu kön-



Polizeihauptmann Franz Mohr im Jahre 1929

nen. Das Risiko für den Lagerkommandanten: Remmele hätte sich durch eine Flucht ins Ausland der Verfolgung durch das Nazi-Regime entziehen können. Sein »Ehrenwort« zur Rückkehr genügte Mohr, ihm den Freigang zu gewähren.

Am Beginn stand ein Eklat

Es war eine außergewöhnliche Beziehung zwischen Remmele und dem Polizeihauptmann Mohr und an ihrem Beginn 1925 stand ein Eklat.

Mohr war damals in Waldshut als Führer einer Hundertschaft der kasernierten badischen Polizeibereitschaften tätig und Rem-



Das Führungspersonal der badischen Polizei 1928 mit Polizeioberst Erich Blankenhorn (sitzend, dritter von links), Polizeihauptmann Franz Mohr (x) und Regierungsrat Julius La Fontaine (in bürgerlicher Kleidung)

mele fungierte als badischer Innenminister. Der militärisch geprägte Polizeiführer war ab 1902 und bis 1919 Berufssoldat, zuletzt bei der Artillerie. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs stieg er zum mehrmals ausgezeichneten Feuerwerker-Oberleutnant auf. Zweimal diente Mohr in der kaiserlichen Schutztruppe, was ihm bei der Polizei den Spitznamen »Askari« einbrachte: von 1905 bis 1907 in Deutsch-Südwestafrika während des »Hottentottenkrieges« und von 1909 bis 1914 in Deutsch-Ostafrika. Bei der Mobilmachung vor Kriegsbeginn auf Heimaturlaub, nahm er bei der Artillerie an den Kämpfen an der Westfront teil.

Im April 1920 trat Mohr als »Zeugleutnant« (verantwortlich für die Ausrüstung) bei der badischen Polizei ein. Er folgte damit dem Beispiel vieler Führungspersönlichkeiten bei der badischen Polizei, die wie auch der badische Polizeioberst Erich Karl Blankenhorn von der kaiserlichen Armee in den Polizeidienst wechselten.

Mohr, inzwischen zum Polizeihauptmann befördert, übernahm 1925 eine in Waldshut stationierte Polizeihundertschaft. Der SPD-Politiker Remmele war als badischer Innenminister oberster Dienstherr des Polizeihauptmanns Mohr.

Und was den eingangs erwähnten Eklat betrifft: Es ist überliefert, dass 1925 ein Besuch Remmeles bei der Waldshuter Polizeihundertschaft angesagt war. Die Einheit war zum Empfang angetreten, aber der Minister hatte sich ohne jede Mitteilung verspätet. Nach einer gewissen Zeit des Wartens hatte Mohr die Hundertschaft vor Eintreffen des Ministers wegtreten lassen und soll mit der Bemerkung: »Auf diesen Sozzen warte ich nicht länger!«, ausgeritten sein.

544 August Greiner Badische Heimat 4/2016

Der reaktivierte Polizeihauptmann



Franz Mohr als Polizeihauptmann 1925 in Kislau

Mohrs Verhalten und seine Äußerung gipfelten in einem Disziplinarverfahren. Dieses wurde jedoch eingestellt, als sich niemand als Zeuge für das Mohr-Zitat zur Verfügung stellte. Der Polizeihauptmann wurde daraufhin nach Karlsruhe versetzt, wo er wieder einer Polizeihundertschaft vorstand. In dieser bis 1929 ausgeübten Funktion hatte er sich einen legendären Ruf erworben. In den Jahren 1930 und 1931 war der Polizeihauptmann bei der Polizeidirektion Karlsruhe als Inspektionsleiter eingesetzt, um dann mit 50 Jahren zum Jahresbeginn 1932 gesetzlich pensioniert zu werden.

»Es wird sich schwerlich in Deutschland eine Anstalt finden, in der so viel für die Häftlinge getan worden ist, wie in Kislau«, resümierte Mohr 1947 in einer Niederschrift für das Spruchkammerverfahren gegen ihn, das wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft ab 1933 vor der Spruchkammer im hessischen Dieburg eingeleitet worden war. Mohr hatte als reaktivierter Polizeihauptmann am 20. Iuni 1933 vom badischen Innenministerium den Auftrag erhalten, sich in die Geschäfte des Direktors des Landesarbeitshauses Kislau einzuarbeiten und zusätzlich die Aufgaben des Leiters eines bereits Ende April 1933 eingerichteten »Schutzhaftlagers« wahrzunehmen. Nochmals: Das Lager deklarierten die Nazis zur Abschreckung politischer Gegner unzutreffend als »Konzentrationslager«.

Dass der Polizeioffizier seine Reaktivierung anstrengte, hatte versorgungsrechtliche Gründe. Er wollte, bisher unverheiratet, im Alter von 51 Jahren eine 22 Jahre jüngere Frau ehelichen, welche – wie auch die Nachkommen – nach der damaligen Pensionsregelung für die polizeilichen »Zwölfender« bei seinem Tod keinen Anspruch auf Hinterbliebenenfürsorge gehabt hätten. In dieser Zwangslage nötigte man Mohr auch zum Eintritt in die NSDAP.

»Ich traf in Kislau etwa 150 politische Häftlinge, darunter prominente Vertreter der abgetretenen badischen Regierung und ehemalige Abgeordnete an, die offensichtlich völlig verbittert waren«, schreibt Mohr über die dortige Dienstaufnahme. Unter ihnen befanden sich sieben, in früher herausgehobenen Funktionen wirkende Sozialdemokraten, unter ihnen Remmele und



Ankunft der Nazi-Schaufahrt von Karlsruhe nach Kislau mit Prominenten badischen Sozialdemokraten als »Schutzhäftlinge«, unter ihnen: Adam Remmele (vordere Reihe mit einem Koffer in der Hand) und Ludwig Marum (Zweiter von links ab Remmele)

der Reichstagsabgeordnete Ludwig Marum. Diese Gruppe war am 16. Mai 1933 in einer menschenverachtenden Schaufahrt auf einem offenen Polizeilastwagen von Karlsruhe nach Kislau überführt worden. »In Kislau hatte man sie bis zu meinem Eintreffen etwa sechs Wochen lang in den Kleidern, in denen man sie von zu Hause weggeholt hatte, ohne jegliche Tätigkeit, mangels anderer Unterbringungsmöglichkeit zwischen den Arbeitshäuslern untergebracht«, heißt es im Bericht von Mohr. Seine sofortige Abhilfe habe bei den Häftlingen »seine günstige Wirkung nicht verfehlt«. Mohr: »In kürzester Zeit war der Bann gebrochen und zwischen ihnen und mir ein Vertrauensverhältnis festgestellt.«

In dieser Situation entwickelte sich zwischen Remmele und Mohr eine Beziehung, welche als »außergewöhnlich« charakterisiert werden kann. Dies unbeschadet des »Waldshuter Eklats«, des folgenden Disziplinarverfahrens und des Umstandes, dass Remmele als Minister später einen anderen Polizeihauptmann zum Nachteil von Mohr bei der Beförderung zum Polizeimajor vorgezogen hat.

Alles andere als nachtragend zu sein, bewies der Lagerkommandant Mohr durch seine persönliche menschliche Größe, als der 56 Jahre alt gewordene »Schutzhäftling« Remmele nervlich durchdrehte und den Arbeitsanforderungen nicht mehr gewachsen war. Es folgte die bereits erwähnte Maß-

546 August Greiner Badische Heimat 4/2016



Die in der »Badischen Presse« am Karsamstag, 31. März 1933 abgedruckte Todesanzeige für Ludwig Marum. Die Uhrzeit der Trauerfeier durfte nicht angegeben werden

nahme, welche im Vollzug der »Schutzhaft« in Kislau einzigartig blieb. Mohr konkretisierte den Vorgang in einer 1947 verfassten Niederschrift wie folgt: »So habe ich es bedenkenlos unternommen, dem früheren Innenminister lediglich auf sein mir gegebenes Wort hin, wieder zu kommen, auf eigene Verantwortung nach Hamburg eine Woche lang zu beurlauben. Diese meine Maßnahme rief erhebliche Aufregung im Innenministerium hervor. Dort wurde hinsichtlich seiner Person, weil er als Exponent der SPD galt, auf sichere Verwahrung den größten Wert gelegt und man hegte nun die schwersten Bedenken, dass er .den Staub des unduldsamen Deutschland von seinen Füßen schütteln' würde. Für diesen Fall wurde mir selbst das Konzentrationslager in Aussicht gestellt.« Um dem dann hinzuzufügen: »Remmele hat aber Wort gehalten und kam wieder!«

Als Exkurs: Mohr und der Fall Marum

Anders als in den anderen Konzentrationslagern des Dritten Reiches wurde in Kislau nur ein Inhaftierter ermordet. Das Opfer: Ludwig Marum (1882-1934), Rechtsanwalt, von Geburt Jude, seit 1913 konfessionslos, von 1919 bis 1929 badischer Staatsrat und ab 1928 Reichstagsabgeordneter, einer der führenden Köpfe der Sozialdemokraten des Landes, Marum, in der Nacht (Mittwoch auf Donnerstag in der Karwoche) vom 28. auf 29. März 1934 erdrosselt und dann aufgehängt, war schon seit dem 10. März 1933 in Schutzhaft und kam mit der bereits erwähnten Schaufahrt mit Remmele nach Kislau. Die Tat wurde von den Nazis als Selbstmord dargestellt.

Der Bezug zu Mohr: Um den Mord vornehmen zu können, waren die badischen Nazi-Oberen, Reichsstatthalter Wagner und Innenminister Pflaumer, genötigt, für den Polizeihauptmann und Lagerkommandanten fünf Wochen Urlaub anzuordnen. Er hielt sich mit seiner jungen Frau zur Tatzeit im Schwarzwald auf. Sie wurde insbesondere dadurch ermöglicht, als der Inhaftierte, abgesondert von anderen, in einem Zimmer des Verwaltungsgebäudes allein nächtigte. Dieser Raum war zuvor bis zu seiner Entlassung Remmele zugewiesen. Er hatte Marum ausdrücklich gewarnt, ihn zu beziehen und nicht in den Schlafsälen zu nächtigen.

Die Schergen kamen aus der Reichsstatthalterei



Es nützte nichts, dass er die vom »Führer« von Regimegegnern geforderte Erklärung: »Ich verpflichte mich, jede feindselige Haltung ge-





Formalausbildung der von Mohr geführten Einsatzhundertschaft auf dem Hof der Grenadierkaserne in Karlsruhe (oben) und abmarschbereit angetreten mit dem Polizeihauptmann vor der Front (rechter Bildrand)

gen Volk und Staat aufzugeben und zu unterlassen, das Gesetz zu achten, sowie mich jeder politischen Tätigkeit zu enthalten«, nach fast 1-jähriger Schutzhaft im Februar 1934 an den Reichsstatthalter Wagner schickte. Und es nützte ihm ebenso wenig, dass er sich Bemühungen von politischen Freunden, sich nach Palästina abschieben zu lassen, nach einer anfänglich beharrlichen Weigerung doch zugänglich zeigte.

548 August Greiner Badische Heimat 4/2016



Polizeihauptmann Franz Mohr (linker Bildrand) als Führer der Ehrenhundertschaft bei der Beerdigung des Reichspräsidenten Friedrich Ebert am 5. März 1925 in Heidelberg

Was die gedungenen fünf zusammenwirkenden SS- und SA-Leute als Mörder betrifft: Alle Fäden der Marum-Ermordung laufen in Wagners Karlsruher Reichsstatthalterei zusammen. Er ordnete die Mordtat an, von deren Begehung Innenminister Pflaumer gewusst haben muss. Was im Dritten Reich schon immer gerüchteweise die Runde machte, bestätigte sich 1948 bei einem Prozess vor dem Landgericht Karlsruhe. Vier der Tatbeteiligten (einer hatte den Krieg nicht überlebt) wurden am 4. Juni 1948 wegen Mord zu Freiheitsstrafen verurteilt.

In einer 1945 verfassten Niederschrift des 1947 verstorbenen Sozius der Anwaltskanzlei von Marum, Alfred Nachmann, findet sich wohl das Motiv für die Mordtat. Danach hatte der zum Reichsstatthalter avancierte Wagner »Marum nie verziehen«, dass er in seinen Anwaltsakten Dokumente in Besitz hatte, welche belegten, dass Wagner »Landtagsdiäten liquidiert hatte für Tage, an denen er nicht im Landtag war«. Die Publikation dieser Tatsache hätte den obersten Nazi-Repräsentanten in Baden zum Betrüger gestempelt. Dies wäre dem »Saubermann«-Image des neuen Machthabers, welcher mit »korrupten Vertretern des Weimarer Systems« unnachsichtig abrechnete, abträglich gewesen.

Und nochmals zum Hauptmann Mohr: »Dieser Offizier hätte wohl nie seine Hand zur Ermöglichung eines Mordes im Lager gegeben«, hielt Nachmann damals schriftlich fest. Eine Feststellung, welche nach Kriegsende auch von der Marum-Witwe getroffen worden war.

Die badische Polizei und der Polizeihauptmann Mohr

Durch den Versailler Friedensvertrag war Baden insofern besonders betroffen, als mehr als die Hälfte des Landesterritoriums in die rechtsrheinische, entmilitarisierte 50-Kilometer-Zone fiel. Mit der Ruhrbesetzung 1923 wurde es sogar bis 1930 an den Brückenköpfen Mannheim, Karlsruhe, Kehl und Breisach von französischen Truppen besetzt. Da das Militär im entmilitarisierten Bereich bei strengen Vorgaben der Alliierten für die Polizei nicht mehr eingesetzt werden durfte, kam es erstmals zur Aufstellung von zwölf, in Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Rastatt, Freiburg, Müllheim und Waldshut stationierten Polizei-Einsatz- und Lehrhundertschaften.

Wie sich die alliierten Vorgaben auswirkten, wird an einem Beispiel besonders deutlich. Als der erste Reichspräsident in der Weimarer Republik, Friedrich Ebert, verstarb und am 5. März 1925 in Heidelberg beerdigt wurde, durfte kein Reichswehrangehöriger in Uniform teilnehmen. Dies war uniformiert nur der badischen Polizei mit einer Ehrenhundertschaft, von Polizeihauptmann Mohr angeführt, und ihrer Polizeikapelle erlaubt.

Mohr als Wehrmachtsoffizier?

Im Zusammenhang mit der Einführung der Wehrpflicht 1935 wechselten viele Polizeibeamte in Baden zu der in »Wehrmacht« umbenannten Reichswehr. Dem voraus ging die Aufstellung der kasernierten Landespolizei, welche dann in die Wehrmacht übernommen wurde.

In den überlieferten schriftlichen Unterlagen über Mohr befindet sich ein Schreiben des badischen Innenministers Pflaumer vom 28.



Franz Mohr 1934 als Polizeimajor vor dem Gebäudekomplex des »KZ Kislau«

September 1935 an den Reichsinnenminister, welches drei Deutungen zulässt: Wollten die Nazis Mohr zum Militär loswerden? Oder wollte der damals schon zum Polizeimajor avancierte in einer weniger politisch relevanten Funktion Verwendung finden?

Oder gar: Traf beides zu? Pflaumers Fazit jedenfalls: »Mohr verfügt trotz seiner 52 Jahre über eine bewundernswerte körperliche und geistige Frische, die ihn auch heute noch zu sportlichen Höchstleistungen befähigt. Ich würde es begrüßen, wenn der Polizeimajor, der sein Leben lang nichts als Soldat war und sein wollte, als Offizier bei der Landespolizei Verwendung finden könnte.«

550 August Greiner Badische Heimat 4/2016



Oberregierungsrat Franz Mohr (Bildmitte mit zeigender Handgeste) um 1940 bei einer Besichtigung des »Strafgefangenenlagers« Dieburg-Rodgau der Justiz (alle Fotos: Archiv Greiner)

Von Kislau nach Dieburg

Franz Mohr bewertete rückblickend 1947 seine eigenmächtige Maßnahme 1933 im »Konzentrationslager« Kislau, den »Schutzhäftling« Remmele nach dem Ableben seiner Frau für einige Tage nach Hamburg zu beurlauben, wie folgt: »Heute muss ich sagen – leider! Es würde mir wahrscheinlich in der letzten Zeit nicht so schlecht gegangen sein.« Seine Bewertung des Vorgangs ist allerdings nur bei Kenntnis des Lebensweges Mohrs zwischen 1933 und 1948 verständlich.

Nachdem Mohr im November 1933 geheiratet hatte (aus der Ehe gingen zwei 1934 und 1937 geborene Kinder hervor), wurde er in Kislau im Februar 1934 zum Polizeimajor befördert und bekam als »Direktor«, mit der

Amtsbezeichnung Regierungsrat, im Mai 1935 das gesamte »Landesarbeitshaus« übertragen. Dies war fortan eine Einrichtung der Reichsjustizverwaltung. Als diese im April 1938 das »Strafgefangenenlager« Rodgau mit dem Dienstsitz im hessischen Dieburg einrichtete, wurde Mohr, nunmehr zum Oberregierungsrat befördert, bis Kriegsende dessen Leiter.

Seine Dienstausübung blieb gegenüber der in Kislau unverändert. Was sie prägte, charakterisiert eine eidesstattliche Erklärung zum Spruchkammerverfahren wie folgt: »In seiner dienstlichen Haltung war besonders anerkennenswert seine Einstellung gegenüber den Gefangenen. Mit nicht erlahmender Sorge griff er jede Meldung über unsachgemäße und ungerechte Behandlung auf, um mit seiner klaren und durchgreifenden Art

für Abstellung zu sorgen.« Der Erklärung war eine von Mohr veranlasste Dienstaufsichtssache gegen einen Vollzugsbediensteten aus dem Jahre 1941 beigefügt, der zurechtgewiesen wurde, er »solle die Gefangenen nicht so zur Arbeit antreiben«.

Opfer einer Verwechslung

Was Mohr 1947 zu der erwähnten Feststellung veranlasste, war die Tatsache, dass er im Januar 1946 von der US-Besatzungsmacht festgenommen und bis zum Februar 1947 im »Kriegsverbrecherlager Camp Dachau« inhaftiert war, dem bis September 1947 die Inhaftierung im Internierungslager Kornwestheim folgte. Mohr wurde Opfer einer Verwechslung. Die Erschießung einiger Polinnen in einem Nachbarlager der Gestapo wurde ihm fälschlicherweise angelastet. Tatsächlich blieb dann beim Spruchkammerverfahren gegen Mohr im Dezember 1947 in Dieburg nur seine NSDAP-Mitgliedschaft übrig. Das Urteil war eindeutig: Er wurde in die Gruppe der »Entlasteten« eingestuft.

Entlastung als Ehrenschuld

Berücksichtigt man, dass Mohr in einer schlimmen Zeit der deutschen Geschichte zwei Hafteinrichtungen des NS-Regimes vorstand, ist es besonders bemerkenswert, welche breite Entlastung von jeglichen Vorwürfen er von ehemaligen Gefangenen erfuhr. An ihrer Spitze ein Mann, dessen Beziehung zum angeschuldigten Lagerleiter bereits als »außergewöhnlich« bewertet wurde: Adam Remmele. Er kam als 70-jähriger von Hamburg nach Dieburg, um für Mohr auszusagen. Er bezeichnete seine Aussage als »Ehrenschuld«

für den ehemaligen Lagerleiter, dem er bereits nach seiner Entlassung mit Schreiben vom 28. März 1934 den Dank »für die gute Behandlung während der Inhaftierung in Kislau« übermittelt habe. Rund zwei Dutzend ehemalige unter Mohr Inhaftierte gaben ebenfalls entlastende Erklärungen ab. Unter ihnen sogar ein amtierender Ministerpräsident: Christian Stock (SPD), erster demokratisch gewählter Regierungschef des Landes Hessen. Er war ebenfalls in Kislau inhaftiert.

Verbindungen zum Widerstand

Und schließlich hat ebenfalls zur Entlastung Mohrs eine Tatsache beigetragen, welche auch im Spruchkammerverfahren Eingang fand. Der Kammer lag die eidesstattliche Aussage eines Teilnehmers des Widerstandskreises Gördeler/Beck/Leuschner vor. Dieser bekundete, dass Mohr durch ihn seit Juli/August 1943 in die Pläne zur Beseitigung des Nazi-Regimes eingeweiht war. Er habe auch der Bitte entsprochen, »einer etwaigen Aufforderung zur Mitwirkung in diesem Kreise« Folge zu leisten. Über diese Tatsache sei ebenfalls der »Verbindungsmann zur Widerstandsgruppe unterrichtet« gewesen. In einem Zeitzeugenbericht der Mohr-Tochter wird bekundet, dass die Familie nach dem 20. Juli 1944 wochenlang mit der Angst lebte, der Vater würde von der Gestapo abgeholt. Seine Verbindung zu Kreisen des Widerstandes wurde ihr jedoch offensichtlich nicht offenbar.

Nebenbei

Schon vor Mohr wurden Führungspersönlichkeiten der badischen Polizei in der Weimarer Zeit während des Dritten Reiches zu erklär-

552 August Greiner Badische Heimat 4/2016

ten Gegnern des Nazi-Regimes. Exemplarisch hierfür: Julius La Fontaine. Bei der »Gleichschaltung Badens« nach den Reichstagswahlen am 5. März 1933 wurde der in Polizeikreisen geachtete Leiter der badischen Polizeiund Gendarmerieschule in Karlsruhe durch einen NSDAP-Sympathisanten ersetzt. 1937 in die Partei eingetreten, wurde er nach dem Polenfeldzug am Jahresende 1939 als Landrat in einen polnischen Landkreis abgeordnet. Dort wurde er Zeuge der Ermordung polnischer Juden. Was er in Polen sah, ließ in erkranken und er musste ins Reich zurückkehren. In Mannheim schloss er sich einer frankophilen und antinazistischen Lehrergruppe an und feierte mit ihnen Erfolge der Alliierten. Anlass genug seinerzeit, dass der Volksgerichtshof unter dem Vorsitz seines berüchtigten Vorsitzenden Roland Freisler am 25. Oktober 1943 La Fontaine (siehe Foto »Das Führungspersonal ...«) zu einer Zuchthausstrafe von zehn Jahren mit gleichzeitigem »Ehrverlust« verurteilte.



Anschrift des Autors: August Greiner Ltd. Polizeidirektor a. D. Am See 42 (Büchenau) 76646 Bruchsal





Global denken, regional handeln.

Jetzt Naturschutzprojekte fördern!

NatureLife-Spendenkonto:

IBAN: DE 22 6005 0101 0002 2090 29

NatureLife-International

Stiftung für Umwelt, Bildung und Nachhaltigkeit Karlstraße 7 • 71638 Ludwigsburg

Heidelsheimer Heimatbuch wird Opfer der Zensur

Valentin Gölz

Im Jahre 1960 wird die Heimatgeschichte von Heidelsheim herausgegeben. Unterlagen aus dem Nachlass von Otto Härdle bestätigen, dass der Autor von 1936 bis 1939 schon einmal versucht hat, seine heimatgeschichtlichen Forschungen in Buchform zu veröffentlichen. Doch kommt das Vorhaben nicht voran. Erst spät erkennt der Autor, dass die NSDAP in das Geschehen eingreift. Langsam konkretisieren sich Einwendungen. Die Bereitschaft des Autors zu Korrekturen führt nicht zu einer Druckfreigabe.

Im Jahre 1960 erschien das Buch »Heidelsheim – Geschichte und Bild der ehemaligen Reichsstadt«. Verfasser war Otto Härdle, Herausgeber die Stadt Heidelsheim. Es be-



Otto Härdle (1900–1978) Heimatforscher und seit 1960 Ehrenbürger von Heidelsheim (Foto: privat)

stand in diesen Jahren offenbar ein gesteigertes Bedürfnis, als örtliche Gemeinschaft mehr zu erfahren über die Geschichte des Ortes und seiner Menschen. In dieser Zeit entstanden zahlreiche Ortschroniken, so in Weiher (1962), Gondelsheim und Münzesheim (1966). Kaum jemand weiß aber, dass sich Härdle schon viel früher bemühte, seine heimatkundlichen Forschungen als Buch zu veröffentlichen. Dies geht aus Unterlagen hervor, die sein Sohn der Stadt Bruchsal überlassen hat.

Erste Gespräche über ein Buch führt Härdle mit Bürgermeister Jäger bereits 1936. Im April 1937 lehnt der Gemeinderat das Vorhaben erst einmal ab. Vermutlich sind ihm die Risiken zu hoch, ist doch das Buch durch die Gemeinde vorzufinanzieren. Härdle dagegen will an den Abbildungen keine Abstriche machen, die das Buch verteuern aber auch interessanter für die Leser machen. Nach Gesprächen zwischen Gemeindevertretern und der Macklotschen Druckerei in Karlsruhe scheinen die Probleme im Juli 1937 ausgeräumt. Die Gemeinde soll am Verkaufserlös beteiligt sein. Härdle

554 Valentin Gölz Badische Heimat 4/2016

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Gauleifung

Gaugefdiäftsstelle: Rarlsruhe, Abolf Sittler-Haus, Bitterstr. 28 Possifideakionto Karlsruhe 8000 Oirohonto 1000, Fad. Rommunale Jandesbank, Karlsruhe Ferngesprädie: 7165, Ortsgesprädie: 7160-7162

S A F

Haupforgan des Gaues: "Der Führer" Verlag und Schriftleifung: Karlsruhe, Jammftr. 16 Volfdhechkonto: Karlsruhe 2988 Girokonto 796, Städt. Hparkaffe Karlsruhe Vernfprecher: 7927-7931

Amf: Schrifttum Sch/M.
(Im Antwortschreiben anzugeben)

Rarlsruhe, δen 10. Januar 1939. Ritterstr.22.

Betr.: Kapitel:
"Kirche und Schule "
der Chronik Heidelsheim.

Herrn
Otto H ä r d l e
K a r l s r u h e
Damaschkestr. 65.

Gegen die Einfügung des Kapitels "Kirche und Schule "in die von Otto Härdle verfasste Chronik von Heidelsheim ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Ein Weglassen der Schilderung der kirchlichen Verhältnisse einer Gemeinde würde, propagandistisch gesehen, sich ins Gegenteil dessen verkehren, was der Volksgenosse an politischem Blick durch eine solche Chronik gewinnen kann.
Selbstverständlich muss das Kapitel über die kirchliche Entwicklung einer Gemeinde so gestaltet sein, dass niemals die Meinung aufkommen kann, dass dieses Kapitel im Interesse der Kirchen geschrieben ist, sondern lediglich als Erfahrungstatsache die innere Zersplitterung des deutschen Volkes durch die Kirchen, durch die Jahrhunderte hindurch.
Dieser Forderung ist das Kapitel "Kirche und Schule " der Heidelsheimer Ortschronik im grossen und ganzen gerecht geworden. Jedoch könnte meiner Ansicht nach das Kapitel noch bedeutend straffer, kürzer und damit objektiver gefasst werden. Der Verfasser bemüht sich im ganzen, sein persönliches Gefühl hintan zu stellen. Trotzdem hat man Seite 251 bei dem Satz: " Es war ein feierlicher Augenblick, als am Palmsonntag des Jahres 1821 Pfarrer Lahr in der alten luther. Kirche in der Zehntgasse seine Abschiedspredigt hielt ", den Eindruck, dass der Verfasser mit einer gewissen Erlebniswärme hinter diesem Satz steht, was ein nationalspzialistischer Chronist im Jahre 1938 unbedingt unterlassen muss.

Im Übrigen können gegen die Eingliederung des Kapitels "Kirche und Schule " in die Heidelsheimer Chronik keine Einwände erhoben werden.

HeilHitler!

i. W. Clary

Schreiben des Leiters der NS-Schrifttumskammer Schirpf, aus dem die Haltung zum Buchprojekt und zur Pressefreiheit deutlich wird (Stadtarchiv Bruchsal, Nachlass O. Härdle/OZ 15)

arbeitet nach eigenem Bekunden drei Monate »bis zur Erschöpfung« an der Vorbereitung der Drucklegung, damit die von ihm geplante Herausgabe zu Weihnachten 1937 möglich wäre. In dieser heißen Phase nimmt der Bürgermeister plötzlich »eine merkwürdige Haltung« ein, wie Härdle einem Freund klagt. Auf einen von jenem erbetenen Abriss der Geschehnisse in den letzten Jahrzehnten in Heidelsheim. Härdle lebt in dieser Zeit in Karlsruhe, wartet er vergebens. Nach einer Besprechung Mitte November in Heidelsheim, die keine Aufklä-

rung bringt, lässt Härdle in einer Zusammenfassung die Adressaten an der Entstehung seines Werkes teilhaben, an seinen planmäßigen und zeitraubenden Forschungen seit 1929 mit Quellenstudien in zahlreichen Archiven, an den unumgänglichen Reisen, an den Kosten seines Projekts, die er allein getragen hat. Das Scheitern einer Drucklegung vor Weihnachten vor Augen zieht Härdle Bilanz: Das Manuskript ist bis auf einen kleinen Rest fertig, der Text und die Bilder sind sein Eigentum, er sieht sich presserechtlich allein in der Verantwortung. Er ist zu Ergänzungen oder Änderungen bereit, aber nicht wenn wesentliche Teile beanstandet oder einzelne Abschnitte gestrichen werden.

Vermutlich hat Härdle zu diesem Zeitpunkt erkannt, dass höhere Mächte im Spiel sind. Ende November schickt er an die Kreisleitung der NSDAP, Amt für Kommunalpolitik, einen Brief, in dem er um eine offene und rückhaltlose Stellungnahme zu seinem Buchmanuskript bittet. Nun beginnt ein Katz-und-



Der vielseitig begabte Heimatforscher bei der Arbeit (Stadtarchiv Bruchsal, Dia im Nachlass O. Härdle)

Maus-Spiel. Die Parteistellen halten die Herausgabe für übereilt, sehen einen Termin im Mai 1938 für geeigneter, anlässlich des dann terminierten Heimattages. Weitere Parteistellen sollen das Werk beurteilen, der Kreiskulturstellenleiter und die Schrifttumskammer. Offenbar gibt es Bedenken. Besprechungen werden kurzfristig angesetzt und wieder verschoben, die Partei spielt auf Zeit. Härdle reagiert verärgert, macht seine aktive Mitwirkung am Heimattag Ende Mai 1938 von einer Entscheidung über sein Buchprojekt abhängig. Parallel dazu hebt er in einem Schreiben an NSDAP-Kreisleiter Epp die Bedeutung des Abschnittes über die kirchlichen Verhältnisse hervor und ist nicht bereit, auf diese Darstellung zu verzichten. Auch der Hinweis von Härdle, dass das Generallandesarchiv als staatliche und das Volksbildungswerk als parteiamtliche Stelle den kirchlichen Teil in einer Ortschronik für unverzichtbar halten, befördert die Entscheidung nicht. Mitte Mai erklärt Härdle gegenüber der Gemeinde, dass er das

556 Valentin Gölz Badische Heimat 4/2016

beanstandete Kapitel gründlich überarbeitet und einige Stellen gestrichen hat. Er erinnert daran, dass ein Drittel des Buches gesetzt ist und seit einem halben Jahr im Satz steht, was die Druckerei blockiert. Die Gemeinde sieht sich allerdings nicht in der Pflicht, hatte sie doch den entsprechenden Vertrag nicht gegengezeichnet.

Im Dezember 1938 schickt Härdle sein Manuskript direkt an den Leiter der Reichsschrifttumskammer Baden und bietet Referenzen an bezüglich seiner Person. Relativ schnell kommt von dort Anfang Januar die Antwort. Die Stelle hat grundsätzlich keine Einwendungen. Das Weglassen der kirchlichen Verhältnisse im Buch könne sich propagandistisch ins Gegenteil verkehren. Aber das Kapitel dürfe nicht den Eindruck erwecken, es würde im Interesse der Kirchen geschrieben, vielmehr solle es als Beispiel dienen für die innere Zersplitterung des deutschen Volkes durch die Kirchen. Die Parteistelle empfiehlt, das Kapitel straffer, kürzer und objektiver zu fassen, mit weniger »Erlebniswärme« des Autors, für die exemplarisch eine Textstelle benannt wird. Damit ist endlich die offizielle Parteilinie gefunden und ausgesprochen.

Härdle erklärt sich Mitte April 1939 gegenüber der Gemeinde bereit, den Vorgaben nachzukommen, wenn die Gemeinde den Druck freigibt. Diese aber wartet auf die Freigabe der NSDAP, die nicht eintrifft. Spätestens mit Kriegsbeginn am 1.9.1939 ist das Buchprojekt gescheitert. Ob die Darstellung des kirchlichen Lebens wirklich der Grund war bleibt

offen. Tatsächlich galten die Kirchen den Nazis als nächster Gegner, der auszuschalten war. Im Buch sind aber auch zwei Seiten über das jüdische Leben in Heidelsheim enthalten, darin die heftigen Übergriffe gegen die örtlichen Juden im Jahre 1848. Diese in einem anderen Kapitel enthaltenen Ausführungen wurden erstaunlicherweise offiziell nicht beanstandet. auch nicht die schlimmen Folgen zahlreicher Kriege für Stadt und Bürgerschaft. Offenbar waren sie als Rechtfertigung für Aufrüstung und Idealisierung des Kampfes willkommen. Möglicherweise gab es auch grundsätzliche Vorbehalte gegen den bekennenden Sozialdemokraten Otto Härdle, dessen Familie im August 1933 auf Grund einer Denunziation an seinem Wohnort Karlsruhe Opfer einer einschüchternden nächtlichen Hausdurchsuchung geworden war.

Das Buchprojekt war zwar gescheitert, nicht aber der Mensch Otto Härdle, der durch sein selbstbewusstes Auftreten gegenüber einem übermächtigen Partei- und Staatsapparat beeindruckte.



Anschrift des Autors: Valentin Gölz Kurfürstenstraße 3 76646 Bruchsal valentingoelz@web.de

Das Kriegerdenkmal am Wichtelpfad

Wolf Hockenjos

Am Wichtelpfad im Auerhuhnwald, einer vielbesuchten touristischen Attraktion am Köpfle hinter dem Feldberger Hof, steht ein in Vergessenheit geratenes Denkmal, dessen Entstehung, Sinn und Zweck recherchiert werden. Es weist zurück in die Frühzeit des Skisports, die nicht nur vom Bemühen um organisatorische Strukturen für den neuen Volkssport geprägt war, sondern auch den Übungszweck militärischer Ertüchtigung verfolgte. Was aber war der eigentliche Grund dafür, dass sich heute niemand mehr an das Skiläuferdenkmal erinnern mag, das 1920 für die im Ersten Weltkriegs gefallenen Skikameraden errichtet worden war?

»Sorgen wir dafür, dass der alte Geist sportlich-militärischer Kameradschaft im deutschen Skilauf lebendig bleibt, dass jene junge Skiläufergeneration heranwächst: furchtlos, pflichtbewusst und treu, wie es die Generation der alten Frontsoldaten war, stets fähig und bereit, Leib und Leben einzusetzen für das Vaterland¹.«

Eigentlich wird hinterm Feldberger Hof, dem massentouristischen Hotspot des Hochschwarzwalds, vorwiegend Kinderprogramm geboten: Ein Platz mit Rutschen und Schaukeln gleich beim Hotel, der Kletterwald-Feldberg (Kletter- und Abenteuerspaß für Groß & Klein) und, als bei weitem attraktivste Zugnummer, der Wichtelpfad durch den Auerhuhnwald am Köpfle. Auf 1,8 Kilometern geht es für die Kleinen bergauf-bergab, vorbei an allerlei mit Wichteln und Elfen bestückten Stationen, an Picknick- und Spielplatz. Auch ein bisschen Wald- und Wildnispädagogik auf kindgemäßen Hinweistafeln darf nicht fehlen, denn der Pfad wurde vom nahen Haus der Natur mit seinem Naturschutzzentrum ersonnen und angelegt. Wald pur, gänzlich unmöbliert, mag er noch so urig erscheinen, tut es längst nicht mehr. Gegen Ende der Runde, noch bevor sich Groß & Klein wieder dem neuerdings in XXL-Größe erstellten Parkhaus nähern und die Ladenzeile in Sichtweite gerät, wo die lieben Kleinen mit Schleckeis und Schwarzwaldkitsch entlohnt werden können und/oder wo vis-à-vis im Haus der Natur noch eine interaktive Ausstellung über Natur und Landschaft lockt – bevor der Wichtelpfad also den Auerhuhnwald verlässt, führt er an einem steinernen Denkmal vorbei. Die Sitzbank davor vermag dessen leicht verwahrlosten Zustand kaum zu kaschieren.

Ob das seltsame Mahnmal zwar nach all dem Auf und Ab überhaupt noch wahrgenommen wird, ob es bei all dem Kinderlärmen unterm Dauerfeuer knipsender Begleitpersonen, nach all dem Kunterbunt der Heinzelmännchen und Waldfeen noch die Blicke auf sich zu ziehen vermag, ist trotz des wuchtigen Granitsockels, aus dem sich einzelne Blöcke bereits zu lösen beginnen, nicht

558 Wolf Hockenjos Badische Heimat 4/2016



Im Auerhuhnwald (Foto: Wolf Hockenjos)

ausgemacht. Nicht einmal das gusseiserne Relief mit den drei nackten Figuren auf der Frontseite dürfte noch recht viel Aufmerksamkeit, gar Ärgernis erregen. Kaum noch vermisst nach all der Aufklärung über Wald, Wild und Wichtel wird wohl auch die Texttafel, die Aufschluss geben könnte über das Dargestellte, über Anlass, Sinn und Zweck des Denkmals. Erst beim Nähertreten stutzt man: Was mag die splitternackte, unzweifelhaft männliche Person, halb kniend, in die Höhe strecken: eine Fackel, ein Baumgewächs? Und was hält die nicht minder nackte Frau zu seiner Rechten in der einen Hand: ein Kräuterbüschel? Ist es der Siegeslorbeer, mit dem sie soeben im Begriff zu sein scheint, das Haupt des auf die Knie Niedersinkenden zu bekränzen. Erst der Stahlhelm in der Hand des nackten Mannes zu seiner Linken

lässt keine andere Deutung zu: Es muss sich tatsächlich um ein Kriegerdenkmal handeln. Doch ein solches - ausgerechnet hier oben im Köpfle-Wald und bar jeglicher Inschrift? Wer mag es wann und zu wessen Gedenken errichtet haben? Galt es den Gefallenen des Ersten, des Zweiten oder beider Weltkriege? Hätte der Künstler, der das Relief erschaffen hat, auch nach 1945 noch nackte Figuren in Pose gesetzt, um der Gefallenen zu gedenken? Und wenn es denn die des Ersten waren: Hat jemand den Text absichtlich entfernt, weil der ihm gar zu peinlich ausgefallen war, zu schwülstig, zu unhistorisch - »im Felde unbesiegt« - per Lorbeerkranz die Lüge der Dolchstoßlegende verbreitend? Oder war es schlicht ein Diebstahl? Hat ein Souvenirsammler die Texttafel entwendet, nachdem der Mörtel, mit dem man sie einst befestigt



Das Skiläuferdenkmal (Foto: Wolf Hockenjos)

hatte, durch Wettereinwirkung und vom Zahn der Zeit zerbröselt worden war?

Eine Rückfrage im Haus der Natur bei Feldberg-Ranger Achim Laber, dem Initiator des Wichtelpfads, bringt erste Erleuchtung: Es handle sich um ein 1920 errichtetes »Skiläuferdenkmal«, gewidmet den gefallenen Skiläufern des Ersten Weltkriegs. Geschaffen habe es ein Bildhauer namens Konrad Tauchert, die Bauausführung habe in den Händen des Steinhauermeisters Spitz aus Menzenschwand und des Maurermeisters Bauer aus Brandenberg gelegen. So jedenfalls könne man es noch im erhalten gebliebenen Hüttenbuch der einstigen Hess-Hütte nachlesen. Die ursprünglich auf der Rückseite angebrachte Tafel sei verschollen. Möglicherweise stamme

deren Text, aufnotiert im Hüttenbuch, von Wilhelm Paulcke (1873–1949), dem Karlsruher Geologieprofessor, Skipionier, Alpinist und Lawinenforscher:

»Der Toten Gebot: Treu in der Not, kühn in Gefahren einig das Volk, stolz vor der Welt.«

Am Köpfle wird seit den 1890er Jahren schon immer auch Ski gelaufen, wurden von den Hotelgästen Skikurse absolviert, wurden Wettkämpfe veranstaltet, und noch heute windet sich eine Skiloipe durch den Wald (weshalb der winterliche Wichtelpfad-Sucher ermahnt wird, sie nicht zu zertrampeln), was den Standort für ein Skiläuferdenkmal vielleicht als besonders geeignet erscheinen ließ. Doch der Text im Hüttenbuch, die verschollene Texttafel, erst recht die Relief-Darstellung regen zu weiterer Recherche an, und also klickt man sich zuhause durch das weltweite Netz. Dort freilich hat ein Bildhauer Tauchert keinerlei Spuren hinterlassen; wohl aber ein Konrad Taucher (1873-1950), von dem im Badischen etliche Brunnen und im Mannheimer Schlossgarten das Marmorstandbild der Großherzogin Stephanie stammen. In Knielingen bei Karlsruhe habe er ein Kriegerdenkmal gestaltet, gut möglich also, dass er auf Betreiben des Karlsruher Geologieprofessors auch das Skiläuferdenkmal am Köpfle geschaffen hat.

Dass »Lawinen-Paulcke« im Netz reichlich Niederschlag gefunden hat, kommt für den Schwarzwälder Skisportfan wenig überraschend: In der realen Welt haben Einheimische zumindest noch den Paulcketurm (oder das, was die Straßenbauer davon übrig gelassen haben) am Hirschsprung im Höllental vor

560 Wolf Hockenjos Badische Heimat 4/2016

Augen, den Wilhelm Paulcke erstmals bestiegen hat. So wie er auch zahlreiche Gipfel und Wände in den Alpen erklommen hatte. Und dass er, zusammen mit dem französischen Botschaftssekretär Dr. Raymond Pilet, dem die erste Skibesteigung des Feldbergs nachgesagt wird, deutsche Skigeschichte geschrieben hat, ist zumindest in der Ski- und Touristikszene noch hinlänglich bekannt; schließlich hatte man ja kürzlich erst deren 125-jähriges Jubiläum gefeiert. 1895 dann, knapp vier Jahre nach dem Todtnauer Urknall, der allerersten Skiclubgründung Deutschlands, wurde auf Paulckes Idee hin die »Section Freiburg des Skiclubs Feldberg« gegründet, die im nämlichen Jahr noch in SC Schwarzwald umbenannt wurde, dem deutschlandweit ersten überregionalen Skiverband. Darüber hinaus bemühte er sich um die Jahrhundertwende erfolgreich um die Gründung eines Mitteleuropäischen sowie des Deutschen und des Österreichischen Skiverbands, des heutigen DSV und des ÖSV.

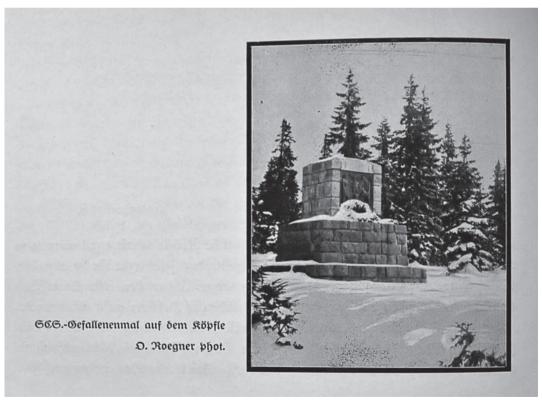
Dass das »Skiläuferdenkmal« auf Wunsch und Anregung, möglicherweise auch im Auftrag und auf Rechnung von Wilhelm Paulcke unweit des Feldberger Hofs errichtet worden sein könnte, klingt plausibel. Das bereits 1865 erbaute, inzwischen monströs gewachsene Hotel gilt, zumal unter seinen skisportbesessenen damaligen Besitzern Carl und Fanny Mayer, als eigentliche Keimzelle des Schwarzwälder Skilaufs. Hier pflegten Paulcke und seine illustren Skikameraden regelmäßig zu verkehren. Weit weniger bekannt als seine berufliche Leistung als Lawinenforscher und Geologe (1919/20 als Rektor der TH Karlsruhe), auch als seine Anstöße für die frühe Skisportentwicklung, ist seine militärische Karriere. In seinem eingangs zitierten Beitrag im 1932 erschienenen Jubiläumsband, herausgegeben vom Baseler Alfred Stinge-

lin aus Anlass des 40-jährigen Bestehens des Skiclubs Todtnau, hat der »alte Frontsoldat« Paulcke ausführlich und nicht ohne Stolz über seinen militärischen Werdegang berichtet. Demnach hatte er bereits 1898 als Leutnant der Reserve in den Vogesen bewaffnete Geländeübungen per Ski eingeführt. Die »Jägerrennen« und »Patrouillenläufe« auf dem Feldberg jener Jahre waren paramilitärische Veranstaltungen, wie sie sich sogar in der ersten Satzung des DSV wiederfinden: Übungszweck war die Ausbildung von Militärskiläufern für das Heer. Für die neu formierten Schneeschuh-Bataillone führte er 1914/15 als Hauptmann eines Jägerbataillons ein erstes Ski-Exerzierreglement ein. Weil seine skisportlich-militärischen Ideen im Kriegsministerium auf so überaus fruchtbaren Boden gefallen waren, wurde er Ende 1915 in das mit Deutschland befreundete Osmanische Reich entsandt, um auch dort Ski-Einheiten auszubilden. Sein Auftrag: Organisation und Führung türkischer Hochgebirgs- und Skitruppen für die Kaukasusfront, Nachdem er hierfür auch noch das erforderliche Skimaterial von der Freiburger Skifabrik Fischer beschafft hatte, wurde er vollends als Begründer des türkischen Skisports gefeiert.

Paulckes bekannt deutschnationale Gesinnung und sein Gram über die schmachvollen Versailler Verträge könnten ihm durchaus den im Hüttenbuch aufbewahrten Vers von »der Toten Gebot« in die Feder diktiert haben. Weshalb sollte er ihn nicht auch als Inschrift der Texttafel des Denkmals niedergeschrieben haben? Von Zeitzeugen ist überliefert, wie sehr er sich geehrt und bewegt gefühlt habe, als er 1936 anlässlich der Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen mit dem »Führer« zusammentraf. In seiner im nämlichen Jahr erschienenen Autobiographie erwähnt er unter seinen Skikameraden auch

die »Rassenhygieniker« Erwin Baur und Eugen Fischer; sie lobt er dort als »die später hervorragenden Forscher der Vererbungs- und Rassenlehre«. Könnte nicht auch Paulckes offenkundige Rechtslastigkeit iemanden dazu motiviert haben, die Texttafel am Skiläuferdenkmal verschwinden zu lassen? Sollte die Skisport-Ikone nicht beschädigt werden? In den Würdigungen Paulckes, wie sie in den Veröffentlichungen über die Schwarzwälder Skigeschichte² nachzulesen sind, hält man sich über seine politische Ausrichtung auffallend zurück. In der Rede eines Dr. Brohl zum 40-jährigen Jubiläum des Skiclubs Todtnau, abgedruckt nur ein Jahrzehnt nach der Errichtung des Denkmals in Alfred Stingelins Jubiläumsbuch, wird zwar auch der Gefalle-

nen gedacht, »die draußen Schulter an Schulter mit uns zusammen zum Schutze der heimatlichen Scholle gekämpft haben, die aber von dem blutigen Gange nicht mehr zurückgekehrt sind«. Das Skiläuferdenkmal bleibt indessen - seltsamerweise - unerwähnt. Lediglich ganz am Ende eines Beitrags von Otto Roegner über die Bedeutung des Feldberger Hofs für die Entstehung des Volkssports Skilauf findet sich ein kleinformatiges Winterfoto des Autors, darunter die Bildunterschrift »SCS-Gefallenenmal auf dem Köpfle«. Auf dem Sockel des noch in ziemlich waldfreiem Gelände stehenden Denkmals liegt ein dick verschneiter Kranz, was dafür spricht, dass Roegners Foto kurz nach der Einweihung entstanden sein dürfte. SCS steht für Skiclub



Gefallenenmal auf dem Köpfle (Foto: O. Roegner aus: Ski Heil. An der Wiege des deutschen Skilaufs. Freiburg, 1932)

562 Wolf Hockenjos Badische Heimat 4/2016

Schwarzwald, der später umbenannt wurde in Skiverband Schwarzwald. Doch auch in der weit zurück reichenden Autobiographie von Dr. Fredy Stober³ (1908–2008), dem langjährigen Präsidenten eben dieses Skiverbands (der zeitweise auch dem Deutschen Skiverband DSV vorstand), sucht man einen Hinweis auf das Denkmal vergebens. Selbst der derzeit amtierende Verbandsvorsitzende und Feldberger Bürgermeister Stefan Wirbser, befragt nach dem aktuellen Zustand des Skiläuferdenkmals und seiner Geschichte, scheint überfragt zu sein.

Noch weit weniger bekannt als sein militärischer Einsatz und seine politische Ausrichtung ist eine denkwürdige Affäre im Leben Wilhelm Paulckes: Seine Beziehung zu Prinz Max von Baden, dem kurzzeitigen Kanzler des Deutschen Kaiserreichs (der im November 1918, bevor er sein Amt an den Sozialdemokraten Friedrich Ebert abtrat, mit dafür gesorgt hatte, dass Kaiser Wilhelm II. abdanken musste). 1909 hatte man dem Prinzen die Schirmherrschaft über die in Triberg veranstaltete »Erste Internationale Wintersportausstellung« übertragen. Der gefeierte Skipionier hatte dabei den Prinzen samt weiteren Ehrengästen durch das Ausstellungsgelände zu führen gehabt, mit der Folge, dass er als dessen persönlicher Skilehrer engagiert wurde. Auf ausgedehnten Ski- und Bergwanderungen kam man sich näher, und aus der Freundschaft wurde alsbald eine homosexuelle Beziehung, belegt durch einen Briefwechsel⁴ aus dem Jahr 1912 zwischen Prinz Max und Wilhelm Paulckes toleranter Ehefrau Maria.

Was den Verdacht nicht ganz und gar abwegig erscheinen lässt, dass das Fehlen der Texttafel am Skiläuferdenkmal auch noch ganz andere Gründe haben könnte. Dass demjenigen, der klammheimlich die Tafel hat verschwinden lassen, die Nacktheit der im Relief darge-



Am Wichtelpfad (Foto: Wolf Hockenjos)

stellten Figuren, zumal des jungen Kriegers in deren Mitte, nicht geheuer erschien. Dass er damit womöglich nicht nur die Entblößung des prominenten Verbandsgründers zu verhindern trachtete, sondern auch die Belastung des Skiverbands. Als ob Konrad Taucher, der Künstler, und sein Auftraggeber nicht auch von der Freikörperkultur und Lebensreform-Bewegung des Jugendstils angehaucht gewesen sein könnten. Weshalb schließlich sogar Stilfragen noch mit zur Verunsicherung und Verdrängung beigetragen haben könnten; mit der Folge, dass selbst im Jahr 2014, anlässlich der vielerlei Gedenkfeiern zur hundertsten Jährung der europäischen Jahrhundertkatastrophe, des Weltkrieg-Ausbruchs, sich keiner mehr an das Denkmal erinnern mochte, weder die Skiläufer noch deren Verbandsfunktionäre noch die Öffentlichkeit. Desgleichen aus Anlass des 125-jährigen Jubiläums der deutschen Skigeschichte. Von einer Gedenkveranstaltung mit Kranzniederlegung (so wie es das Winterbildchen Otto Roegners dokumentiert), nichts davon hat in den Zeitungen gestanden. Auch nichts von einem Aufmarsch rechtsnationaler Trolle, wie es im Schwarzwald noch immer den dem Andenken an den »Freiheitskämpfer« Albert Leo Schlageter gewidmeten Denkmälern widerfährt (weshalb dort die Texte zumeist unleserlich gemacht worden sind).

So oder so – der Umgang mit dem Kriegerdenkmal am Wichtelpfad, seine Entweihung nach erfolgter Verschleierung seines Daseinszwecks und seiner Urheber, hinterlässt Rat-, ja Fassungslosigkeit. So, wie es nun da steht, ist es zu einem Monument zipfelmütziger Geschichtslosigkeit geworden. Was nicht nur auf eine erstaunliche Nachlässigkeit der für Denkmalschutz und Skigeschichte Verantwortlichen schließen lässt, sondern womöglich gar auf deren Verklemmtheit. Ein Hinweis am Sockel des Denkmals zur Aufklärung all der Wichtelpfadbesucher, egal ob unreif oder reif, wird gewiss keinen Schock mehr, allenfalls einen Denkanstoß auslösen.

Auch wenn der Text weit über das Wichteltreiben, weit über die Wald- und Wildpädagogik hinausführen sollte.

Anmerkungen

- 1 W. Paulcke: Die Entwicklung des Skilaufs im deutschen Heere; in: Ski Heil. An der Wiege des deutschen Skilaufs. Universitätsdruckerei Poppen & Ortmann, Freiburg, 1932.
- 2 So auch im Bildtextband von W. Hockenjos: Winter auf dem Wald. K. Schillinger-Verl. Freiburg, 1979.
- 3 Dr. Fredy Stober: Ein Leben für den Sport. Freiburg, 2008.
- 4 Lothar Machtan: Prinz Max von Baden. Suhrkamp, 2013



Anschrift des Autors: Wolf Hockenjos Alemannenstraße 30 78166 Donaueschingen wohock@gmx.de

564 Wolf Hockenjos Badische Heimat 4/2016

Die Bürgermeisterwahl in Langenbrücken zu Anfang des 20. Jahrhunderts

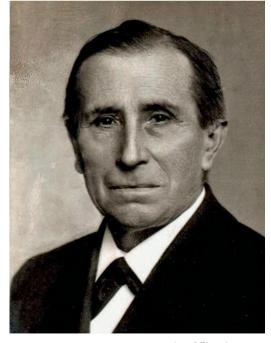
Konrad Exner

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts gab es im Land Baden verschiedene Wahlsysteme bei Bürgermeisterwahlen. Der Bürgermeister der Gemeinde Langenbrücken, heute gehört der Ort zu Bad Schönborn, Josef Ziegelmeyer, ist mittels drei verschiedener Wahlsysteme zum Bürgermeister gewählt worden. Die ersten beiden Wahlen fanden im Zeitalter der konstitutionellen Monarchie statt, die dritte im Zeitalter einer demokratischen Republik. Bei der ersten Wahl wurde Ziegelmeyer von einem Bürgerausschuss gewählt, bei der zweiten von einem Teil der Ortsbürger und bei der dritten Wahl von allen Ortsbürgern der Gemeinde. Das Ergebnis der Wahlen Ziegelmeyers war immer hervorragend, die Wahlsysteme hatten keinen Einfluss auf das sehr gute Abschneiden Ziegelmeyers.

Wer heute im 21. Jahrhundert von einer Bürgermeisterwahl ausgeht, der denkt an eine demokratische Wahl mit den Wahlgrundsätzen einer allgemeinen, freien, gleichen, unmittelbaren und geheimen Wahl. In Langenbrücken, früher Bezirk Bruchsal, Nordbaden, heute Bad Schönborn, Ortsteil Langenbrücken, gab es zu Anfang des 20. Jahrhunderts einen Bürgermeisterkandidaten, Josef Ziegelmeyer, der sich dreimal zur Wahl stellte, diese richtete sich aber jedes Mal an anderen Wahlbedingungen aus.

Erste Wahl

Sie war noch an ein Dreiklassenwahlrecht gebunden, bei der »die Nichthausbesitzer sowie die Minderbemittelten [das waren die Bewohner der Gemeinde mit sehr



Josef Ziegelmeyer (Generallandesarchiv Karlsruhe, 231 Nr. 2937, 793)

wenig Mitteln] entweder vom Wahlrecht [ausgeschlossen] oder aber nur in der dritten Wahlgruppe [eingeordnet waren]«.1 Hierzu stand im § 15 des umfassenden Nachtragsgesetz zur Gemeindeordnung vom 14. Mai 1870: »Bürgermeister werden in den Gemeinden, die mindestens 2000 Einwohner zählen, vom Bürgerausschuss gewählt, in den übrigen Gemeinden von den Bürgern und wahlberechtigten Einwohnern.«2 Seit 1890 wählten auch die Gemeinden mit mindestens 500-1000 Einwohnern, die damals auch Langenbrücken aufwies, ihren Bürgermeister durch einen Bürgerausschuss. Dieser bestand aus männlichen Mitgliedern des Gemeinderats und den von den männlichen Einwohnern gewählten Mitgliedern des Bürgerausschusses. »Für die Wahl des Bürgerausschusses [wurden] die Wahlberechtigten nach Maßgabe der in die Gemeindekataster gehörigen Steuerwerte in 3 Klassen eingeteilt. Es [bestand] die erste Klasse aus den Höchstbesteuerten und umfasst[e] das erste Sechstel der Wahlberechtigten, die zweite Klasse aus den Mittelbesteuerten und umfasst[e] die folgenden zwei Sechstel, die dritte Klasse aus den Niederbesteuerten und umfasst[e] die übrigen drei Sechstel der Wahlberechtigten.«3 »Jede der drei Klassen wählt[e] für sich den dritten Teil der [männlichen] Mitglieder des Bürgerausschusses.«4

Die erste Wahl Josef Ziegelmeyers fand am 13. Februar 1902 statt und hatte folgendes Ergebnis:

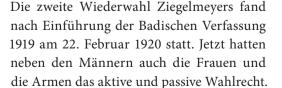
Abgegebene Stimmen	51
ungültige Stimmen	4
Adolf Häfner	1
Josef Ziegelmeyer	41
Andreas Freund	8
Adolf Zolk	1^{5}

566

Die Wiederwahl Josef Ziegelmeyers, die am 2. März 1911 abgehalten wurde, fand auch noch zu der Zeit der konstitutionellen Monarchie statt. In der Gemeindeordnung von 1910 war aber das Dreiklassenwahlrecht abgeschafft worden. Die Bürgermeisterwahl war nun unmittelbar und geheim, nicht aber allgemein, weil nicht alle erwachsenen Personen einer Gemeinde, z. B. Frauen und Arme, zur Wahl zugelassen wurden. So wurde Ziegelmeyer am 2. März 1911 in einer Persönlichkeitswahl zum ersten Mal wiedergewählt. Die Gemeindebürger, das sind die Männer, die an ihrem Wohnort das Ortsbürgerrecht besaßen, und die wahlberechtigten männlichen Einwohner, die durch »Steuerkapitalien« zur Wahl berechtigt waren, wählten Josef Ziegelmeyer erneut zum Bürgermeister.

Das Ergebnis sah so aus:	
Abgegebene Stimmen	267
ungültige Stimmen	5
für Josef Ziegelmeyer	
abgegebene Stimmen	252
für Hermann Häfner I	
abgegebene Stimmen	11
für Hermann Häfner II	
abgegebene Stimmen	1
für Alois Jonitz abgegebene Stimmen	1
für Friedrich Frey abgegebene Stimmen	1
für Fritz Stang abgegebene Stimmen	1^{6}

Dritte Wahl





Konrad Exner Badische Heimat 4/2016

Nicht wahlberechtigt waren die Entmündigten und die unter vorläufige Vormundschaft gestellten Personen und die Männer und Frauen, denen die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt wurden. In der Verfassung von 1919 stand im \$20 »Die Wahl der Gemeindevertretung und Gemeindeverwaltung wird durch besonderes Gesetz geordnet unter Zugrundelegung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts.«7 Da bei der dritten Wahl Ziegelmeyers die meisten Ortsbürger Langenbrückens ab 20 Jahre wahlberechtigt waren, war die Zahl der Wahlberechtigten bei der Wahl am 22. Februar 1920 gegenüber den bisherigen Wahlen viel höher. 563 Ortsbürger gaben eine gültige Stimme ab, davon stimmten 544 Ortsbürger für Josef Ziegelmeyer.8

Das war ein großer Erfolg von 96,6% für einen zielbewussten, klugen, fleißigen und einen ungewöhnlich tatkräftigen Bürgermeister. So wurde er in den Ortsbereisungsberichten des Bezirksamts Bruchsal bezeichnet.⁹ Auch das Wahlergebnis der ersten Wahl (80,4%) und das der zweiten Wahl (94,4%) machten keinen großen Unterschied zur dritten Wahl. Die Wahlsysteme aller drei Wahlen stellten deutlich einen geschätzten und verantwortlichen Politiker dar, der sein Amt erst »krankheitshalber [...] im Jahre 1927 vorzeitig aufgeben musste.«¹⁰

Der tatkräftige, kluge Politiker stellte sich neben dem Amt des Bürgermeisters auch noch anderweitig für die Gemeinschaft zur Verfügung: Er war von 1909–1925 für das Zentrum vier Legislaturperioden lang Abgeordneter des badischen Landtags und von 1907–1920 Mitglied der badischen Landwirtschaftskammer, einer Interessenvertretung

der Land- und Forstwirtschaft, einer Anstalt des öffentlichen Rechts.

Anmerkungen

- 1 Hugo Ott: Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, in: Badische Geschichte, hg. v. d. Landeszentral für politische Bildung BW, Stuttgart 1979, S. 126.
- 2 Ernst Walz: Das badische Gemeinderecht, Heidelberg 1914, S. 63, § 15 (11).
- 3 Gemeindeordnung und die Städteordnung des Großherzogtums Baden, hrsg. von Dr. Otto Moericke, Mannheim 1911, S. 19, § 45.
- 4 Gemeindeordnung und die Städteordnung, a. a. O., S. 20, § 46.
- 5 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 344, Nr. 7871.
- 6 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 344, Nr. 7871.
- 7 Gesetz, die badische Verfassung betreffend, www. Verfassungen.de.
- 8 Bürgermeisterwahl in Langenbrücken, Gemeindearchiv Bad Schönborn, Teil I, A 38.
- 9 Bad Schönborner Geschichte Die Chronik der wiedervereinigten Dörfer Mingolsheim und Langenbrücken, Band 2, hrsg. u. a. von Klaus Gaßner, Heidelberg 2015, S. 74 und 77.
- 10 Bad Schönborner Geschichte, Band 2, a.a.O., S. 79.



Anschrift des Autors: Dr. Konrad Exner Waidallee 11/1 69469 Weinheim

Die »Mannheimer Türkenbeute« – ein Indizienprozess

Martin Schultz

Die Karlsruher Türkenbeute zählt zu den kulturhistorisch bedeutendsten Sammlungen des Landes Baden-Württemberg. Wenngleich auch von geringerem Umfang kann nun auch ein Bestand von etwa 120 Inventarnummern an den Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim auf diesen Ursprung zurückgeführt werden. Ehemals Teil des Naturalienkabinetts von Kurfürst Carl Theodor war der Ursprung der Stücke bereits im 19. Jahrhundert vergessen. Er konnte erst kürzlich rekonstruiert werden. Doch reiht sich Mannheim damit in die Städte ein, die solchen Schätzen eine Heimat bieten dürfen. Und durch weitere Arbeit in den Mannheimer Sammlungen könnten weitere Stücke gefunden werden. Der jetzige Bestand beschränkt sich fast ausschließlich auf Schusswaffen und zugehörige Ausrüstung.

Im Jahre 1757 kam Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz (1724–1799) erstmals der Gedanke an ein Naturalienkabinett, dass ab 1763, dem Zeitpunkt der Gründung der Mannheimer Akademie der Wissenschaften, auch in eigenen Räumlichkeiten aufgestellt wurde, um der Bildung seiner Untertanen zur Verfügung zu stehen.¹ Schon in einer kurzen gedruckten Bestandsliste von 1738 wurden asiatische Ethnographika unter der Nummer 24 als »Deux bustes indiens de bronze« genannt.² Bezüge zu noch in den Beständen erhaltenen Stücken lassen sich bisher nicht herstellen.

Da jedoch die kurfürstlichen Sammlungen in verschiedenen thematischen Sammlungen organisiert und auf verschiedene Räume des Schlosses verteilt waren, bot das Inventar des neuen Naturalienkabinetts die erste systematische Erfassung der in ihm zusammengeführten Bestände. Während andere Inventare der kurfürstlichen Sammlung heute im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München

aufbewahrt werden, gilt das Inventar des Naturalienkabinetts als verschollen. Das älteste erhaltene Inventar für die später dem 1859 begründeten Mannheimer Altertumsverein übergebenen Sammlungen ist das ab 1882 durch Karl Baumann (1847-1909) angelegte.3 Nur ein einziges Objekt aus dem kurfürstlichen Naturalienkabinett hat noch das originale Inventarschild mit dem kurfürstlichen Wappen anhängen, eine auf Innen- und Außenseite geometrisch verzierte südamerikanische Kalebassenschale mit der heutigen Inventarnummer V Am 1886.4 Und mit diesem Objekt beginnt ein Indizienprozess, an dessen Ende womöglich die Wiederentdeckung einer »Mannheimer Türkenbeute« steht.

Ex okzidente lux

Wann und wie die südamerikanische Kalebasse in den Besitz der Kurfürsten von der

568 Martin Schultz Badische Heimat 4/2016

Pfalz kam, ist ungewiss. Henning Bischof, bis 2001 Direktor der ethnologischen Sammlungen der Reiss-Engelhorn-Museen, war der Erste, der in einem Artikel dem anhängenden Inventarschild seine Aufmerksamkeit widmete und es auf die Sammlungen des Naturalienkabinetts von Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz zurückführen konnte.⁵ Carl Theodors Sammlungsverwalter, der aus Florenz stammende Alessandro Collini (1727-1806), hatte es auf einer Seite mit dem italienischen Namen des Objekts und seiner Herkunft »Scorza del Cuiete, Americ.« beschrieben. Darüber und ebenso auf der Rückseite mit dem Wappen des Fürsten befindet sich als weitere Angabe »LIII, B«, bisher als Inventarnummer gedeutet. Vor der römischen 53 mit dem ergänzenden B steht auf beiden Seiten des Schildes ein »N.«, hinter das auf der Seite mit dem Objektnamen eine »149« geschrieben wurde. Folgt man nun den Beschreibungen Collinis über die Einrichtung des Kabinetts und vergleicht diese mit zeitgleichen anderen Einrichtungen dieser Art, dann fällt dabei auf, dass römische Zahlen in der Regel als Schranknummern verwendet wurden, was in diesem Fall eine Lesung als Schrank 53, Fach B zulassen würde. Im erwähnten Baumann'schen Inventar von 1882 ist hinter einigen der Objekte ein N mit ein- bis dreistelligen Zahlen notiert. Diese weisen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die alten Inventarnummern des Naturalienkabinetts hin. Die hier beschriebene bemalte Kalebassenschale hat im Inventar des Altertumsvereins die Nummer Fe 18 erhalten. Dabei steht Fe für »Ethnologie, Südamerika« und 18 ist die laufende Nummer. Die Nummer »N 149« findet sich in diesem Fall lediglich auf dem Inventarschild, in anderen Fällen wurden Nummern ohne weitere Erklärung hinter den gelisteten Objekten angeführt. Das diese Nummern nachgetragen wurden, lässt sich



Das Inventarschild der bemalten Kalebassenschale V Am 1886 aus Südamerika

an der abweichenden Handschrift erkennen. Bischof⁶ vermutet in seinem Artikel, dass die Nummer 149 des Inventarschildes der Kalebasse eine spätere Inventarnummer ist, die im Zuge der Neuerfassung der Sammlungen im 19. Jahrhundert vergeben wurde. Ein weiteres Stück der Sammlungen, ein osmanisches Bogenfutteral⁷ gibt Grund zur Annahme, dass es sich dennoch um eine Inventarnummer des Naturalienkabinetts handelt.

Ex oriente lux

Das osmanische Bogenfutteral mit der jetzigen Inventarnummer II As 10164 ist eines von vier in den Sammlungen der Reiss-Engelhorn-Museen erhaltenen, die möglicherweise alle in Beziehung zur Karlsruher Türkenbeute stehen. Daneben sind in Mannheim drei Pfeilköcher, drei Reflexbögen und mehr als 100 Pfeile erhalten, die insgesamt auf die Bestände des Naturalienkabinetts zurückgeführt werden können, wenn die folgende Argumentationskette einer weiteren Überprüfung standhält.

Ebenfalls bei Bischof erwähnt ist, dass das Inventarschild der südamerikanischen Kalebasse mit einem grünlichblauen Seidenfaden befestigt ist. Während es sich zwar um das einzige erhaltene mit dem Wappen bedruckte kurfürstliche Inventarschild handelt, ist auf der Rückseite des Bogenfutterals II As 10164 neben der Inventarnummer des Altertumsvereins »F 33« auch ein viereckiges Papierschild mit der aufgeschriebenen Nummer »N. 86« mit derselben Art

Seidenfaden angebunden. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass dies etwa zeitgleich passiert sein muss. Somit handelt es sich vermutlich auch bei der auf dem Inventarschild an der Kalebasse zu findenden Nummer »N. 149« um eine Nummer des Naturalienkabinetts. Nimmt man dies als gegeben an, lassen sich auch zahlreiche weitere Gegenstände in den Sammlungen der Reiss-Engelhorn-Museen diesem Gründungsbestand zuweisen. Dazu zählen neben chinesischen Specksteinfiguren weitere Stücke aus Nord- und Südamerika (etwa der Leinenmantel eines Soldaten des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, ein Pulverhorn mit einer aufgeritzten Karte des Nordostens von Nordamerika und der Jahreszahl 1760, weitere südamerikanische Kalebassen und zwei Holzkeulen ebendaher) und einige weitere Stücke, deren Herkunft bei Erstellung des Inventars des Mannheimer Altertumsvereins nicht bekannt war. Diese wurden als eigene Gruppe F aufgenommen mit dem Hinweis »Die folgenden Stücke, deren Herkunft zur Zeit nicht bekannt ist, sind einfach durchnummeriert, bis es gelingt, dieselben an ihrer richtigen Stelle einzureihen.«



Bogenfutteral II As 10164 mit dem anhängenden alten Inventarschild »N. 86.«, befestigt mit einem grünlich-blauen Seidenfaden

Hierzu zählen alle erwähnten Bogenfutterale, Bögen, Pfeilköcher und Pfeile. Für einige wurde der handschriftliche Hinweis »Osmanen« ergänzt, z. B. für F.30, einen »Köcher aus rothem Sammet mit Gold gestickt, 64 cm lang, 30 breit, darin 17 befiederte Pfeile«. Tatsächlich handelt es sich hierbei jedoch nicht um einen Pfeilköcher, sondern um ein Bogenfutteral. Die insgesamt sieben erhaltenen Pfeilköcher und Bogenfutterale waren allesamt mit Pfeilen befüllt worden. Wann und durch wen dies geschah, ist jedoch nicht bekannt.

Das Mannheimer Naturalienkabinett

Während der Regierungszeit der Dynastie der Wittelsbacher in der Pfalz beherbergte das Mannheimer Schloss zahlreiche Sammlungen, die die Sammelleidenschaft und die Interessen der Regenten repräsentierten. Neben einem Münzkabinett und der Gemäldegalerie waren hier auch Gegenstände aus anderen Weltgegenden vorhanden. Diese wurden zumindest in Teilen in der Garderobe

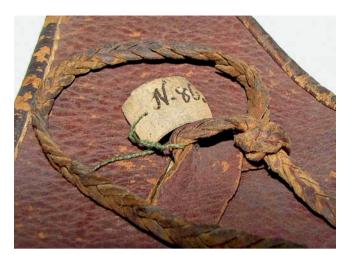
570 Martin Schultz Badische Heimat 4/2016

aufbewahrt und präsentiert, die nicht nur der Aufbewahrung der Kleidung des Hofes oder Regenten diente, sondern wo auch Besuch empfangen wurde. Im Jahre 1757 ließ Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz Teile seiner Sammlungen zum Naturalienkabinett vereinigen. Unter der Leitung des Jesuiten Christoph Meyer (1719-1783) wurden diese Sammlungen weiter ausgebaut. Sechs Jahre später, 1763, wurde die Mannheimer Akademie der Wissenschaften gegründet. Um den Mitgliedern der Gesellschaft für ihre Forschung dienlich zu sein, erhielt das Naturalienkabinett nun eigene Räumlichkeiten innerhalb des Schlosses. »En 1763 S.A.S.E. Charles Theodore occupe a inspirer le gout des Sciences a ses sujets, crea a Mannheim une Academie de Sciences et Belles Lettres. Ainsi la Bibliotheque et au Cabinet de Medailles que ce Souverain avoit deja formes dans son Chateau, il avoit pense qu'il falloit ajouter un Cabinet d'Histoire naturelle pour encourager Ses sujets a l'etude des productions de la nature, et qu'il falloit couronner enfin ces etablissements glorieux par celui d'une academie de Sciences.« So beschreibt der von 1764 an als Leiter des Naturalienkabinetts tätige frühere Sekretär des Philosophen Voltaire, Cosimo Alessandro Collini (Geboren 14.10.1724 in Florenz, gestorben 21.3.1806 in Mannheim), die Gründung der Mannheimer Akademie der Wissenschaften und die Einrichtung des Naturalienkabinetts durch den Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz. In diesem Kabinett vereinte Carl Theodor mehrere Teilsammlungen und ließ sie nach naturwissenschaftlichen Kriterien ordnen, ein Merkmal, dass sein Naturalienkabinett unter die frühesten Institutionen dieser Art reiht. Mit der Übernahme der Regentschaft in Bayern verlegte Kurfürst Carl Theodor seine Residenz nach München, was in der Folge zum Abgang

von Teilen seiner Sammlungen in die bayerische Hauptstadt führte. Die wenige Jahre nach seinem Umzug beginnenden napoleonischen Kriege überzogen die Pfalz und sorgten für weitere Verluste der Kabinette. In einer 1802 vom Hofbibliothekar Karl Theodor von Traitteur (1756-1830) verfassten Schrift über die »Lage der wissenschaftlichen Kabinette, Nutzen, Verbesserung und Ersparniß« geht der Autor auf das Vorhandensein von Ethnographica in Mannheim ein, ohne diese jedoch zu beschreiben. 1806 wurden die noch vorhandenen Teile des Naturalienkabinetts dem Großherzog Karl Friedrich von Baden (1728-1811) zum Geschenk gemacht und gingen 1809 als Lehrsammlung an das Mannheimer Lycaeum. Der von Collini zusammengestellte Katalog des Naturalienkabinetts ist möglicherweise nicht mehr existent, auch der von Johann Philipp Kilian (1793–1871), Vorsitzender des 1833 gegründeten Vereins für Naturkunde, ist nicht mehr auffindbar. Somit ist das ab 1882 von Karl Baumann für den Mannheimer Altertumsverein angelegte Inventar das früheste, heute noch zu Verfügung stehende. Doch erwähnt Kilian in seinem 1838 erschienenen »Wegweiser durch die Säle des Großherzoglichen naturhistorischen Museums in Mannheim« auf Seite 7 auch die noch vorhandenen Ethnographica: »Zwei Pfeilerschränke enthalten aus dem alten Kabinett eine Anzahl beachtenswerter ethnographischer Gegenstände, Artefacten, Geräthschaften, Kleidungen, Gemälde, Waffen von nordamerikanischen Indianern, aus Japan, China, den australischen Archipelen etc.: dazu gehört der in einem der letzten Säle hängende Grönländische Kahn mit Seehundsfell überzogen und mit den nöthigen Geräthschaften versehen.«

Ein Hinweis auf Bestände aus Vorderasien fehlt völlig. Dies schließt allerdings nicht deren Vorhandensein aus. Ist doch der größte



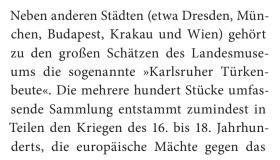


Das Inventarschild des Pfeilköchers II As 10165

An Pfeilköcher II As 10165 hängt ein Inventarschild mit der Nummer 954 an, das möglicherweise den Schlüssel zur Rekonstruktion der Sammlungsherkunft der Mannheimer Stücke darstellt

Teil der Pfeile und Bögen aus dem hier besprochenen Bestand osmanischer Stücke fälschlich als aus Japan stammend inventarisiert worden. Ein weiterer Teil wurde schlichtweg nicht inventarisiert. Bis auf ein Bogenfutteral waren alle anderen Bogenfutterale und Pfeilköcher bis vor kurzem ohne Inventarnummer und von unbekannter Herkunft.

Die Karlsruher Türkenbeute



osmanische Reich führten. Ursprünglich hielt man die Stücke für die Kriegsbeute des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (aufgrund seiner Teilnahme an den Türkenkriegen auch »Türkenlouis« genannt, 1655-1707) aus der Schlacht von Slankamen 1691. Doch lässt sich bisher nicht zweifelsfrei nachweisen, dass die Gesamtheit der Objekte auf das genannte Ereignis zurückgeht.8 Eine besondere Bedeutung für die Zuschreibung der Stücke in Mannheim hat die Karlsruher Türkenbeute dadurch, dass in Karlsruhe zwei Pfeile mit der Inventarnummer D XVI zu finden sind, die in ihrer ganzen Erscheinung vollkommen identisch zu sechs weiteren im Bestand der Reiss-Engelhorn-Museen sind, dass sie möglicherweise sogar demselben Köcher entstammen könnten.9 Daneben weist der Bestand in Mannheim zwei Bogenfutterale auf, die in einem Karlsruher Stück ein ebenfalls in Form, Material und Verzierung nahezu identisches Gegenstück haben.¹⁰ Die ursprüngliche Herkunft dieses Teils der aus dem kurfürstlichen Naturalienkabinett stammenden Mannheimer Sammlung, momentan bestehend aus vier Bogenfutteralen,

572 Martin Schultz Badische Heimat 4/2016





Zwei Bogenfutterale tragen aufgeklebte Inventarschilder, die nicht denen des Naturalienkabinetts von Kurfürst Carl Theodor entsprechen, somit ebenfalls wohl auf eine frühere Sammlungsherkunft hinweisen

drei Pfeilköchern, etwa 100 Pfeilen und (je nach Lesart der Quellen) zwei, bzw. drei Reflexbögen, ist nicht bekannt. Der Vergleich mit den Karlsruher Stücken legt, da über die Herkunft aus dem Naturalienkabinett für alle eine Datierung aus zumindest dem 18. Jahrhundert als gesichert gelten kann, auch eine Herkunft aus dem Umfeld der Karlsruher Türkenbeute, wenn nicht sogar dieser als Quelle nahe. Auch an hier Stelle lässt sich eine weitere Spur verfolgen. Ein Pfeilköcher hat ein angebundenes Papierschild mit der mit Tinte aufgeschriebenen Nummer 954.11 In seiner Schrift weicht das Schild von allen anderen erhaltenen ab. Ob sich diese Nummer auf ein an anderem Ort erhaltenes Inventar bezieht, möglicherweise ebenfalls aus einem der erhaltenen Inventare zur Karlsruher Türkenbeute, ist bisher nicht bekannt. Auch zwei weitere Stücke (die Bogenfutterale Inv. Nr. II As 10166 und II As 10168) haben jeweils ein aufgeklebtes rechteckiges Papierschild mit den mit Tinte geschriebenen Nummern

168 und 167. Sollten diese drei Nummern auf frühere Inventare aus Karlsruhe zurückführbar sein, so müssen diese vor dem 1772 datierenden Inventar der »Türckischen Kammer« nachweisbar sein, da die Objekte mit den Nummern 167 und 168 in diesem noch heute vorhanden sind.

Fine Mannheimer Türkenbeute?

Die hier besprochenen Objekte der Reiss-Engelhorn-Museen können aufgrund ihrer gesamten Erscheinung einem osmanischen Ursprung, vermutlich aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, zugewiesen werden. Die Ähnlichkeit (bzw. Gleichheit) einiger Stücke zu solchen der Karlsruher Türkenbeute legt zumindest für diese eine ebenfalls gleiche Herkunft und Zeitstellung nahe. In dieser Zeit war jedoch auch der Kurfürst Karl III. Philipp von der Pfalz (1666–1742) in die Türkenkriege involviert. Somit kann auch dieser Landes-

fürst die Stücke nach Mannheim gebracht haben. Er war der Amtsvorgänger des späteren Gründers des Naturalienkabinetts, des oben erwähnten Kurfürsten Carl Theodor. Neben den Objekten, die auf das Naturalienkabinett zurückgeführt werden können, gibt es weitere von unklarer Herkunft. Dazu gehört ein bemalter lederner Faltbecher, den ein anhängendes Schild als aus den Sammlungen des Malers Gabriel von Max (1840-1915) kommend ausweist. Dessen Sammlung hatte die Stadt Mannheim 1917 erworben. Doch beinhaltete sie vor allem anthropologische, archäologische, ethnologische und naturkundliche Objekte. Kein annähernd vergleichbares Stück ist ansonsten in dieser sehr umfangreichen Sammlung zu finden. Auch sind an anderen Objekten der Sammlung Gabriel von Max solche Schilder nicht vorhanden. Möglicherweise wurde es also zu späterer Zeit fälschlich angebracht. Doch dann ergibt sich ein weiteres Problem, denn der Faltbecher kann im Inventar von Baumann ebenfalls nicht identifiziert werden. Zwei gleichartige, jedoch nicht bemalte. Faltbecher finden sich auch hier in der Karlsruher Türkenbeute¹², beide bereits im Inventar der »Türckischen Kammer« von 1772 nachweisbar.13

Im Inventar des Mannheimer Altertumsvereins von 1882 werden weitere Objekte genannt, für die eine alte Inventarnummer verzeichnet ist und die der Beschreibung nach ebenfalls osmanischen Ursprungs sein könnten. Diese gilt es in der Zukunft zu identifizieren. Gleichsam fällt auf, dass die bisher gefundenen Stücke allesamt aus Schusswaffen und deren Zubehör bestehen. Einzige Ausnahme ist der nicht sicher zuzuweisende Faltbecher. Es fehlen somit Nahkampfwaffen und jegliche weitere Form der Ausrüstung.

Eine Ursache hierfür lässt sich in den napoleonischen Kriegen suchen, während derer auch die ethnologischen Bestände durch Offiziere der französischen Truppen reduziert wurden. ¹⁴ Das ausschließlich Fernwaffen Eingang in die kurfürstlichen Sammlungen gefunden haben, kann als sehr unwahrscheinlich gelten.

Der volle Umfang der Bestände zu Zeiten von Kurfürst Carl Theodor lässt sich nicht rekonstruieren. Möglicherweise fördern weitere Recherchen innerhalb der Sammlungen neue Stücke zutage, die neben einem umfangreicheren Objektkorpus auch eine entsprechende Lesart der Sammlungsgeschichte konsolidieren können.

Literatur

Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Die Karlsruher Türkenbeute: die »Türkische Kammer« des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, München 1991, Hirmer.

K. Baumann: Katalog des Grossh. Antiquariums zu Mannheim. Archiv Abteilung Weltkulturen und ihre Umwelt, Reiss-Engelhorn-Museen, Mannheim 1882.

Henning Bischof: Die völkerkundlichen Sammlungen der Stadt Mannheim. Ein historischer Rückblick, in: Mannheimer Hefte, 1989/1, 28–34.

Henning Bischof: Das Mannheimer Naturalien-Kabinett und seine völkerkundliche Sammlung, in: Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, 1997, Band XLI, S. 91–103.

Cosimo Alessandro Collini: Description succinte du Cabinet d'Histoire Naturelle de son Altesse Serenissime Electorale Palatinate. Mannheim 1767: Imprimerie de l'Academie.

Kilian: Wegweiser durch die Säle des Großherzoglichen naturhistorischen Museums in Mannheim. Mannheim 1838, Druckerei von Kaufmann.

- Carl Speyer: Das kurfürstliche Naturalienkabinett in Mannheim während der Revolutionskriege 1793–1802, in: Mannheimer Geschichtsblätter 1925, 28(9): 187–189.
- E. Strübing: Denkschrift über die Sammlungen für Natur- und Völkerkunde in Mannheim. Archiv Abteilung Weltkulturen und ihre Umwelt, Reiss-Engelhorn-Museen, Mannheim o. D.

574 Martin Schultz Badische Heimat 4/2016

Theodor von Traitteur: »Lage der wissenschaftlichen Kabinette, Nutzen, Verbesserung und Ersparniß«, Geheimes Hausarchiv München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München 1802, HS 215.

- 1 Bischof 1997: 91.
- 2 »Detail des Peintures des deux Cabinets Electoraux à Mannheim«, Generallandesarchiv Karlsruhe, GLA 213/1908.
- 3 Bischof 1997: 100.
- 4 Bischof 1989: 29; wie im Weiteren gezeigt wird, befinden sich auch an weiteren Objekten noch die originalen Inventarnummern auf Papier, jedoch ohne das Wappen oder anderweitige Hinweise auf eine genauere Sammlungsherkunft.
- 5 Bischof 1989: 28-29.
- 6 Bischof 1989: 29.
- 7 Inventarnummer II As 10164.
- 8 Badisches Landesmuseum Karlsruhe 1991: 13.
- 9 Es handelt sich dabei um die Inventarnummern II As 3727 bis 3731 und II As 3767. Die Pfeile waren 1924 vom Mannheimer Altertumsverein an das Zeughausmuseum überwiesen und als »Pfeile, Japan« erfasst worden.

- 10 Die beiden Mannheimer Bogenfutterale tragen die Inventarnummern II As 4243 und II As 10168, das Gegenstück in Karlsruhe die Inventarnummer D 105.
- 11 Inventarnummer II As 10165.
- 12 Inventarnummern D 235 und D 236.
- 13 Badisches Landesmuseum Karlsruhe 1991: 299–300 und 471.
- 14 Speyer 1925:187-189, Bischof 1997: 93-94.



Anschrift des Autors:
Martin Schultz M.A.
Wissenschaftlicher Sammlungsleiter
rem | Reiss-Engelhorn-Museen
martin.schultz@mannheim.de
www.rem-mannheim.de

Heinrich Hauß

BADEN - TAG FÜR TAG

Personen und Ereignisse vom Mittelalter bis zur Gegenwart



Was passierte am 1.12. vor 99 Jahren? Wann starb der Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter? Die Antwort gibt dieses Kalendarium. Als immerwährender Kalender und Geschichtsbuch zugleich ist das praktische Nachschlagewerk die ideale Ergänzung zu jedem Geschichtsbuch. Nach Daten geordnet beschreibt es Ereignisse und Institutionen badischer Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bedeutende Persönlichkeiten Badens werden in Kurzbiografien vorgestellt. Ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis machen es zu einem praktischen Nachschlagewerk.

407 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5107 7, € 29,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Die Anfänge der Kaiserstühler Winzergenossenschaften in der Krisenzeit zwischen den Weltkriegen

Markus Fisen

Die Weinerzeugung liegt in Baden in höherem Umfang in der Hand der Winzergenossenschaften als in den anderen deutschen Weinbaugebieten. Der Durchbruch des genossenschaftlichen Prinzips vollzog sich hier in den Krisenjahren zwischen den Weltkriegen. Dies gilt in besonderer Weise für den Weinbaubereich Kaiserstuhl, wo sich in der Zwischenkriegszeit die Krisenlage in besonderer Weise zuspitzte und zugleich alle Kaiserstühler Winzergenossenschaften gegründet wurden – als Notgemeinschaften zur Selbsthilfe.

Der Kaiserstuhl ist heute mit 4158 Hektar Ertragsrebfläche1 der mit Abstand größte Weinbaubereich Badens. Zu seinem Ruhm hinsichtlich seiner guten Weine gelangte er erst in der jüngeren Vergangenheit, aufgrund der durch Flurneuordnung und Rebenaufbau zwischen 1950 und 1980 geschaffenen Voraussetzungen für den Qualitätsweinbau von heute. Anders als heute war die Kaiserstühler Landwirtschaft bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts durch »extrem arme kleinbäuerliche Verhältnisse«2 gekennzeichnet. Eine Ursache hierfür ist die besondere Topografie dieses kleinen Vulkangebirges mit seinen steilen Höhenkämmen und tief eingebuchteten Kastentälern. Die steilen Rebhänge mit ihren Lössterrassen und die von den Bauern über Jahrhunderte im Löss eingetieften Hohlgassen lassen erahnen, wie beschwerlich hier der früher ganz auf physischer Kraft beruhende Landbau gewesen sein muss. Vor allem führte das in Baden gültige Erbrecht der Realteilung zur Besitzzersplitterung, sodass Betriebsgrö-



Einfahrt von Lesegut am Kaiserstuhl. Die langen Wege zu den Rebflächen durch Hohlgassen machte den Weinbau am Kaiserstuhl beschwerlicher als andernorts in Baden (Foto: Staatliches Weinbauinstitut Freiburg)

576 Markus Eisen Badische Heimat 4/2016



Rebenaufbau bei Ihringen um 1930 (Foto: Kreisarchiv Breisgau-Hochschwarzwald Freiburg)

ßen von unter 2 ha die Regel waren. Während von den badischen Weinen überregional die aus dem Markgräflerland und der Ortenau bereits einen guten Namen hatten, galt der Kaiserstühler Wein damals meist noch als »billiger Konsum- und Verschnittwein«:³

Nach dem Ersten Weltkrieg verschlechterte sich die Lage so dramatisch, dass der Weinbau hier sogar in seiner Existenz bedroht war. Diese Notsituation ist der Hintergrund der Gründung der Winzergenossenschaften am Kaiserstuhl in der Zwischenkriegszeit.

Zu Badens »Grenzlandnot« nach 1918 tritt am Kaiserstuhl die »Reblauskrise« hinzu

»Bis in das 20. Jahrhundert hinein blieb der Kaiserstuhl trotz aller Anstrengungen um

eine Verbesserung des Weinabsatzes ein wirtschaftliches Problemgebiet, in dem Fehlherbste zur Zwangsvollstreckung, Konkursen, Verschuldung von Betrieben und - oftmals als letzter Ausweg - zur Auswanderung von Weinbauern nach Übersee führten.«4 Die strukturell schwierige Lage verschärfte sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, als auf Baden besondere Belastungen zukamen. Durch die Rückgliederung von Elsass-Lothringen an Frankreich wurde Baden wieder zum Grenzland. Eine Folge davon war die Demilitarisierung, vor allem aber die Deindustrialisierung Badens. Aufgrund der Präsenz der Siegermacht Frankreich auf der anderen Seite des Rheins wurden nach 1918 viele Industrieanlagen von Baden an sicherere Orte im Hinterland verlagert. Damit verbunden war auch der Abbruch der früheren Handelsbeziehungen zwischen Baden und dem vor-



Die Winzergenossenschaft Ihringen im Herbst 1934 vor ihrem ersten Behelfsgebäude (Foto: Kreisarchiv Breisgau-Hochschwarzwald Freiburg)

maligen Reichsland Elsass-Lothringen. So war die regionale Ökonomie Badens vielfach lahmgelegt.⁵ Zur allgemeinen Absatzkrise kam hinzu, dass es aufgrund der Bestimmungen des Versailler Vertrags bis 1925 eine zollfreie Einfuhr von Rohprodukten und Fabrikaten von Elsass-Lothringen nach Deutschland gab. Durch das sogenannte »Loch im Westen«⁶ wurde der deutsche Markt u. a. von einer Welle billigen Weins überschwemmt. Bereits im Herbst 1920 kamen fast täglich größere Transporte elsässischen Weins mit der Bahn über die Breisacher Rheinbrücke.

Die Lage verschlechterte sich dann nach dem Ersten Weltkrieg dramatisch, als zur allgemeinen Wirtschaftskrise seit 1922 am Kaiserstuhl die Ausbreitung der Reblaus hinzukam. Die in den 1860er Jahren aus Amerika nach Europa eingeschleppte Reblaus, die als tierischer Schädling die Wurzeln der Euro-

päerrebe zerstört, verschonte Baden aufgrund von Einfuhrverboten zunächst. Doch 1913 trat sie hier erstmals in Efringen auf und konnte sich aufgrund der mangelnden Rebpflege während des Ersten Weltkriegs schnell ausbreiten. Durch die Reblaus und weitere Rebkrankheiten wie Äscherich und Peronospora entstand in den 1920er Jahren eine für den Weinbau existenzbedrohende Lage. Deswegen richtete die badische Landesregierung 1921 in Freiburg das Staatliche Weinbauinstitut ein. Dr. Karl Müller (1881-1955) als dessen erster Direktor von 1921 bis 1937 benannte diesen Zusammenhang folgendermaßen: »Dem an sich schon unwirtschaftlich gewordenen Weinbau wäre durch die epidemisch auftretenden Rebkrankheiten der Todesstoß versetzt worden. wenn es nicht möglich gewesen wäre sie sachgemäß zu bekämpfen. So war die Zeit reif für die Schaffung eines Badischen Weinbauinsti-

578 Markus Eisen Badische Heimat 4/2016



Die neue Kelterhalle von Ihringen 1936 (Foto: Staatliches Weinbauinstitut Freiburg)

tuts. Als staatliche Versuchs- und Forschungsanstalt wurde es 1921 ins Leben gerufen.«⁷

Notwendiger Neubeginn des Kaiserstühler Weinbaus

Die Reblausbekämpfung wurde zunächst durch direkte Vernichtungsverfahren u. a. mit Schädlingsbekämpfungsmitteln betrieben, blieb aber ohne nachhaltigen Erfolg. Diesen brachte schließlich erst die indirekte biologische Bekämpfung durch Neuanpflanzung von Pfropfreben auf reblausresistenten Wurzelreben (ebenfalls aus Amerika), was aber in Baden erst ab 1950 im Verbund mit der Flurneuordnung eingeleitet werden konnte.

Die Schädlingsbekämpfung mittels Pfropfreben wurde in Baden bereits von Professor Adolf Blankenhorn (1843–1906) initiiert, der mit der Einrichtung eines oenologischen Instituts 1867 in Karlsruhe den wissenschaftlichen Weinbau begründete.

In dem Maße, wie die erst seit 1921 institutio-Weinhauwisnalisierte senschaft Einfluss auf die Winzerpraxis nehmen konnte, wuchs die Erkenntnis, dass für den Fortbestand des badischen Weinbaus ein umfassender Neubeginn notwendig wurde: die komplette Umstellung auf reblausresistente Pfropfreben. Damit hing ein ganzes Bündel von Maßnahmen zusammen: Anlage von größeren Rebenflächen und befahrbaren Wegen (Flurbereinigung),

bei Neuaufteilung des kleinteilig zersplitterten Bodenbesitzes (Rebenumlegung), sodann Neubepflanzung mit reblausresistenten Pfropfreben (Rebenaufbau) in einer einheitlichen guten Rebsorte (sortenreiner Besatz). Diese Innovationen liegen dem heutigen Begriff des »Qualitätsweinbaus« zugrunde. Umgesetzt wurden sie vor allem durch Mitwirkung der Winzergenossenschaften im Zuge der umfassenden Flurneuordnung nach 1950: »Es sind vorwiegend die Pioniere der badischen Winzergenossenschaften gewesen, die [...] das badische Rebgelände auf qualitativ hochstehende Sorten und reine Bestände umstellten.«8 Doch die Größe der Aufgabe stand damals in keinem Verhältnis zu den bescheidenen Möglichkeiten der Zeit. Einzelne lokale Ansätze für sortenreine Neubepflanzung oder Innovationen wie Drahtziehung oder Flaschenabfüllung blieben weitgehend wirkungslos. Als dauerhafter Erfolg aus der Zeit der Krisenjahre erwies sich aber die Gründung der Winzergenossenschaften.

Gründung der Kaiserstühler Winzergenossenschaften in den 20er und 30er Jahren

Nach der weiteren Zuspitzung der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage durch die Inflation von 1923 kam es 1924 am Kaiserstuhl zu einer ersten Welle von Genossenschaftsgründungen in acht Weinbaugemeinden. Zuerst schlossen sich in Ihringen rund 200 Winzer zu einer Genossenschaft zusammen, danach in Burkheim (22 Winzer), Bischoffingen (24), Oberbergen (42), Bickensohl (45), Eichstetten, Jechtingen und vorübergehend in Oberrotweil.

Genossenschaften gab es bereits in verschiedenen Kaiserstuhlgemeinden für Zwecke wie Bewässerung oder Darlehensvergabe (Ursprung der Volksbank). In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts war als Reaktion auf die rapide Industrialisierung Deutschlands die Genossenschaftsbewegung zur Selbsthilfe des gewerblichen Mittelstandes entstanden.

Der Vordenker der Genossenschaftsidee Hermann Schulze-Delitsch (1808–1883) gründete Bezugsgenossenschaften für Handwerker, Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818– 1886) baute mittels Darlehenskassen das ländliche Kreditwesen auf.

Die erste Winzergenossenschaft in Baden war durch den Pfarrer Heinrich Hansjakob 1881 in Hagnau am Bodensee initiiert worden. Damals nahmen an den meisten Weinbauorten einzelne Weinhändler eine Monopolstellung ein und konnten die Preise drücken. Mittels der Winzergenossenschaften, die die Produktion und den Vertrieb zugleich in ihre Hand nahmen, konnten sich die Winzer aus der Abhängigkeit vom Weinhandel befreien.

Winzergenossenschaft Ihringen von 1924 als Vorhild

Als im Inflationsjahr 1923 die Kellerei Rappenegger in Ihringen den Geschäftsbetrieb aufgeben musste, schlossen sich im Sommer 1924 auf Initiative von Gustav Großklaus rund 200 Winzer zu einer Genossenschaft zusammen, um den Keller der Firma Rappenegger zu mieten. Zusätzlich zum Mietkeller-Provisorium musste im Herbst 1927 der Most und Wein sogar in weitere 34 gemietete Keller eingelagert werden. Wegen den in den Anfangsjahren anfallenden Mietkosten für Keller und Geräte kam es über mehrere Jahre zu



Oberrotweil mit dem Badenberg (rechts) vor der dortigen Anlage der Großterrassen 1972–1975 (Foto: Staatliches Weinbauinstitut Freiburg)

580 Markus Eisen Badische Heimat 4/2016

Bilanzverlusten. 1930 wurde mit einem Verlust von 78 000 RM abgeschlossen und zu dessen Deckung verloren die Mitglieder ihre gesamten Geschäftsanteile. Es kam zum Austritt von 40 % der Mitglieder und der jungen Genossenschaft drohte das Scheitern.

Doch mit Beginn der 30er Jahre begann sich eine leichte aber stetige Aufwärtsentwicklung abzuzeichnen. 1935 stieg der Umsatz in Hektoliter leicht an auf 5100 hl (gegenüber

3900 hl 1925). 1936 konnte in Gemeinschaftsarbeit der erste eigene Keller erbaut werden. Der moderne Keller mit einem Fassungsvermögen von 8000 hl und eine neue Kelterstation mit mächtigen Holzfässern und Betontanks machten den Erfolg der Genossenschaft Ihringen nach außen sichtbar.

Ein Anfang mit Rückschlägen: der »Winzerverein Oberrotweil« von 1935

Die zweite Gründungswelle der Winzergenossenschaften am Kaiserstuhl zwischen 1933 und 1935 in den Orten Oberrotweil, Bötzingen, Sasbach, Königschaffhausen, Schelingen, Bahlingen und Wasenweiler belegt, dass sich in den 30er Jahren die Winzergenossenschaften allmählich konsolidierten.

Der Charakter der 20er Jahre als Umbruchzeit für die ländliche Lebenswelt zeigt



Das Versuchs- und Lehrgut Blankenhornsberg 1952 (Foto: Staatliches Weinbauinstitut Freiburg)

sich auch am Ort Oberrotweil durch Neuerungen bald nach dem Ersten Weltkrieg wie z.B. der Anschluss an das Elektrizitätsnetz, die Mechanisierung der Landwirtschaft sowie die Einführung der Stickstoff-Kunstdüngung. Eine weitere Neuerung war die durch 50 Oberrotweiler Jungwinzer am 28.9.1924 gegründete Winzergenossenschaft. Zu ihrer Auflösung im Februar 1926 führten die typischen Hürden der Anfangsjahre. So musste der Wein von den Genossenschaftsmitgliedern noch zuhause getrottet und danach in Mietkeller eingelagert werden, aufgrund eines Boykotts von Weinhändlern und Wirten war der Absatz schlecht.

Doch die Neugründung vom 15.5.1935 als »Winzerverein Oberrotweil« durch damals 66 Winzer erwies sich als erfolgreich. Entscheidend dafür war die Fachkompetenz des Hauptinitiators Diplomkaufmann Max Burghart, der am 1.9.1936 von der örtlichen Sparund Darlehenskasse zum ersten hauptamtli-



Traubenablieferung am ersten Kellergebäude der WG Oberrotweil von 1950, Oktober 1953 (Foto: Kreisarchiv Breisgau-Hochschwarzwald Freiburg)

chen Geschäftsführer des Winzervereins (bis 1973) umsattelte, sowie des ersten Kellermeisters Heinrich Senn. Bereits 1936 schlossen sich nach der guten Anfangsentwicklung 81 weitere Winzer dem Winzerverein an. Aufgrund des Zweiten Weltkriegs erfolgte der Bau des eigenen Winzerkellers erst 1950.

Anfänge des Rebenaufbaus in Oberrotweil

Schon seit 1924/25 hatten die Oberrotweiler Jungwinzer die Pfropfrebenveredelung auf dem Versuchs- und Lehrgut Blankenhornsberg erlernt, das in der Zwischenkriegszeit als Versuchsanstalt der badischen Landwirt-

schaftskammer betrieben wurde. Die Anfang der 1930er Jahre in Oberrotweil eingerichtete »Rebschule« wurde dann dem Winzerverein bei seiner Gründung als Pfropfrebengenossenschaft angegliedert.

Die Umstellung auf den »neuzeitlichen Weinbau« mit Pfropfreben wurde durch den Zweiten Weltkrieg zurückgeworfen. Mit dem Bau des Westwalls am Oberrhein zwischen Mai 1938 und Juni 1940 kam es vermehrt am Kaiserstuhl zur Abwanderung von Arbeitskräften. Im September 1939 wurde Oberrotweil erstmals evakuiert, im Juni 1940 erneut. Trotzdem wurde mit der Flurbereinigung am Kaiserstuhl noch während des Zweiten Weltkriegs begonnen, nämlich in Oberrotweil, Burkheim und Sas-

582 Markus Eisen Badische Heimat 4/2016



Eröffnung der Kaiserstuhlroute der Badischen Weinstraße am 1.10.1955, Empfang durch den Winzerverein Oberrotweil (Foto: Kreisarchiv Breisgau-Hochschwarzwald Freiburg)

bach. So wurde 1942 in Oberrotweil eine als »Musterbeispiel« konzipierte Flurbereinigung eingeleitet, indem 19 Hektar des Gewanns Henkenberg gerodet und mit der Ruländerrebe neu bepflanzt wurden, wobei auch polnische und russische Fremdarbeiter eingesetzt wurden. Es war der Beginn des »planmäßigen Rebenaufbaus in Verbindung mit einer Rebflurbereinigung«¹¹, der den badischen Weinbau im Zeitraum von 1950 bis 1980 zentral bestimmte.

Resümee

In einer Zeit der Existenzbedrohung für den Weinbau entstanden in den 1920er Jahren die Kaiserstühler Winzergenossenschaften als Notgemeinschaften und leiteten im Anbau wie auch in der Vermarktung einen Neubeginn ein. In den 1930er Jahren konsolidierten sich die Winzergenossenschaften wirtschaftlich, sodass nun verstärkt der Rebenaufbau betrieben werden konnte. Neben ihrer wirtschaftlichen Bedeutung bewährten sich die Genossenschaften auch als Lernort für gemeinschaftliches Agieren der Winzerschaft und schufen damit eine soziale Grundlage für die Gemeinschaftsaufgabe Flurneuordnung nach 1950.

Anmerkungen

1 Der Badische Winzer. Mitteilungsblatt des Badischen Weinbauverbandes. Weinbaustatistik 2015, DBW 8/2016, S. 31.

- 2 Kim Philip Schumacher: Landschaftswandel im Kaiserstuhl seit 1770. Analyse und Bilanzierung. Institut für Landespflege. Freiburg 2006 (Culterra 47), S. 64.
- 3 Rudolf Michna: Der Kaiserstuhl; in: Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald (Hg.): Breisgau-Hochschwarzwald. Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar. 2. Aufl. 1988 Freiburg, S. 444.
- 4 Ebd., S. 444.
- 5 Zum Umbruchcharakter der Zwischenkriegszeit für die südbadische Provinz vgl. Markus Eisen, Robert Neisen (Hg.): Region und Grenze. Die Bedeutung der Grenze für die Geschichte Südbadens in der Zwischenkriegszeit. Reihe Alltag & Provinz Bd. 15, Freiburg 2013.
- 6 Hermann Schäfer: Wirtschaftliche und soziale Probleme des Grenzlands; in: Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Stuttgart 1987, S. 170.
- 7 Karl Müller: Geschichte des badischen Weinbaus. Lahr 1938, S. 34.
- 8 Horst Pohl: 100 Jahre Winzergenossenschaften sind 100 Jahre qualitätsorientierte Kellerwirt-

- schaft; in: Badischer Genossenschaftsverband (Hg.): 100 Jahre Winzergenossenschaften in Baden 1881–1981. S. 28.
- 9 Vgl. 50 Jahre Kaiserstühler Winzergenossenschaft eG Ihringen, Mannheim 1974, S. 19.
- 10 Emil Galli: Der I. Weltkrieg; in: Rothweil. Aus der Geschichte von Nieder- und Oberrotweil. Oberrotweil 2000, S. 318.
- 11 Ebd. Erich Weiss: Der Weinbau in Oberrotweil, S. 299.



Anschrift des Autors: Markus Eisen Schopenhauerstraße 7 79379 Müllheim

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt



Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

584 Markus Eisen Badische Heimat 4/2016



Zur wechselvollen Geschichte des Kulturdenkmals Ritterhof in Kirnbach-Grafenloch

Ein historisches Schwarzwaldhaus mit »ganz eigenartiger Galerie«

Heinz Nienhaus +

Der Autor verfolgt die Geschichte des Ritterhofs in Kirnbach-Grafenloch von seinen Anfängen im Jahre 1590 bis zu seiner vorbildlichen Restaurierung durch die heutigen Eigentümer. Er beleuchtet das Leben seiner Bewohner und die Geschicke des Hofes im Wandel der Zeit. Auch auf die Architektur des Hofes geht er ein, weist der Ritterhof doch eine sehr individuell gestaltete Giebelseite auf, wodurch sich das Haus nur schwer einem der klassischen Schwarzwälder Haustypen zuordnen lässt. Ob es sich beim Ritterhof möglicherweise um eine sogenannte bauliche »Mischform« handelt soll der Beitrag klären.

In seinem 1915 erstmalig erschienenen Werk über traditionelle, landschaftstypische Schwarzwaldhäuser hat der akademische Zeichner Richard Schilling¹ eine Vielzahl dieser Häuser - von denen es nach Meckes² neun unterschiedliche Typen gibt - sehr detailgetreu zeichnerisch dargestellt. Eine dieser Zeichnungen zeigt die Giebelseite des Ritterhofs (Abb. 1), die Schilling mit: »Giebel des Ritterhofs in Kirnbach bei Wolfach mit ganz eigenartiger Galerie« unterschreibt.3 In der Tat zeigt diese Darstellung des historischen Ritterhofs – insbesondere unmittelbar unter dem Walm - eine sehr individuell gestaltete Giebelseite, wonach das Haus kaum einem der klassischen, regional aber unterschiedlichen Schwarzwälder Haustypen zuzuordnen ist. Da Wolfach-Kirnbach im Grenzbereich der Verbreitungsgebiete einerseits der typischen Kinzigtäler und andererseits der Gutachtäler Häuser liegt4, könnte man aufgrund des Standortes vermuten, der Ritterhof sei entweder einem dieser beiden Haustypen zuzuordnen, oder an diesem Gebäude seien bauliche Elemente aus beiden Haustypen sinnvoll zusammengefügt, d. h. der Ritterhof wäre damit eine sogenannte bauliche »Mischform«.⁵ Um

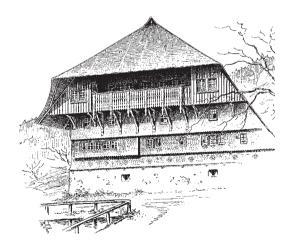


Abb. 1: Der Ritterhof in Wolfach-Kirnbach um 1910. In der ursprünglichen Bildunterschrift macht der akademische Zeichner Richard Schilling auf die »ganz eigenartige Galerie« aufmerksam (aus: Richard Schilling: Das alte malerische Schwarzwald-Haus, 1915)



Abb. 2a: Der Ritterhof im Jahre 2009 (Foto: H. Nienhaus)



Abb. 2b: Blick vom Garten auf den Ritterhof (Foto: H. Nienhaus)

das und mehr zum geschichtlichen Hintergrund des Ritterhofs mit der »ganz eigenartigen Galerie« zu erfahren, wurde vor Ort, in einigen Archiven und der älteren Literatur recherchiert. Über die Ergebnisse berichtet der folgende Beitrag.

lozierten historischen Bauernhäuser einmal ab, zählt der Ritterhof heute sicher zu den malerischsten historischen Bauernhäusern des gesamten mittleren Schwarzwaldes (Abb. 2a, 2b, 2c). Seit 1978 ist er im Besitz der Eheleute Karla und Ulrich Arndt, die sich mit

Ein mustergültig erhaltenes landschaftstypisches Schwarzwaldhaus

Gelegen ist der Ritterhof in etwa 550 m Höhe (Messtischblatt) im oberen Teil des landschaftlich reizvollen Kirnbachtals, einem nach Südosten abzweigenden Seitental des Kinzigtals, im Zentrum des mittleren Schwarzwaldes. Infolge der Eingliederungsvereinbarung vom 9. Dezember 1974 gehört die ehemals selbständige Gemeinde Kirnbach seitdem zur Stadt Wolfach.

Das historische Schwarzwaldhaus – ein Kulturdenkmal nach § 2 des Denkmalschutzgesetzes – wurde von den heutigen Eigentümern, unter optimaler Schonung der historischen Bausubstanz, vorbildlich restauriert. Sieht man von den in Freilichtmuseen trans-



Abb. 2c: Kellerzugang des Ritterhofs (Foto: H. Nienhaus)

dem Erwerb des Ritterhofs ihren Wunsch nach naturverbundenem bäuerlichen Leben in landschaftlich reizvoller Umgebung erfüllten. Dort leben sie mit einigen Katzen, einem Hund, Hühnern, Gänsen und drei großen sehr gepflegten Gärten. Zwei davon in unmittelbarer Umgebung des Hauses mit einer Vielzahl von Ziersträuchern und einer Fülle teils seltener Blumen – bis spät in den Herbst eine Augenweide. Der dritte Garten liegt etwas abseits des Hofs am Sommerberg: Ein großer bäuerlicher Obst- und Gemüsegarten, der die Hofbewohner biologisch ernährt. Die Gärten und natürlich auch das historische Bauernhaus sind derart interessant, gepflegt und sehenswert, dass die einsam gelegene Idylle inzwischen von zahlreichen angemeldeten Gästen, die u. a. in Bussen anreisen, aufgesucht wird. Was das Ehepaar Arndt in gut 30 Jahren mit ausdauerndem Fleiß, sicherem Stilempfinden und nicht zuletzt hohem finanziellen Aufwand aus diesem in die Jahre gekommenen, historischen Schwarzwaldhaus gemacht hat, verdient höchste Anerkennung. Bei allen baulichen Überlegungen und Aktivitäten stand der Erhalt der überkommenen Bausubstanz stets im Vordergrund.

Um 1600 residierte hier der reichste Mayer im Stab Kirnbach

Nach einem im Jahre 1716 angelegten Lagerbuch gab es den Ritterhof im Kirnbacher Grafenloch schon im Jahre 1590. Zu dieser Zeit haben *»Thoman Hettich, und nechstmahls Bartlen Reutter*« den württembergischen Erbhof *»allein besessen*«.⁶ (Abb. 3)

Wahrscheinlich kam Bartlen Reutter durch Heirat einer Tochter von Thoman Hettich während des Dreißigjährigen Krieges in den Besitz des Erbhofs. Nach einer Vermögens-

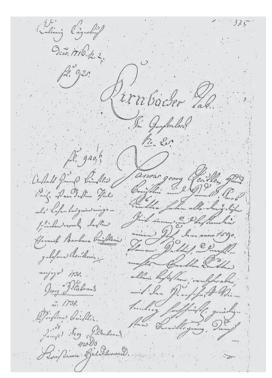


Abb. 3: Diese Seite des Lagerbuchs aus dem Jahre 1716 belegt u. a., dass die Ursprünge der Hofstätte des Ritterhofs im Grafenloch mindestens bis ins Jahr 1590 zurückreichen (GLA Karlsruhe, 61/11800)

aufstellung aus dem Jahre 1607⁷ war Thoman Hettich mit einem Vermögen von 3750 Gulden der reichste Mayer (Bauer) im Stab (Gerichtsort) Kirnbach.

Im 17. und frühen 18. Jahrhundert wurde der Gemeindebesitz des Ritterhofs mehrmals gesplittet. Den Anfang machte Bartlen Reutter, der den Hof im Jahre 1679 teilte: Einen Teil bekam sein Sohn Hanns; der andere Teil mit dem Hofgebäude blieb beim Sohn Hanns-Georg.⁸ Noch im gleichen Jahr, in dem Hanns Brüstle am 24. Juli 1691 die Tochter Barbara von Hanns Reutter heiratete, kaufte er von seinem Schwiegervater einen Teil seines Erblehens.⁹ Auch wird von zwei Tagelöhnerhäusern berichtet, die 1673 und 1686 auf dem Grund-

besitz des Ritterhofs erbaut wurden.¹⁰ Offenbar kam es im Jahre 1716 zu einer weiteren Teilung des Ritterhofs; es werden drei Eigentümer des ursprünglichen Gesamtlehens benannt: neben den beiden zuvor angeführten kommt ein dritter hinzu, nämlich Hanns Jacob Reutter.¹¹ Nach wie vor aber blieb Hanns-Georg Reutter im Besitz des ursprünglichen Hofgebäudes: Er »kann 31 Stück Vieh über den Winter bringen«¹² (vgl. Abb. 3).

Durch die Erblehensbesitzer Reutter kam der Ritterhof zu seinem Namen. Nach dem Kirnbacher Kirchenbuch sowie dem Seelbuch und Abendmahlverzeichnis schrieben sich die Besitzer des Erbhofs mal Reutter, mal Reuter und eben auch Ritter, gelegentlich auch Reiter oder Reither.¹³ Abzuleiten ist der Name Reuter¹⁴ aus dem mittelhochdeutschen riutaere = Land urbar machen, roden (vgl. Ortsname Reute = Reutefeld¹⁵) oder rîtaere = reiten, vielleicht auch reiter = rechnen (Reitemeister = Stadtrechner).

Am 21. Februar 1713 heiratete die noch einzige lebende Tochter Katharina des Hanns-Georg Reuter Georg Hildebrand. 16 Kurz nach dem Tod Katharinas am 17. Februar 1730 verkauften Hanns-Georg Reuter und seine Frau Anna, geborene Esslinger, am 22. März 1730 ihrem verwitweten Schwiegersohn Georg Hildebrand den Ritterhof für 1000 Gulden. wobei sie sich ein lebenslanges Wohnrecht vorbehielten. Alle Rechte der Leibgedinger (Altbauern) sind bis ins Kleinste im Kaufvertrag festgelegt. So beispielsweise durfte das Altbauernpaar auch weiterhin die vordere Stube so oft sie wollten und auch die Ofenbank Tag und Nacht benutzen. Für den Fall, dass sich die Leibgedinger eine Magd hielten, war der Bauer verpflichtet, die hintere Kammer mit einer Liegestatt für sie auszustatten. Im Keller musste Raum für die Lagerung von Obst und Wein bereitgestellt, im Milchbrunnen entsprechender Platz für die Milchkühlung vorgehalten werden. Und selbst für das Benutzen der hofeigenen Mahlmühle wurden klare Regelungen vereinbart.¹⁷ Offenbar war Ritterbauer Hanns-Georg Reuter recht wohlhabend. Als er 1730 Leibgedinger wurde, schenkte er seinem Enkel »aus großväterlicher Neigung 1508 Gulden, die er verschiedenen Bauern in Kürnbach geliehen hatte«.¹⁸

Im 18. Jahrhundert wird von einer Wagnerwerkstatt im Ritterhof berichtet und auch von umfangreichen Reparaturarbeiten und Hauserweiterungen.¹⁹ Vielleicht wurde bei diesen baulichen Aktivitäten aus dem ursprünglich dreiraumbreiten Bauernhaus durch Hinzufügen einer Kammer an der rechten Traufseite das heute vierraumbreite Haus.

Obwohl die Ritterbauern nach dem Tod ihrer Ehefrauen oftmals eine zweite Ehe eingingen, gelegentlich auch Teile des Grundbesitzes vom Ritterhof abtrennten und mindestens zwei Tagelöhnerhäuser auf dem Grundbesitz des Hofs errichtet wurden, blieb die eigentliche Hofstätte über Jahrhunderte im Familienbesitz. Während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis ins beginnende 19. Jahrhundert war der Ritterhof ununterbrochen im Besitz mehrerer Generationen der Familie Hildebrand.²⁰ So war es auch Johannes Hildebrand (* 23. Mai 1742, † 7. Januar 1819), der zumindest wesentliche Teile des Ritterhofs erneuerte oder ergänzte. Hierauf weist die bis heute erhaltene Inschrift auf dem Balken oberhalb der Hauseingangstür hin: »JOHAN-NES HILDEBRAND 1781«.21

Erst im Jahre 1864 wird das geschlossene Hofgut, »des Ritters Hof« genannt, von Johannes Wöhrle, Bauer im Grafenloch, und Ehefrau Christina, geborene Hildbrand, an Karl Sailer, Adlerwirt in Biberach, für 30 000 Gulden verkauft.²² Damit nahm eine jahrhundertealte Familientradition auf dem Ritterhof ihr Ende.

Der »Geistliche Verwalter« A. E. Sprenger wird Ritterbauer

Der Biberacher Adlerwirt blieb aber nur zwei Jahre auf dem Ritterhof; schon 1866 verkaufte er das geschlossene Hofgut für 32 000 Gulden an den »Geistlichen Verwalter« Albert Edwin Sprenger aus Lahr (Abb. 4), der nahezu 40 Jahre Ritterbauer blieb.²³ Wer war dieser »Geistliche Verwalter« und wie wollte er den Ritterhof nutzen?

Geboren wurde Albert Edwin Sprenger am 5. Juni 1835 in Hüfingen bei Donaueschingen als Sohn des Badischen Baurats August Sprenger. Er entstammte einem alten Geschlecht (Abb. 5), das im 16. Jahrhundert, der evangelischen Religion wegen, von der österreichischen Stadt Peuerbach nach Tübingen auswanderte. In der Ahnenfolge des A. E. Sprengers gab es relativ viele evangeli-



Abb. 4: Geheimer Oberregierungs- und Ministerialrat, zuvor »Geistlicher Verwalter« Albert Edwin Sprenger (* 1835, † 1918) »Ritterbauer« von 1866 bis 1903. Heute trägt eine Straße in Kirnbach seinen Namen (aus: Das Deutsche Geschlechterbuch Band 120, mit freundlicher Genehmigung des Verlags)



Abb. 5: Wappen der Familie Sprenger, mit dem auch der Geheime Oberregierungsund Ministerialrat Albert Edwin Sprenger wie sein Sohn Oberkirchenrat Hermann Kaspar Sprenger siegelten (aus: Das Deutsche Geschlechterbuch Band 120, mit freundlicher Genehmigung des Verlags)

sche Theologen, Pfarrer, Magister, Professoren, aber auch höhere Beamte und Offiziere. Hit 20 Jahren war Sprenger Student der Verwaltungswissenschaften 25, am 20. November 1858 legte er das Staatsexamen ab und war damit »Kameralpraktikant«. Kurz danach war er »Geistlicher Verwalter« und Vorsteher der evangelischen Stiftungs-Verwaltungen zu Rheinbischofsheim (?), Lahr und Offenburg. Am 10. September 1863 heiratete er Luise Mattil und am 30. Januar 1866 kam der erste Sohn und spätere Oberkirchenrat Hermann Kaspar in Lahr zur Welt (Abb. 6). Seine Schwester Emilie Agnes wurde am 4. September 1867 be-

reits in Karlsruhe geboren.29 Das heißt, die Familie Sprenger zog schon ein Jahr nachdem A. E. Sprenger den Ritterhof erworben hatte von Lahr nach Karlsruhe.30 Hier war Sprenger zunächst Ministerialassessor im Großherzoglichen Badischen Ministerium für Handel und ab 1876 Ministerialrat.31 Beruflich wechselte er anschließend zur Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus. Im Jahre 1895 war er Ministerialrat und Vorsitzender der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft. Kurz bevor er am 19. Juni 1902 in den Ruhestand ging wurde er 1901 noch zum Geheimen Oberregierungsrat befördert. 32 Schon rund drei Jahre bevor er die »Giebelwohnung« im Ritterhof ausbauen ließ, erhielt er am 24. April 1874 die Auszeichnung »Ritter des Großherzoglichen Badischen Ordens vom Zähringer Löwen 1. Klasse mit Eichenlaub«.33 Soweit zur Person und beruflichen Entwicklung des neuen Ritterbauern Albert Edwin Sprenger. Nun zurück zum Ritterhof im Kirnbacher Grafenloch.

Woher der erst 31 Jahre alte »Geistliche Verwalter« und junge Familienvater A. E. Sprenger die 32 000 Gulden für den Kauf des Ritterhofs nahm, bleibt wohl ein Rätsel. Aus seiner damaligen beruflichen Tätigkeit, die er zudem auch erst wenige Jahre ausübte, konnte er wohl kaum einen derart hohen Betrag ansparen. Es ist nicht auszuschließen, dass er ein beachtliches Erbe angetreten hatte, gab es doch in der Reihe seiner bzw. der Vorfahren seiner Gattin einige recht wohlhabende Familien.³⁴

Zehn Jahre nach dem Erwerb des Ritterhofs beauftragte Sprenger, inzwischen Ministerialrat in Karlsruhe, im Jahre 1877 seinen Verwandten und bis 1889 Direktor der Mainzer Kunstgewerbeschule Eugen Crecelius (Carelius?) mit der Planung und Bauleitung für eine Wohnung im vorderen Bühnenraum des Ritterhofs, der bis dahin – wie bei den historischen Schwarzwaldhäusern üblich – als



Abb. 6: Oberkirchenrat Hermann Kaspar Sprenger (* 1866, † 1947) Sohn des »Ritterbauern«
Albert Edwin Sprenger, häufiger Gast auf dem Ritterhof und Mitverfasser der Hofchronik für die Zeit zwischen 1877 und 1899 (aus: Das Deutsche Geschlechterbuch Band 120, mit freundlicher Genehmigung des Verlags)

Wirtschaftsraum (Scheuer) genutzt wurde.35 Die handwerklichen Arbeiten übernahm der Karlsruher Zimmerermeister Schattmüller. der das zugerichtete Holz anlieferte, ansonsten aber, soweit möglich, Kirnbacher Handwerker beschäftigte. Mit der aufwändigen Holztäfelung und den kunstvollen Verzierungen um Tür- und Schrankeinfassungen (Abb. 7b), die nach Aussagen des Architekten Eugen Crecelius »im Renaissancestil« ausgeführt wurden,36 erhielten die Räume der Sprenger'schen Wohnung einen recht repräsentativen Charakter, der aber im krassen Gegensatz zu der schlichten Architektur des ursprünglichen Ritterhofs stand und auch heute noch steht. Im Zusammenhang mit dem Ausbau des Dachgeschosses entstand auch der



Abb. 7b: Kunstvoll eingefasste zweiflügelige Tür eines Wandschranks in der ehemaligen Sprenger'schen Wohnung im Ritterhof (Foto: H. Nienhaus)

für historische Schwarzwaldhäuser unübliche verzierte Balkon, den Schilling als »ganz eigenartige Galerie« bezeichnete (vgl. Abb. 1). Inzwischen ist der Bereich unterhalb des Walms aber von dem »eigenartigen« Zierrat befreit, sodass die Hausfront wieder ein einheitliches, harmonisches und zum übrigen Haus passendes Bild bietet.

Obwohl untypisch für Schwarzwaldhäuser des Kinzig- und Gutachtals, fiel die im Zusammenhang mit dem Ausbau der Bühne für die Sprenger'sche Wohnung errichtete großzügige Dachgaube an der linken Traufseite des Hauses (vgl. Abb. 2a und 2b) recht harmonisch aus – sie ist eine Zierde des Ritterhofs. Ähnliche Dachausbauten findet (oder besser fand) man an relativ vielen historischen Schwarzwaldhäusern im südlichen Schwarzwald, beispiels-

weise im Wiesental, in und um St. Blasien, Bernau und Todtmoos, bis hin zum Hotzenwald. Hier dienen oder dienten sie in aller Regel aber als Schutzdach oberhalb der Bühnenzufahrten, nicht als Bestandteil einer Wohnung.

Eine weitere bauliche Veränderung des Ritterhofs war die im Jahre 1894 durchgeführte äußere Verschalung mit Holzschindeln. Das Ergebnis – offensichtlich mit Mustern unter den Fenstern im Bereich der ursprünglichen Bauernwohnung – ist in Abbildung 1 gut zu erkennen. Im Zuge dieser Baumaßnahme wurden auch der Balkon oberhalb des Hauszugangs demontiert und das Brunnen- wie auch Bienenhäuschen erneuert.³⁷ Inzwischen ist die nachträgliche Verschindelung entfernt und die ursprüngliche Bohlenkonstruktion wieder sichtbar.

Schon Anfang Juli 1877 war die neue Giebelwohnung im Dachgeschoss des Ritterhofs fertig gestellt und die Eltern von A. E. Sprenger aus Offenburg zogen mit Tochter Elisa und einer Tante als die ersten Feriengäste ein. 38 Fortan war der Ritterhof nicht nur die »Sommerresidenz« der Familie des Ministerialrats Sprenger, sondern auch Feriendomizil für viele Verwandte, Bekannte und Freunde der Familie. 39

Aus der Sprenger'schen Chronik

Die von Mitgliedern und Verwandten der Familie Sprenger verfasste Chronik berichtet sehr ausführlich über das Leben und Treiben auf dem Ritterhof während der Zeit zwischen 1877 und 1899:⁴⁰ Die Saison begann jährlich etwa ab April/Mai und endete meist im September/Oktober.

In aller Regel waren es Mitglieder der Familie Sprenger, die im Frühjahr oder frühen Sommer als Erste auf dem Ritterhof erschie-

nen. Bevor an Urlaub oder Ausruhen zu denken war, galt es, erst einmal großen Hausputz zu halten, Spinnen und Mäuse aus den Betten zu vertreiben, Mäuselöcher mit Glasscherben zuzustopfen usw. Nach getaner Arbeit aber widmete man sich dem Vergnügen, so auch dem Musizieren. Ein Chronist berichtet von dreistimmigem Gesang auf dem Balkon mit Klavierbegleitung. Hermann Sprenger schreibt im Jahre 1889: »Der Ritterhof steht entschieden auf der Höhe der Kultur.« Auffallend in der Chronik sind die regelmäßig wiederkehrenden Notizen über Wetterbeobachtungen und exakte Angaben zu den vorherrschenden Temperaturen, die in Réaumur statt Celsius gemessen und eingetragen wurden.

Unter den Besuchern des Ritterhofs waren auffallend viele evangelische Pfarrer, aber auch höhere Beamte, Schulräte, Lehrer und deren Familien, gelegentlich auch Fabrikanten und selbständige Kaufleute. In aller Regel waren es Stadtbewohner, z. B. aus Karlsruhe, Wertheim, Ladenburg, Tübingen und Offenburg. Sie alle waren voll des Lobes hinsichtlich der unverfälschten Natur, der Schönheit und Stille des Tales, der guten Waldluft und nicht zuletzt der Gastfreundschaft, die sie auf dem Ritterhof genießen durften. Man musizierte gemeinsam, unternahm Spaziergänge oder auch größere Wanderungen in der reizenden Umgebung, suchte nach Beeren und Pilzen oder erntete von den 51 Obstbäumen, die am Sommerberg standen. Oftmals wurden die Früchte zu Säften verarbeitet, die Äpfel zu Most vergoren. Höhepunkte auf dem Ritterhof waren gelegentliche Festessen, z. B. von »Zicklein und Forellen aus dem hauseigenen Weiher«, dessen Rand in Abbildung 1 unten links zu erkennen ist und der gelegentlich auch zum Baden benutzt wurde.

Die Ferienzeit des Ministerialrats Albert Edwin Sprenger, der sich selbst auch als Ritterbauer bezeichnete, war meist ausgefüllt mit der Waldbewirtschaftung, gehörte zum Ritterhof doch ein beachtlicher Grundbesitz von rund 134 ha. Im Jahre 1883 wurden beispielsweise 600 Stück Langholz geschlagen, die über eine Riese Zum Fahrweg transportiert wurden. Das Stammholz wurde mit speziellen Pferdefuhrwerken zur Säge gefahren, das minderwertige Holz an die seinerzeit noch existierende Cellulosefabrik vor Kirnbach verkauft. Viel Zeit investierte der Bauer« Sprenger auch in die Planung und Ausführung neuer Wald- und Holzabfuhrwege.

Das zum Ritterhof gehörende Eigenjagdrevier war an einen Fabrikanten aus Offenburg verpachtet. Als aber auch die Söhne des Pächters und deren Jagdfreunde dem Waidwerk nachgingen und im speziell für den Jagdpächter reservierten Zimmer im Ritterhof stets eine heillose Unordnung hinterließen, wurde dem Pächter im Jahre 1893 gekündigt. Chronist Rudolf Sprenger schreibt in diesem Zusammenhang: »... und in Zukunft kann jetzt der Ritterbauer selbst oder seine Frau morgens um drei Uhr aufstehen und den balzenden Auerhahn erlegen.«⁴³

Oft wird auch vom Reutebrennen und Eichenschälen berichtet, eine für den Schwarzwald zur damaligen Zeit charakteristische Feldwirtschaft, bei der dieselbe Fläche am Berg im periodischen Wechsel z. B. als Eichenschälwald, Acker und anschließend gelegentlich auch noch als Weide genutzt wurde. Nach dem Entrinden der jungen Eichen, deren Stöcke gesondert verkauft wurden, schlug man das Buschwerk ein und verteilte es in breite, in Richtung des größten Gefälles verlaufenden Hauptstreifen (»Juh«). Das Reisig wurde dann oben am Berg angezündet und mit Reutehaken nach unten gezogen (Abb. 8). Dabei war darauf zu achten, dass das Feuer nicht zu



Abb. 8: Reutebrennen im Schwarzwald um 1870 nach einem Stich von Karl Roux (Archiv H. Nienhaus)

heftig wurde, sodass der angrenzende Wald durch Funkenflug in Brand geraten könnte. Die Holzasche wurde anschließend als Dünger eingehackt. Auf dem Reutefeld des Ritterhofs wurde meist Roggen eingesät. Das Getreide der Reutefelder lieferte ein vorzügliches, haltbares Stroh zur Dacheindeckung der Schwarzwaldhäuser.

Eichenschälwälder wurden im Schwarzwald meist erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angelegt. Zu der zuvor beschriebenen Reutefeldwirtschaft kam die zeitweilig sehr einträgliche Gerbrindengewinnung hinzu. Das intensive Nutzen der Eichenrinde fand aber mit dem Aufkommen synthetischer Gerbstoffe ihr Ende.⁴⁴

Weitere finanzielle Einnahmen auf dem Ritterhof resultierten aus dem regelmäßigen Versteigern und Verkaufen von Heugras, Öhmd und Obst. Auch das Ackerfeld wurde gelegentlich verpachtet, im Jahre 1880 für 186,85 Mark. Die Heuversteigerung brachte im Jahre 1881 einen Erlös von 894 Mark, hinzu kam noch das Pachtgeld für drei Heulose von 102 Mark.

Johannes Wöhrle – ständiger Hüter des Hofs



Offenbar übernahm Ministerialrat Sprenger mehr den theoretischen als den handwerklich-landwirtschaftlichen Part auf dem Ritterhof, war er u. a. doch auch Vorsitzender der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft und Autor landwirtschaftlicher Fachveröffentlichungen.45 Er wies an, was auf dem Hof, den Feldern und Wiesen wie auch im Wald zu geschehen hatte. Alles das was praktisch und handwerklich bei den zuvor beschriebenen land- und forstwirtschaftlichen Aktivitäten zu leisten war, lag stets in Händen des Gutsverwalters Johannes Wöhrle. (Abb. 9) Er wurde am 8. Oktober 1822 auf dem Kirnbacher Häberlehof geboren, heiratete am 5. Oktober 1845 die ebenfalls aus Kirnbach stammende Anna Maria Aberle⁴⁶ und wohnte mit seiner Familie in der ursprünglichen Wohnung des Ritterhofs. Als Selbstversorger hielt Wöhrle durchschnittlich zwei Kühe, einige Geißen, drei Schweine sowie einen Gockel mit sieben Hühnern und Küken. Er hütete das Haus ganzjährig, führte erforderliche Reparaturarbeiten aus, war beim Eichenschälen, Reutebrennen, Heuen, Obsternten, Säen, Düngen der Äcker und Wiesen, beim Verkauf der Ernteerträge, wie auch bei der Waldarbeit, den Wegebauarbeiten ein nicht zu ersetzender Hauptakteur. Oftmals fungierte er auch als Wanderführer für die Familie Sprenger und deren Gäste. Bei gemeinsamen Zugreisen war

es selbstverständlich, dass die Familie Sprenger die 2. Wagenklasse benutzte, währenddessen Wöhrle in der 3. Klasse Platz nahm. Gelegentlich lud man Wöhrle auch zum Nachtessen ein, der sich dann mit Frischmilch von seinen Kühen bei Sprengers bedankte.

Am 8. Oktober 1892 feierte Wöhrle seinen 70. Geburtstag und war gleichzeitig schon mehr als 22 Jahre der treue Hüter des Ritterhofs. Chronist Rudolf Sprenger (Sohn des Ritterbauern) schreibt zu diesem Anlass: »[...] und wenn jetzt alles im üppigen Wachstum und glücklichen Gedeihen steht, so ist dies nächst Gottes Segen nicht zum wenigsten seinem [Wöhrles, d. Verf.] Eifer und seiner Treue zu verdanken. Unsrer dankbaren Gesinnung hierfür wurde durch ein größeres Geldgeschenk Ausdruck verliehen und damit die ganze Familie Wöhrle dieses Fest feiern kann stiftete die Mutter einen Kuchen hinunter. Wir alle wünschen unser Wöhrle möge noch lange Jahre in guter Kraft und Gesundheit sein Hüteramt verwalten können und es möge ihm ein ruhiges Alter verliehen sein.«47 Da dem nun schon in die Jahre gekommenen Gutsverwalter die körperliche Arbeit gelegentlich doch schon ein wenig zur Last wurde, stellte er für sich und den Hof einen Knecht - den Kirnbacher Weberhannis - ein.

Nach Wöhrles 70. Geburtstag verlief das Leben auf dem Ritterhof tendenziell so wie zuvor. Wöhrle wird in der Chronik noch oftmals von den Sprengersöhnen Hermann und Rudolf als ausgezeichneter Gutsverwalter gelobt. So beispielsweise schreibt Rudolf Sprenger im Jahre 1895: »Sonntag den 25. August gingen Vater, Wöhrle und der Chronist nach Wolfach, fuhren nach Schiltach und begaben sich nach der nötigen Stärkung zu Holzhändler Heinzelmann, um mit ihm einen Kauf von Gerüst- und Hopfenstangen zu besprechen. In den Fichtenkulturen sind viele Pflanzen im Kampf ums Dasein unterlegen und diese "un-



Abb. 9: Johannes Wöhrle (* 1822 † 1910) Gutsverwalter auf dem Ritterhof während der »Sprenger'schen« Ära (Archiv R. Wöhrle, Steißlingen)

terdrückte Ware' soll zur Säuberung des Waldes herausgehauen werden, obwohl die Preise für kleineres Holz gegenwärtig sehr gering sind. Man bespricht die Sache in der üblichen Ausführlichkeit, wobei sich unser Wöhrle natürlich als Meister im Holzhandel zeigt und trennt sich dann beiderseits wohl zufrieden, noch viel heraus geschlagen zu haben.« Offenbar war Wöhrle nicht nur ein guter Praktiker, sondern auch ein gewiefter Händler und Kaufmann. Ein Jahr später schreibt Hermann Sprenger: »Außerhalb lachte die Sonne und Wöhrle hielt eine Heuversteigerung mit glänzendem Erfolg ab. Auf dem Ritterhof stand alles in schönstem Wachstum, auch an den verzweifeltesten Stellen ein gesundes, zum Teil ausgezeichnetes Wachstum und die Holzpreise waren hoch, Heu gab es ,wie seit zehn Jahren nicht'. Der Wald befleißigte sich selbst. Im Haus Wöhrle war alles beim Alten.«

Die Gemeinde Kirnbach kauft den Ritterhof

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts waren einige der früher ständigen Sommergäste auf dem Ritterhof bereits verstorben, viele inzwischen derart gebrechlich, dass sie die Sommerfrische in Kirnbach nicht mehr so recht genießen konnten. Und auch Albert Sprenger war inzwischen in die Jahre gekommen, in denen das Leben auf dem einsam gelegenen Hofgut aus vielerlei Gründen nicht mehr so erstrebenswert erschien wie zuvor. Seine Tochter Emilie Agnes war schon 1886 19-jährig verstorben.48 Als er am 19. Juni 1902 in den beruflichen Ruhestand ging und auch noch sein unverheirateter Sohn Rudolf, inzwischen Großherzoglich Badischer Regierungsbaumeister, am 18. August 1902 im Alter von nur 30 Jahren verstarb⁴⁹, reifte in ihm offenbar der Entschluss, sich vom Ritterhof zu trennen. Sohn Hermann Sprenger, zu dieser Zeit Pfarrer in Buchenberg⁵⁰, heute Ortsteil von Königsfeld, war wohl nicht daran interessiert, den Ritterhof einmal als Erbe zu übernehmen. All das veranlasste Albert Edwin Sprenger, letztendlich den Ritterhof mit einem Grundbesitz von 134,81 ha im Mai 1903 an die Gemeinde Kirnbach für den relativ sehr geringen Betrag von 230 000 Mark zu verkaufen.⁵¹ Unter anderem an diesen – gemessen an dem stolzen Waldbesitz - für die Gemeinde sehr vorteilhaften Kauf erinnerte man sich in späteren Jahren und ehrte A. E. Sprenger dadurch, dass man eine Straße in Kirnbach nach ihm benannte.52

Das primäre Kaufinteresse der Gemeinde galt offenbar mehr dem umfangreichen und wertvollen Waldbesitz als dem Ritterhof selbst. Das war wohl auch der Grund dafür, dass man im Jahre 1932 den »Hofgutvermerk« für den Ritterhof im Grundbuch löschte.⁵³

Nach dem Zweiten Weltkrieg bot der Ritterhof Flüchtlingen eine vorübergehende Bleibe. Erst 1972 trennte sich die Gemeinde vom Ritterhof, nicht aber vom zugehörigen Waldbesitz. Neuer Eigentümer des Hofgebäudes mit dem unmittelbar umgebenden Gelände von 31,30 a wurde der Lahrer Brauereikaufmann Karlheinz Specht gemeinsam mit seiner Ehefrau, der Hauptschullehrerin Angelika, geb. Maier.54 Lange blieben sie jedoch nicht; schon 1976 gibt es neue Besitzer: Ingenieur Peter Hildebrandt mit Ehefrau Monika. geb. Schultz.55 Aber auch sie blieben nur kurze Zeit und verkauften schon 1978 den Hof mit dem Grundbesitz von 31,30 a an das Ehepaar Ulrich und Karla Arndt⁵⁶ – und die blieben. Sie machten den Ritterhof einschließlich Gartenanlagen in mühevoller Kleinarbeit und mit erheblichem finanziellen Aufwand zu dem, was er heute ist, ein vorbildlich substanzschonend restauriertes historisches Schwarzwaldhaus, das seinen ursprünglichen Charakter bewahrt hat.

Haustyp und Alter des Ritterhofs

Wie zuvor schon kurz angemerkt, steht der Ritterhof genau im Grenzbereich zwischen den Verbreitungsgebieten der Gutachtäler und Kinzigtäler Häuser. Beide Haustypen weisen nahezu ausnahmslos den sogenannten »liegenden Dachstuhl« auf, das heißt, in diesen Häusern gibt es keine störenden Firstständer (Firstsäulen) in der Hausmitte, die für historische Bauernhäuser des Südschwarzwaldes typisch sind. Äußerlich erkennbar ist das an der meist hausmittig angeordneten Hocheinfahrt an der Hausrückseite. Auch der Ritterhof weist dieses Merkmal auf, das allerdings noch nicht verrät, ob er dem Gutachtäler oder Kinzigtäler Haustyp zuzuordnen ist, oder an die-

sem Haus Bauelemente aus beiden Haustypen sinnvoll miteinander kombiniert wurden, d. h. ob der Ritterhof eine bauliche »Mischform« ist.

Während der Gutachtäler Haustyp primär durch einen dreiraumbreiten Wohnteil im Erdgeschoss der Frontseite mit der mittig angeordneten Küche zwischen Stube und Stübchen (oft Leibgedingstube) und dem Stall hinter dem Wohnteil zur Bergseite gekennzeichnet ist, sind Kinzigtäler Häuser an dem gemauerten Sockelgeschoss mit dem Stall unter dem meist ursprünglich zweiraumbreiten Wohnteil gut zu erkennen.⁵⁷ Die Küche der Kinzigtäler Häuser befindet sich in aller Regel an der dem Hauszugang gegenüberliegenden Traufseite.⁵⁸

Der Ritterhof ist im Ursprung dreiraumbreit; ein späterer Anbau an der rechten Frontseite erweitert das Haus um einen zusätzlichen Raum. Die ursprüngliche Küche befand sich an der dem Hauszugang gegenüberliegenden Traufseite; der riesige rußgeschwärzte Rauchfang (Gwölm) zum Zwecke der Konservierung der Speckseiten und Würste blieb bis heute erhalten. Der Stall – heute als Wirtschaftsteil und Garage genutzt – befand sich hinter der Wohnung an der Bergseite. Das heißt, der Ritterhof weist bauliche Elemente sowohl des Gutachtäler als auch des Kinzigtäler Haustyps auf.

Auffallend sind die konstruktiven Gemeinsamkeiten des Ritterhofs mit einigen historischen Schwarzwaldhäusern in Gutach/ Schwarzwaldbahn, z. B. mit dem 1769 erbauten Bachbauernhof, wie auch dem 1758 erbauten Peterbauernhof am Turm und dem 1759 erbauten und 1902/03 abgebrannten Laublehof – allesamt bauliche »Mischformen«, in denen Elemente sowohl der Gutachtäler als auch Kinzigtäler Häuser verwirklicht wurden. Das heißt, der Ritterhof ist gemäß der Typologie durch Schilli⁶⁰ und Meckes⁶¹ eine bauliche »Mischform«.

Zum Alter des heutigen Hofgebäudes können keine zuverlässigen Angaben gemacht werden, da entsprechende Dokumente nicht gefunden wurden und bisher keine dendrochronologische Untersuchung am Ritterhof durchgeführt wurde. Aufgrund der konstruktiven Gemeinsamkeiten mit den zuvor benannten historischen Schwarzwaldhäusern in Gutach, die allesamt im 18. Jahrhundert errichtet wurden, könnte man vermuten, die über dem ursprünglichen Hauszugang eingeschnittene Zahl 1781 sei identisch mit dem Jahr der Errichtung des heutigen Hauses, obwohl die Hofstätte bereits 1590 erwähnt wird. Zu diesem Schluss kommt auch das »Wertgutachten des Anwesens Ritterhof« durch den Freiburger Dipl. rer. pol. Gerolf Luég vom 16. Mai 1976. Luég schreibt: »Der im Jahre 1784 [vermutlich Schreibfehler, eingeschnitten ist die Zahl 1781, d. Verf.] erbaute Ritterhof liegt in etwa 650 m Höhe im obersten Teil des landschaftlich reizenden Kinbachtales, [...]«.62 Aber auch diese Aussage ist recht vage - sie basiert weder auf Dokumente noch dendrochronologische Untersuchungen - und bringt deshalb keine absolute Sicherheit bezogen auf das Baudatum des heutigen Gebäudes. Wahrscheinlich lässt sich die somit noch offene Frage nach dem Alter des heutigen Hofgebäudes zuverlässig und eindeutig wohl nur durch eine dendrochronologische Untersuchung an den rußgeschwärzten Balken unter dem Reeddach beantworten.

Damit schließt sich der Kreis dieser kurzen Rückschau in die wechselvolle Geschichte des vorbildlich erhaltenen Kulturdenkmals Ritterhof, dessen Hofstätte bereits 1590 urkundlich belegt ist.

Mein Dank gilt dem Ehepaar Karla und Ulrich Arndt, die mich durch alle Räume ihres Ritterhofs führten und mir bereitwillig Einblick in ihre Hofakten gewährten. Ebenso danken möchte ich Frau Gitta Reinhard-Fehrenbach, Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, wie auch den Herren Erich Bächle, Wolfach, Klaus Siefert, Lahr-Dinglingen, Reinhard Wöhrle, Steißlingen und Karl Wöhrle, Wolfach-Kirnbach. Sie alle waren mir bei der Quellensuche sehr behilflich.

Anmerkungen

- 1 Schilling, Richard: Das alte malerische Schwarzwald-Haus, Freiburg 1915, Abb. 30, S. 36.
- 2 Meckes, Franz: Die Schwarzwaldhäuser Geschichte, Bestand, Veränderungen, in: Schnitzer, Ulrich: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Arbeitsheft 2 des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Stuttgart 1989, S. 14–42.
- 3 Schilling, wie Anm. 1.
- 4 Zu den unterschiedlichen Haustypen im Gutachund Kinzigtal vergl. Nienhaus, Heinz: Der Gutacher oder Gutachtäler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach, in: Die Ortenau (86) 2006, S. 399–432 und Ders: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau (83) 2003, S. 143–170 und Ders: Altes Kinzigtäler Haus identifiziert, in: Die Ortenau (88) 2008, S. 347–354.
- 5 Ebd.
- 6 General Landesarchiv Karlsruhe (GLK) 61/11800.
- 7 GLK 229/46358.
- 8 GLK 229/53328.
- 9 GLK 61/14756.
- 10 GLK 61/11800 und 61/14756.
- 11 GLK 61/11800.
- 12 GLK 61/11800.
- 13 Archiv des Evangelischen Pfarramtes Wolfach-Kirnbach: Kirchenbuch, Seelbuch und Abendmahlverzeichnis, angelegt 1705.
- 14 Brechenmacher, J. K.: Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen, Verlag C. A. Starke, Glücksburg/Ostsee, 2. Auflage 1960.
- 15 Disch, Franz: Chronik der Stadt Wolfach, Karlsruhe 1920.
- 16 GLK 61/14757.
- 17 Ebd.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd.
- 20 Handschriftlicher Brief von Frau Lydia Schlegel-Vieser, Esslingen a. N. vom 29.9.1978 an Frau Arndt, Ritterhof, mit einer Auflistung ihrer Vorfahren (Hildebrand) auf dem Ritterhof im Besitz der Familie Arndt, Ritterhof.

- 21 In der »Wertschätzung des Anwesens Ritterhof in 762 Wolfach-Kirnbach, Talstr. 137 vom 16. Mai 1976« schreibt Dipl. rer. pol. Gerolf Luég aus Freiburg: »Der im Jahre 1784 erbaute 'Ritterhof' liegt in ...«. Offenbar handelt es sich bei der hier angeführten Jahreszahl 1784 um einen Schreibfehler; richtig ist die Zahl 1781, die im Holzbalken oberhalb der Wohnungszugangstür eingeschnitten ist. Ob das heutige Hofgebäude des Ritterhofs tatsächlich im Jahre 1781 völlig neu errichtet oder eben nur erweitert wurde, lässt sich wahrscheinlich nur durch eine dendrochronologische Untersuchung an den Hölzern des Hofgebäudes bestimmen.
- 22 Grundbuch der Stadt Wolfach, Band VI, S. 566 vom 7. Mai 1864.
- 23 Ebd., Band VI, S. 920 vom 20. Februar 1866 und Band 2 Heft 11 vom 19. Mai 1903.
- 24 Strutz, Edmund, Regierungsvizepräsident a. D., Dr. jur. [Hg]: Deutsches Geschlechterbuch, Band 120 (Dritter Badischer Band), Verlag: C. A. Starke, Glücksburg/Ostsee, S. 319–324.
- 25 Ebd., S. 347.
- 26 Großherzoglich Badisches Regierungsblatt, Karlsruhe, Nr. LIV, Dienstag, den 30. November 1858.
- 27 Strutz, wie Anm. 24, S. 347.
- 28 In der Kirnbacher Einwohnerschaft ist man vielfach der Meinung, ein evangelischer Oberkirchenrat aus Karlsruhe hätte den Ritterhof erworben und ihn zu seinem Sommersitz ausgebaut. Das ist jedoch irrig, richtig ist: Der »Geistlichen Verwalter« und spätere Ministerial- und Geheime Oberregierungsrat A. E. Sprenger kaufte 1866 den Ritterhof und ließ 1877 das Dachgeschoss zum Sommersitz für seine Familie ausbauen. Im Jahre 1903 verkaufte A. E. Sprenger den Ritterhof an die Gemeinde Kirnbach. Sein Sohn Hermann Kaspar Sprenger war von 1898 bis 1905 evangelischer Pfarrer in Königsfeld-Buchenberg und erst später Oberkirchenrat in Karlsruhe. Sohn Hermann Kaspar Sprenger wurde also erst Oberkirchenrat, als sein Vater den Ritterhof längst verkauft hatte. Vgl.: Neu, D. Heinrich: Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens von der Reformation bis zur Gegenwart, Teil II, Lahr 1939, S. 584 und Deutsches Geschlechterbuch wie Anm. 24, S. 347-348.
- 29 Strutz, wie Anm. 24, S. 347.
- 30 Ebd.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd.

- 34 Ebd., S. 319-348.
- 35 Stadtarchiv Wolfach (SAW): Chronik des Ritterhofs in Kirnbach 1877–1899, S. II. Von dieser von Mitgliedern und Verwandten der Familie Sprenger in Sütterlinschrift verfassten, 177 Seiten umfassenden Chronik für die Zeit von 1877 bis 1899 hat der Kirnbacher Klaus Kreß der besseren Lesbarkeit wegen einige Exemplare in Maschinenschrift angefertigt. Diesen Exemplaren hat der Wolfacher Heimatforscher Ernst Bächle ein Vorwort und eine thematische Gliederung des Inhalts angefügt. Je ein maschinenschriftliches Exemplar ist im Stadtarchiv Wolfach und auf dem Ritterhof deponiert.
- 36 Ebd., S. 3.
- 37 Ebd., S. 154.
- 38 Ebd., S. II.
- 39 Ebd.
- 40 SAW, Chronik, wie Anm. 35.
- 41 Grundbuch der Stadt Wolfach, Band 2, Heft 11 vom 19. Mai 1903.
- 42 Riese = eine aus Holzstämmen hergerichtete, vom Bergrücken mit Gefälle talabwärts führende Rinne, in der man die gefällten Bäume schleifte, die dann durch ihr Eigengewicht mit hoher Geschwindigkeit zu Tal glitten. Die Riese endete üblicherweise an einer befahrbaren Straße, von der die Stämme mit Langholz-Pferdefuhrwerken zum Sägewerk transportiert wurden.
- 43 SAW, Chronik, wie Anm. 35, S. 150.
- 44 Nach der maschinenschriftlichen Fassung der Sprenger'schen Chronik wurden am 13. Juli 1880 »399 Zte 52 Pfund« (?) Eichenrinde vom Ritterhof verkauft; im Jahre 1881 waren es ebenfalls nach der maschinenschriftlichen Fassung »261 Ltr«(?). Die unterschiedlichen Dimensionsangaben »Zte« und »Ltr« sind wahrscheinlich auf Schreib- oder Übertragungsfehler zurückzuführen.
- 45 Sprenger, Albert Edwin: Die Lage der Landwirtschaft, eine Untersuchung über die durch das Großherzogliche Ministerium des Inneren veranstalteten landwirtschaftlichen Erhebungen, Karlsruhe 1884.
- 46 Ehebücher und Totenregister der Gemeinde Kirnbach.
- 47 SAW, Chronik, wie Anm. 35, S. 142.
- 48 Strutz, wie Anm. 24, S. 347.
- 49 Ebd.
- 50 Ebd., S. 348 und Neu, Heinrich D.: Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens von der Reformation bis zur Gegenwart, Teil II: Das alphabetische Verzeichnis der Geistlichen mit biogra-

- phischen Angaben, Lahr (Schwarzwald) 1939, S. 584.
- 51 Grundbuch, wie Anm. 41.
- 52 Der inzwischen 75-jährige Kirnbacher Forstwart Karl Wöhrle, Bediensteter der Gemeinde Kirnbach von 1951 bis 1975, erinnert sich noch gut an die Sitzung des Gemeinderats, in der man den Beschluss fasste, den Namen des Wohltäters Albert Edwin Sprenger in Kirnbach nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und deshalb eine Straße nach ihm benannte.
- 53 Grundbuch, wie Anm. 41.
- 54 Grundbuch der Stadt Wolfach Band 8, Heft 8 vom 28. Juni 1972.
- 55 Ebd., Band 8, Heft 8 vom 26, Mai 1976.
- 56 Ebd., Blatt 033 vom 1. Juni 1978.
- 57 Nienhaus, Heinz: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau (83), 2003, S. 143–170; Ders: Der Gutacher oder Gutachtäler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach, in: Die Ortenau (86), 2006, S. 399–432; Ders: Noch prägen traditionelle Schwarzwaldhäuser das Landschaftsbild, in: Badische Heimat, Dezember 4/2009, S. 630–647.
- 58 Nienhaus, wie Anm. 56: Kinzigtäler Häuser ...; Ders: Altes Kinzigtäler Haus identifiziert, in: Die Ortenau (88) 2008, S. 347–354.
- 59 Ebd., wie Anm. 55: Der Gutacher oder Gutachtäler Haustyp ...
- 60 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953 (weitere Auflagen 1964, 1977 und 1982) S. 108–214.
- 61 Meckes, wie Anm. 2.
- 62 Luég, Gerold Dipl. rer. pol., Freiburg i. Br.:Wertschätzung des Anwesens Ritterhof in 762 Wolfach-Kirnbach, Talstr. 157 vom 16. Mai 1976 – im Besitz des Ehepaars Arndt, Ritterhof.

In Erinnerung an Heinz Nienhaus †



Tauerei auf dem Neckar – Kettenschifffahrt durch die Kurpfalz

Otto E. Hofmann

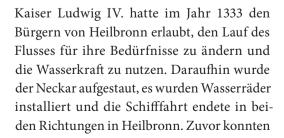
Die Ketten- oder Seilschleppschifffahrt, als Tauerei bezeichnet, wurde im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert als Möglichkeit genutzt, die noch nicht ausgebauten Flüsse mit Dampfern und Schleppzügen zu befahren. Die Fahrzeuge ziehen sich mit einem Windwerk an einer im Fluss verlegten Kette oder Seil vorwärts. Die Technik wurde in Frankreich entwickelt und in vielen Ländern angewendet. Kettenschlepper haben den Neckar von 1878 bis 1935 befahren. Bei Fähren und unbewetterten Kanaltunnels ist Tauerei bis heute im Einsatz.

Die Kette

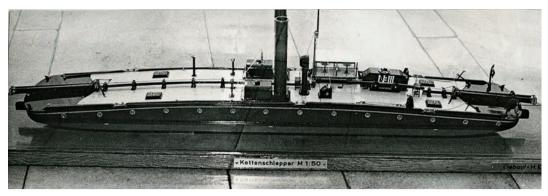
57 Jahre lang, von 1878 bis 1935 waren die Länder Baden und Württemberg durch eine schwere Kette miteinander verbunden. Die Kette war 114 km lang, jeder Meter wog 15 kg. Diese Kette lag im Neckar und war im Hafen von Mannheim und an der Schleuse in Heilbronn festgemacht. Es waren über eine Million Kettenglieder, jedes Kettenglied war 110 mm lang und 70 mm breit, der Durchmesser des verwendeten Rundstahls war 26 mm. Die Kette war in verschiedenen Ländern hergestellt worden, 70 km kamen aus England, 35,5 km aus Frankreich, 7,5 km kamen aus deutscher Fabrikation und 2 km gebrauchte Kette wurden günstig von der Kettenschifffahrt der Ober-Elbe erworben. Das Verlegen begann in Heilbronn mit einzelnen Teilstücken von 500-800 m, die mit je einem Kettenschloss, dem Schekel, zusammengeschlossen wurden. Begonnen wurde diese Arbeit am 23. März 1878, am 17. Mai 1878 erreichte man den Hafen von Mannheim. Der Badische Teil

der Kette war 64 km, der Württembergische Teil 9 km lang, 15 km lag die Kette im Grenzbereich zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Königreich Württemberg und 16 km auf der Grenze zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Großherzogtum Hessen. »Da lag also zwischen Mannheim und Heilbronn diese Kette im Neckar, an der sich stinkende, fauchende und pfeifende Ungeheuer mit lautem Kettenrasseln den Fluss hinaufzogen und dabei neun oder zehn Lastkähne im Schlepp hatten«.

Rückblick auf die Neckarschifffahrt



600 Otto E. Hofmann Badische Heimat 4/2016



Neckarkettenschlepper, Modell 1:50, 1877 (Stadtarchiv Heilbronn)

Schiffe ungehindert bis Cannstatt oder weiter geschleppt werden. 220 Jahre danach kam Kaiser Karl V., der erteilte Herzog Christoph von Württemberg 1553 das Recht, Schiffe an Heilbronn vorbei bis in sein Herzogtum fahren zu lassen. Die Bürger der Freien Reichsstadt Heilbronn schafften es, dass dieses kaiserliche Privileg 268 Jahre lang nicht umgesetzt wurde. Sie waren schon über 10 Jahre württembergische Untertanen, als 1821 die Schleuse Heilbronn eingeweiht wurde, und damit die Schifffahrt nach 488 Jahren wieder durchgängig war. In Heilbronn liefen zuletzt 52 Wasserräder und förderten die aufkommende Industrie.

Bis ins 18. Jahrhundert zogen Menschen die Kähne den Neckar hinauf. Mit der Steigerung der Transporte und der Größe der Schiffe wurde um 1750 auf Treideln mit Pferden umgestellt, es wurde »gepferdt«. Der Leinpfad, der am Fluss entlang führte, wechselte zwischen Heidelberg und Heilbronn fünfmal auf das andere Flussufer. An diesen Furtstellen musste der Fluss durchwatet werden, und die Treidelpferde mussten dort durch den Fluss getrieben werden. Es war eine Sklavenarbeit und eine Tierquälerei. Die Schiffsreiter ritten seitlings auf ihren Pferden, kaum einer

hatte einen Schiffsreitersattel, ein Weidengeflecht mit einem angehängten, breiten Steigbügel. Um einen Schiffszug, bestehend aus Hauptschiff, Enkernachen und Rudernachen von Mannheim nach Heilbronn zu schleppen, brauchte es 5 bis 8 Tage. Die gesamte Fracht betrug je nach Wasserstand bis zum Ende des 19. Jahrhunderts 130 t bis 170 t. Das Treideln brachte Arbeit für die Männer am Fluss. Die Schiffsreiter oder Halfterer waren rechte Raubauze und in den Herbergen nur so lange willkommene Gäste, wie sie noch etwas von ihrem Rittlohn in der Tasche hatten.

Anfang des 19. Jahrhunderts wurde versucht, den Neckar mit dampfgetriebenen Frachtschiffen zu befahren, was aber an den oft sehr niedrigen Wasserständen, der starken Strömung und den zahlreichen Stromschnellen scheiterte. Nur für den Personenverkehr konnten örtlich Dampfboote eingesetzt werden.

Gleich hinter Heidelberg beim Kloster Neuburg befand sich eine Furtstrecke, die von Felsbrocken übersät und die bei Niedrigwasser mit Schiffen nicht zu befahren war – »der Hackteufel«. An einem Pfingstsonntag in grauer Vorzeit soll »der Hackteufel« entstanden sein. Als die Leute von Schlierbach



Kette, die im Neckar verlegt war. Länge des Stifts 20 cm (Foto: Otto E. Hofmann)

mit ihren Nachen über den Fluss zum Gottesdienst ins Kloster übersetzten, da stand der Teufel auf einer Felsplatte am Ufer und versuchte, die frommen Leute vom Kirchgang abzuhalten. Er versprach ihnen Geld, Wohlstand und ein schönes Leben. Manche zögerten, gingen dann aber doch wie alle andern in die Kirche. Da bekam der Teufel einen großen Zorn, nahm die Felsplatte, zerbrach sie und schleuderte die Brocken in den Fluss. Auch anderswo im Fluss gab es gefährliche Stellen mit Felsblöcken und Untiefen. Der Teufel war am Neckar sehr aktiv in jenen Jahren.

Der Neckar galt mit einem Gefälle von 75 m zwischen Heilbronn und der Mündung in den Rhein, den engen Flussschleifen, seinen Stromschnellen, den wechselnden Wasserständen und dem häufigen Eisgang als einer der wildesten deutschen Flüsse.

Die Kettenschleppschifffahrt

Das Prinzip der Kettenschleppschifffahrt beruht auf der Erkenntnis, dass es weniger Kraft braucht, sich an einem von Land aus zugeworfenen Seil über einen Teich zu ziehen, als die Strecke durch Rudern zurückzulegen. Wurde ein Kahn flussaufwärts getreidelt, so kam es immer wieder vor, dass an beiden Flussufern Felswände oder steile Böschungen angetroffen wurden, die den Leinpfad unterbrachen. Diese Flussstrecken konnten dadurch überwunden werden, dass ein Seil oberstrom befestigt wurde, an dem die Besatzung das Boot flussaufwärts zog. Ab Ende des 16. Jahrhunderts war unter Brücken, die einen Leinpfad kreuzten, eine sogenannte »Warpleine« angebracht, an der das Boot unter der Brücke hindurchgezogen werden konnte. 1732 experimentierte Marschall Herzog Moritz von Sachsen, der in französischen Diensten stand, in Straßburg. Er führte ein Seil, das am Ufer befestigt war, auf eine Rolle, die auf einem Boot montiert war. Diese Rolle wurde mit einer Haspel gedreht und wickelte das Seil auf. Die Arbeitsweise der Tauerei², bei der sich Schiffe mit einem Windwerk an einer Kette oder einem Seil durch das Wasser ziehen, war gefunden.

Im Jahr 1820 führten die Ingenieure Tourasse und Courteaut auf der Saône, einem Nebenfluss der Rhone, erneut Versuche durch. Sie installierten auf einem Boot einen Pferdegöpel mit dem ein flussaufwärts befestigtes Seil auf eine Rolle aufgewickelt wurde und das Boot gegen die Strömung den Fluss hinaufzog. War die etwa 800 m lange Seilstrecke durchfahren, wurde ein zweites Seil, das vorab oberstrom befestigt worden war, auf die Rolle aufgespult. Das Ergebnis der Tauerei war so zufriedenstellend, dass man 1822 auf der Rhône und der Seine Probefahrten unternahm, wobei die Pferde durch eine Wattsche Dampfmaschine mit einer Leistung von 4,4 kW ersetzt wurden. Es wurde eine Geschwindigkeit von etwa 1 km/h erreicht. Basierend auf diesen Vorarbeiten richtete Edouard de Rigny auf der Seine eine Tauerei über eine größere Distanz

602 Otto E. Hofmann Badische Heimat 4/2016



Kettenschleppdampfer mit Schleppkähnen (Stadtarchiv Heilbronn)

ein und verwendete statt des Seils eine Kette, die er auf der ganzen Strecke im Flussbett versenkte. Damit begann im Jahr 1825 die Kettenschleppschifffahrt.

De Rigny ging daran, die Kettenschifffahrt kommerziell zu nutzen; er gründete die »Entreprise de remorqeurs sur la Seine«. Sein erster Kettenschleppdampfer »La Dauphine«, war 21 m lang, 12,85 m breit, hatte einen ebenen Boden und 0,50 m Tiefgang. Die eingesetzte Dampfmaschine trieb mit 22 kW ein Windwerk mit vier Trommeln an, über die die Kette lief. Mehrere Lastkähne konnten geschleppt werden. Zur Talfahrt ging der Dampfer von der Kette und wurde durch ein Schaufelrad mit 3 m Durchmesser angetrieben. Um Kettenbrüche zu reduzieren, die durch eine ungleiche Abnutzung der Trommeln und damit verbundenen Spannungen hervorgerufen wurden, baute man ab 1829 Kettenschlepper

mit nur zwei statt vier Antriebstrommeln. Eine Bauweise, die später auch auf dem Neckar eingesetzt wurde. Nach Erfahrungen auf der Seine zwischen Conflans und Paris konstruierte man 1839 einen Dampfer »Hercule«. Mit einer Maschine von 29 kW schleppte er bis zu 10 Lastkähne seineaufwärts. In einem Drittel der Zeit, die zum Treideln benötigt wurde, beförderte man 8–10 mal so viel Güter.

Das Prinzip der Kettenschifffahrt ist immer dasselbe geblieben. Der Dampfer zieht sich an einer im Fluss liegenden Kette flussaufwärts, die Kette wird aus dem Wasser gehoben über zwei Trommeln mit je vier Rillen gewickelt und wieder ins Wasser versenkt. Die Trommeln werden durch Dampfmaschinen gedreht.

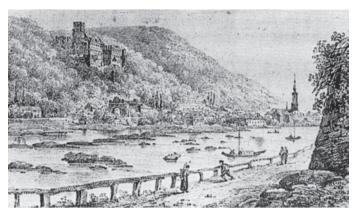
Mitte des Jahrhunderts waren auf vielen europäischen Gewässern Ketten- oder Seilschleppschifffahrten eingerichtet. Die erforderliche Leistung der Dampfmaschinen war niedrig, der Tiefgang der Schleppdampfer konnte minimiert werden, es war eine ideale Möglichkeit, die damals noch kaum regulierten Flüsse mit Schleppkähnen zu befahren und die seinerzeit noch nicht so leistungsfähigen Dampfmaschinen dafür einzusetzen.

In Frankreich wurde auf sehr vielen Flüssen und Kanälen Kettenschifffahrt betrieben, ebenso in Russland, Großbritannien, Belgien, und Öster-

reich. In Deutschland wurde man erst nach 1860 auf diese Möglichkeit der Flussschifffahrt aufmerksam, als nämlich die Eisenbahn die Treidelschifffahrt völlig unwirtschaftlich machte. 1863 reisten die ersten »Pioniere« von Elbe und Main und später auch vom Neckar nach Frankreich und erkannten, dass sich die deutschen Flüsse auch für die Tauerei eigneten und dass sich auch auf deutschen Wasserstraßen schnell und günstig Handelsware insbesondere Massengüter befördern ließen.

Suche nach einer zeitgemäßen Flussschifffahrt

Als im Jahr 1869 die Eisenbahn von Mannheim über Heidelberg, Sinsheim und Jagstfeld nach Heilbronn eröffnet wurde, waren die Schiffsleute auf dem Neckar und die Handelsherren in Heilbronn alarmiert, sie fürchteten, das Ende der Neckarschifffahrt sei gekommen und der Hafenplatz Heilbronn könnte bedeutungslos werden. Die Bahnlinie war eine hochmoderne Verkehrsader parallel zur uralten Wasserstraße, auf der



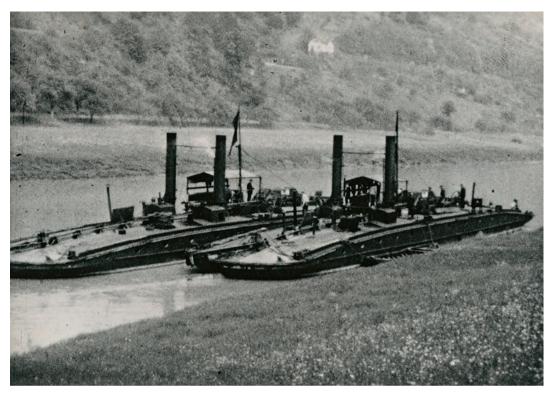
Hackteufel, auch Steingerümpel genannt, Felsstrecke und Stromschnelle des Neckar bei Heidelberg (Kurpfälzisches Museum Heidelberg)

immer noch mit Pferden kleine Schiffe mit vergleichsweise wenig Ladung flussaufwärts gezogen wurden.

Unterstützt von Bürgermeister Karl Wüst suchte eine Gruppe von Heilbronner Kaufleuten nach einer Möglichkeit, trotz der Schwierigkeiten des Neckarlaufs und der meist geringen Wassertiefe, ein Transportsystem zu finden, das mit der Eisenbahn konkurrieren und Massengüter preisgünstig befördern konnte. Da die Raddampfer einen beträchtlichen Tiefgang hatten, prüfte man die Möglichkeit der Tauerei, der Ketten- oder Seilschleppschifffahrt.

Seit über 30 Jahren wurde an Seine, Rhone und Marne, die Schleppschifffahrt an einem im Fluss versenkten Seil oder einer Kette erfolgreich betrieben. Seit 1866 fuhren auf Elbe und Maas Kettenschleppschiffe. Der schwäbische Ingenieur Max Eyth hielt vor Handelsleuten, Fabrikanten und Schiffsleuten einen vielbeachteten Vortrag: »Über Touage (Tauerei) und deren Einführung auf dem Neckar«. Die württembergische Regierung glaubte, mit der Tauerei könne man sich eine kostspielige Kanalisierung des Neckars

604 Otto E. Hofmann Badische Heimat 4/2016



Kettenwechsel eines berg- und eines talfahrenden Kettenschleppers (Stadtarchiv Heilbronn)

ersparen, die Verwaltung in Karlsruhe wollte vor allem die Arbeitsplätze der Neckarschiffer sichern und erhoffte sich günstige Tarife für den Transport von Natursteinen aus dem Odenwald.

Der Deutsch-Französische Krieg und die darauffolgende Reichsgründung unterbrachen die Planungsarbeiten. Erst im Sommer 1872 befasste man sich wieder mit dem Projekt. Nach einer Informationsreise an die Elbe, konstituierte sich in Heilbronn das »Provisorische Comité für Einführung der Tauerei auf dem Neckar«. Es folgte eine Befahrung des Flusses durch Fachleute, darunter Wasserbauinspektor Baurat von Martens aus Stuttgart, Wasserbau-Assessor Honsell³ aus Karlsruhe und Ingenieur Bellingrath aus Dresden, Direktor der Elb-Kettenschifffahrt

und ein entschiedener Förderer des Neckarprojekts. Diese drei Gutachter bewerteten die Möglichkeit zwischen Mannheim und Heilbronn eine Ketten- oder Seilschifffahrt einzurichten positiv, auch wenn an »Donau, Seine, Rhone, Wolga, Oder, Unstrut, Spree, Elbe und Saale günstigere Voraussetzungen angetroffen« worden waren. Die Gutachter entschieden sich für den Einsatz von Kettenschleppdampfern, der Tiefgang dieser Fahrzeuge war geringer als bei den Seilschleppdampfern.

Das »Provisorische Comité« legte bereits im Oktober 1872 den Regierungen des Königreichs Württemberg, des Großherzogtums Baden und des Großherzogtums Hessen eine Bittschrift vor »um Concession zur Einführung der Dampfschlepp-Schiffahrt



Kettenfähre über den Neckar in Haßmersheim. Links Baukran der Baustelle für den neuen Neckarsteg. September 2013 (Foto: Otto E. Hofmann)

auf dem Neckar zwischen Mannheim und Heilbronn an versenkter Kette«. Angefügt war ein »Concessionsentwurf«, der auch die Aufgaben der drei Uferstaaten festlegte. Die Bittschrift schließt: »bei dem großen Interesse, das Schiffahrt und Handel daran haben, die Touage möglichst bald eingeführt zu sehen, erlauben wir uns schließlich, die ergebene Bitte zu stellen, uns in tunlicher Bälde, geneigten Bescheid zukommen lassen zu wollen«.

Die »tunliche Bälde« dauerte fünf Jahre. Die württembergische Regierung, federführend für dieses Projekt, machte nach ständigem Drängen des Comités, am 14. Oktober 1873 das Konzessionsgesuch im Regierungsblatt für das Königreich Württemberg amtlich bekannt. Ein aufwändiger Notenwechsel mit den andern Neckar-Uferstaaten und eine Informationsreise der »Technischen Regierungsreferenten« zur Kettenschifffahrt auf der Elbe brauchten Zeit.

Der einzige Einspruch gegen das Projekt kam von den Flößern. Damals wurden jährlich über 1000 Flöße den Neckar hinabgetrieben und die Flößer fürchteten Nachteile und Kosten bei gleichzeitiger Tauerei. Das Heilbronner Comité konnte aber die Flößer über-

606 Otto E. Hofmann Badische Heimat 4/2016



Windwerk der Fähre. Eine Trommel besteht aus drei Scheiben. Unter der Abdeckung ist die zweite Trommel zu erkennen (Foto: Otto E. Hofmann)

zeugen, dass alle ihre Rechte im Konzessionsentwurf berücksichtigt waren.

Interessant in diesem Zusammenhang: Man konnte am Ende des 19. Jahrhunderts Ausflugsfahrten auf Neckarflößen auch für größere Gesellschaften buchen. Es gab in Heilbronn dafür Touristikagenturen. Der amerikanische Schriftsteller Mark Twain schildert einen solchen »pleasure trip« im Jahre 1878, bei dem ihnen auch der erste Kettenschleppdampfer mit neun Schleppkähnen entgegenkam.⁴

Obwohl die drei Landesregierungen grundsätzlich bereit waren, der Konzession zuzustimmen ging der Schriftwechsel weiter und die Klärung von Details nahm viel Zeit in Anspruch. Baden und Hessen sahen nur bedingt einen Nutzen für ihr Land durch die Tauerei auf dem Neckar, zumal sie seit 1871 reichsgesetzlich zum Unterhalt der Wasserstraßen verpflichtet waren und Kosten für Flusskorrekturen zugunsten der

Kettenschifffahrt befürchteten. Den größten Nutzen hatte Heilbronn mit seinen Handelshäusern und seinem Hafen. Da aber fast alle Neckarschiffer aus Baden oder Hessen stammten und ihre Existenz durch unwirtschaftlichen Treidelbetrieb bedroht war. kam es schließlich doch zu einer Einigung. Die weitere Planung lag nun in den Händen der Federführenden: des Provisorischen Comités und den Ministerien in Stuttgart. Es gab endlose Rückfragen und Richtigstellungen. Böse Zungen sprachen von einer

»Dampfschiffahrtsverschleppung durch die Kette der Instanzen«.

Bürgermeister Wüst von Heilbronn erarbeitete erneut eine Denkschrift und erreichte am 1. Juli 1876 die »Übernahme einer Staatsgarantie für eine Aktiengesellschaft zur Errichtung der Kettenschiffahrt auf dem Neckar« durch das Königreich Württemberg. Aber erst am 6. April 1877 teilte das Ministerium des Innern dem Provisorischen Comité mit, dass »die Konzession des Unternehmens durch Austausch der Ministerialerklärungen zwischen Württemberg, Baden und Hessen mit gleichlautendem Inhalt festgestellt« sei.

Der Konstituierung der »Schleppschiffahrt auf dem Neckar – Aktiengesellschaft« stand damit nichts mehr im Wege. Die Subskription der Aktien wurde eingeleitet. Am 2. und 3. Juli 1877 konnten die Aktien in Stuttgart, Heilbronn, Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe gezeichnet werden. Am 4. Juli waren 6000 Aktien zu je 300 Reichsmark gezeichnet, auf

den 25. Juli wurde die konstituierende Generalversammlung der Aktiengesellschaft »Schleppschifffahrt auf dem Neckar« einberufen. Vorsitzender des Aufsichtsrats wurde Fabrikant Louis Link aus Heilbronn, erster Direktor Ingenieur Max Harttung, bisher Oberingenieur bei der Schleppschifffahrt Ober-Elbe.

Die Aufträge für Kette und Kettenschlepper konnten vergeben werden. Die Kette war am 17. Mai fertig verlegt. Am 22. Mai 1878 wurde der Kettendampfer Nr. I auf der Neckarsulmer

Werft übernommen. Schon am 23. Mai 1878 fuhr der Kettendampfer Nummer I, ausgerüstet mit einer 81 kW-Dampfmaschine und sechs Schiffen im Schlepp, unter dem Kommando von Kapitän Franz Müssig aus Haßmersheim, feierlich vom hessischen Bad Wimpfen⁵ nach Heilbronn. Der Schleppzug wurde von tausenden Menschen begrüßt. Auf den Schiffen waren über 500 Festgäste, hohe und höchste Beamte und Würdenträger der drei Uferstaaten. Mit vielen Reden, Fahnen, Girlanden und Musik feierte man das Gemeinschaftswerk der Länder Württemberg, Baden und Hessen.

Das mühselige Treideln auf dem Neckar hatte ein Ende.

Nicht ganz! Zwischen Heilbronn und Lauffen wurde noch bis 1886 getreidelt. Erst dann wurde nach Inbetriebnahme einer neuen Schleuse in Heilbronn die Kettenschifffahrt bis Lauffen erweitert. In Lauffen war eine Zementfabrik gebaut worden,



Verankerung der Kette in der Betonplatte der Zufahrtsrampe. Rechts im Bild der Schatten des Gittermastes für die Elektrooberleitung der Fähre (Foto: Otto E. Hofmann)

die mit Steinen und Kohle beliefert werden musste.

Die Neckarkettendampfer

Vorbilder der Neckarkettenschlepper waren die Dampfer auf Elbe und Seine. Die Fahrzeuge auf dem Neckar, mit einem Tiefgang von 47 cm, waren nur teilweise aus Stahl, der Boden war aus Holz und völlig flach. Holz war bei Grundberührung unempfindlicher als Stahlblech, das leicht beschädigt wurde. Zwei Schottwände teilten den Schiffsrumpf in drei getrennte Abschnitte, die vom Deck aus zugänglich waren. In der Mitte war Platz für Kohlenbunker und eine 81 kW-Zwillingsdampfmaschine mit zwei parallelen Dampfkesseln, verbunden mit dem Kettenwindwerk. dessen Achse in Höhe des Decks lag. In den seitlichen Abschnitten befanden sich die Kajüten für Kapitän, Steuermann, Maschinist,

608 Otto E. Hofmann Badische Heimat 4/2016

die beiden Heizer und zwei Matrosen. Weiter gab es eine Küche, eine Gästekajüte, zwei Magazinräume, auf jeder Seite eine Toilette und Steuerraum für das Ruder. Alle Räume erhielten Licht durch Bullaugen. Das Deck war mit Holz beplankt. Es war sicherer zu begehen und isolierte die darunter liegenden Räume. Die Schiffe waren vollkommen symmetrisch. Bug und Heck waren gleich ausgebildet. Der Dampfer wendete nie, nur die Drehrichtung des Kettenwindwerks wechselte je nach Fahrtrichtung. Das Windwerk bestand aus zwei hintereinander liegenden Kettentrommeln in der Schiffsachse, die jeweils aus vier gusseisernen Scheiben zusammengesetzt waren. Stahlbänder verstärkten die Kettenläufe auf diesen. Scheiben. Die Kettentrommeln hatten einen Durchmesser von 1.30 m und eine Breite von 0,60 m. Die Kette wurde durch drehbare Ausleger an den Schiffsenden aus dem Fluss aufgenommen, dreimal um jede Trommel geschlungen und am andern Schiffsende wieder in den Fluss zurückgelegt. Das Deck war unter dem Drehkreis der Ausleger abgeflacht. An jedem Steven war ein kräftiges Steuerruder notwendig, bedient von einem überdachten Steuerstuhl aus, der in der Mitte des Schiffs stand. Wegen der engen Flussschleifen und der geringen Breite des Neckars waren die Schleppdampfer hier kleiner als auf anderen Flüssen. Sie waren 42 m bis 45 m lang, 6,50 m breit, und die Bauhöhe mittschiffs betrug 2,40 m, an den Steven 1,30 m. Das abgeflachte Deck an den Steven verringerte die Hubhöhe der Kette und brachte damit eine Energieersparnis. Der Kettenschlepper erreichte bei der Bergfahrt 5 km/h bei der Talfahrt 11 km/h.

Die Kette unterlag einer außerordentlichen Beanspruchung. Sie längte sich, da die Glieder in den Kehlen abgenutzt wurden. Bei einer Million Kettengliedern traten Verlängerungen im Kilometerbereich auf, die Kette musste



Ernst Ludwig Kirchner, 1880–1938 »Kettenschlepper« um 1908, Radierung 16 cm x 26 cm

gekürzt werden. Beim Ausbau der Tauerei bis Lauffen im Jahr 1885, war bereits genügend Kette für die elf Kilometer lange Strecke vorhanden. Die meisten Kettenbrüche wurden durch die Abnutzung der Trommeln hervorgerufen. Hatten die Zugtrommeln auch nur minimale Unterschiede im Durchmesser, so kam es zu Spannungen, die der Kettenstahl nicht mehr schadlos aufnehmen konnte. Durch sorgfältige Überwachung von Kette und Windwerk, waren Kettenbrüche selten und konnten auch leicht mit einem Schekel repariert werden. Schwierig war es eine abgerissene Kette aus dem Neckar zu fischen. Neben dem Ausleger wurde deshalb eine Art Enterhaken bereitgehalten, mit dem ein Matrose eine gebrochene Kette noch schnappen konnte, bevor sie im Neckar verschwand. Man musste schnell sein, und es klappte nicht immer. Im Mittel hatte die Neckarkette eine Standzeit von 19 Jahren. Im internationalen Vergleich ein ausgezeichneter Wert.

Lastkähne wurden nur flussaufwärts geschleppt; flussab trieben sie mit der Strömung, setzten auch manchmal Segel. Die Schleppdampfer hingegen fuhren auch talwärts an der Kette. Durch die Biegungen und Schleifen des Neckars lag die Kette nach einer Bergfahrt nicht mehr in der Fahrrinne, und die Schleppschiffe mussten auf der Talfahrt, die sie ohne Lastkähne durchführten, an der Kette fahren, um sie wieder richtig zu platzieren. Kam es zu einer Begegnung von bergfahrendem Schleppzug und talfahrendem Schleppdampfer, so musste der Talfahrer aus der Kette, eine zeitaufwändige und umständliche Operation. Hier die Lösung dieser Denksportaufgabe:

Erster Schritt: Der Taldampfer fährt zu Tal bis ein Kettenschloss am talwärtigen Ende des Dampfers erscheint (alle 500 m bis 800 m). Das Kettenschloss wird geöffnet. Der Bergdampfer mit seinen Kähnen muss gegebenenfalls talwärts fahren bis er unterhalb des Kettenschlosses liegt. Die Dampfer konnten ohne Schwierigkeiten vorwärts und rückwärts fahren.

- 2. Die Hauptkette wird an ihrem Talende mit einem Tau versehen und ins Wasser geworfen.
- 3. Die Hauptkette wird an ihrem bergwärtigen Ende mit der Wechselkette, die jeder Dampfer mitführt, verbunden. Der Taldampfer fährt so weit zu Tal, bis das Kettenschloss Wechselkette/Hauptkette am bergwärtigen Ende des Taldampfers erscheint. Der Taldampfer liegt fest vertäut an Land.
- 4. Das bergwärtige Ende der Hauptkette wird von der Wechselkette getrennt. Das mit dem Tau versehene talwärtige Ende der Hauptkette wird wieder an Bord geholt und mit dem bergwärtigen Ende der Hauptkette verbunden und die Hauptkette zurück ins Wasser geworfen. Der Taldampfer ist komplett aus der Hauptkette.
- 5. Der sich noch in der Hauptkette befindliche Bergdampfer fährt nun so weit zuberg, bis an seinem talwärtigen Ende das Kettenschloss erscheint. Der Bergdampfer macht am Taldampfer fest.

- 6. Das Kettenschloss wird nun geöffnet. Der Taldampfer übernimmt das talwärtige Ende der Hauptkette mit einer Leine und das bergwärtige Ende mit der Wechselkette an seinem bergwärtigen Ende.
 - 7. Der Bergdampfer setzt seine Fahrt fort.
- 8. Der Taldampfer fährt nun in der Wechselkette wieder ein Stück zu berg, bis die Hauptkette wieder komplett im Kettenwindwerk ist, und das Kettenschloss Hauptkette/Wechselkette an seinem talwärtigen Ende erscheint.
- 9. Das Kettenschloss wird geöffnet, und die Wechselkette wird entfernt. Das an der Leine befestigte talwärtige Ende der Hauptkette wird mit dem bergwärtigen Ende der Hauptkette verbunden.
- 10. Der Taldampfer ist nun wieder komplett in der Hauptkette und kann seine Fahrt fortsetzen.

Das war die Anweisung an die Matrosen. Der zeitliche Aufwand für eine durchgeführte Begegnung war für den Bergdampfer mit Lastkähnen 15 Minuten, für den Taldampfer 45 Minuten. Als 1886 der letzte von 7 Kettenschleppern in Dienst gestellt wurde, konnte es bis zu sechs Begegnungen an der Kette geben.

Im Schifffahrtsmuseum Haßmersheim kann der Besucher an einem Modell den Ablauf einer Schiffsbegegnung auf der Kette durchspielen. Man muss sich dabei genau an die oben aufgeschriebenen 10 Schritte halten, sonst können die Schlepper nicht weiterfahren.

Der Betrieb der Schleppschifffahrt von 1878 bis 1935



Einen Tag nach der großartigen Eröffnung, am 24. Mai 1878 fuhr der Kettenschlepper Nr. I nach Mannheim und kam drei Tage

610 Otto E. Hofmann Badische Heimat 4/2016

später mit 9 Schleppkähnen und 360 Tonnen Fracht zurück nach Heilbronn. Am Fluss entlang begrüßten die Anwohner den Schleppzug auf seiner Jungfernfahrt. Der Lärm muss beträchtlich gewesen sein. Das laute Gerassel der Kette und das heisere Brüllen der Dampfpfeife lösten auch Ängste aus. In Handschuhsheim vermutete man, die Löwen der Menagerie in Mannheim seien ausgebrochen. Schwerbewaffnet mit Sensen, Dreschflegeln und Flinten stürmten die mutigsten Männer zum Neckar, die Raubtiere zu töten. Es war aber nur der »Neckaresel«, wie die Kettenschlepper später 57 Jahre lang am Neckar genannt wurden, weil sie wie Esel brüllten.

Die Organisation der »Aktiengesellschaft Schleppschiffahrt auf dem Neckar« wurde zügig aufgebaut. Am 3. Juli 1878 wurde der zweite Kettendampfer fertig gestellt. Im August wurde der Dampfer Nr. III eingesetzt und im September 1878 der Dampfer Nr. IV. Zwei Jahre danach kam der Kettendampfer Nr. V auf den Neckar, 1884 und 1886 folgten die beiden letzten Schleppschiffe. Alle sieben Kettenschleppdampfer auf dem Neckar waren baugleich und hatten jeweils sieben Mann Besatzung. Sämtliche Schiffe baute die Neckarsulmer Schiffswerft. Der Auftragnehmer für die ersten vier Dampfer war die »Sächsische Dampfschiffahrts- und Maschinenbaugesellschaft Dresden«. Zwischen 1902 und 1907 wurden Kessel- und Maschinen von sechs Kettendampfern umgebaut und der Verbrauch von Kohle dadurch um 30% gesenkt. Sonst gab es keine wesentlichen Modernisierungen in der 57-jährigen Betriebszeit.

Die Not der Arbeitnehmer jener Jahre machte auch am Neckar nicht halt. Es kam 1908 zu einem Arbeitskampf, die Neckarschiffer streikten und drohten an den Rhein abzuwandern. Der Arbeitgeber sah ein »modernes Novum«, hinter dem die Mannheimer

Sozialdemokraten stecken mussten. Nach zähen Verhandlungen konnte die Auseinandersetzung durch ein Schiedsgericht beigelegt werden⁶. Die Schleppschifffahrtsgesellschaft konnte nachweisen, dass Eigeninteressen stets bis an die Grenze des wirtschaftlich Vertretbaren zurückgestellt wurden. Das Unternehmen war ein reiner Dienstleistungsbetrieb. Es wurden nur Schleppdienste geleistet, die Schlepplöhne waren von den Schiffseignern an den Schleppbetrieb zu bezahlen, wie früher der Rittlohn an die Pferdebesitzer. Der Heilbronner Handelsverein besaß ein Monopol für die Güterverfrachtung in Heilbronn und in Mannheim. Den Schiffseignern wurden die zu transportierenden Waren vom Monopolisten zugeteilt.

Die Transportkapazität der Kettenschifffahrt war während der gesamten Betriebsjahre voll ausgelastet und erreichte in guten Jahren über 150 000 Tonnen. Die »schlechten Jahre« waren Jahre mit Frost und Eisgang, Hoch- und Niedrigwasser. Das schlimmste Jahr war 1893, nach einem kalten Winter kam im Sommer eine Trockenperiode und der Fluss führte über vielem Wochen fast gar kein Wasser. Es konnten gerade noch 84 000 Tonnen befördert werden. Wichtig war vor allem der Antransport von Massengütern. Im Bergverkehr waren 85% der Güter für Heilbronn bestimmt und nur 15% für andere Neckarstationen. Auch die württembergische Staatsbahn ließ ihre Dienstkohle mit Kettenschleppschiffen antransportieren, offensichtlich war sich die Bahn selbst zu teuer.

Während des ersten Weltkriegs kam es kriegsbedingt zu einem Rückgang der Förderleistung, und nach 1918 brauchte es Zeit, bis sich die Wirtschaft wieder gefangen hatte. Erst 1922 legte die Transportleistung wieder kräftig zu. Der staugeregelte Flussausbau hatte begonnen und die Schleppschifffahrt profi-

tierte von der Bautätigkeit. Man wusste, dass das Ende des Neckarausbaus auch das Ende der Kettenschlepper bedeutete und man arbeitete mit den alten Dampfern weiter, ohne eine Erneuerung ins Auge zu fassen. Als 1925 der Neckar bis Heidelberg und von Kochendorf bis Neckarsulm ausgebaut war, konnten diese Strecken mit Dampf- und Dieselschleppern befahren werden; zwei Kettenschlepper wurden ausgemustert. 1929 kam man bis Neckargemünd. Die Schleuse Neckarsteinach ging 1931 in Betrieb, und die Kettenschifffahrt bis Hirschhorn konnte eingestellt werden. Von 1933 bis 1935 waren die Kettenschleppdampfer nur noch zwischen Neckargerach und der Schleuse Kochendorf eingesetzt. Bis zur Fertigstellung des Neckarausbaus hatte die »Schleppschiffahrt auf dem Neckar - Aktiengesellschaft« das Schleppmonopol.

Am 25. Juli 1935 eröffneten sie mit vielen mit Flaggen und mit vaterländischen Symbolen geschmückten Schiffen, Fahnen, Fanfaren und großen Reden, Schiffssirenen, Glockengeläut, Böllerschüssen und einer unübersehbaren, begeisterten Menschenmenge, die nach 14 Jahren Bauzeit fertig gestellte Wasserstraße mit 14 Staustufen und Schleusen zwischen Mannheim und Lauffen.

Der letzte Kettenschleppdampfer war von der Kette gegangen. Er lag im Kanalhafen von Heilbronn, ein Trompeter stand an Deck und blies: »Behüt dich Gott, es war so schön gewesen ...« Eine Handvoll Leute hörten ihm zu. Die Kettenschifffahrt auf dem Neckar war zu Ende.

Das Fährschiff in Haßmersheim

Bei einem Besuch des Autors im September 2013 in Haßmersheim glaubte er, plötzlich ein »lebendes Fossil« vor sich zu haben.

Zwischen Haßmersheim und dem Bahnhof von Haßmersheim auf der anderen Neckarseite verkehrt eine Personen- und Autofähre und sie läuft auf einer Kette, genau wie die Kettenschleppschiffe vor 100 Jahren. Die Fähre mit einer Tragfähigkeit von 15 Tonnen (6 PKW und 60 Personen) ist 21 m lang 6 m breit und hat ein Kettenwindwerk, das von einem 15 kW-Elektromotor angetrieben wird, bei einer Spannung von 380 Volt. Die notwendige elektrische Energie wird über eine Oberleitung zugeführt, die über den Neckar gespannt ist. Das Schiff ist mit zwei Kabeln nach oberstrom abgespannt, damit die Fahrtrichtung quer zur Strömung stabil bleibt.

Die erste Fähre in Haßmersheim wurde 1330 urkundlich erwähnt. Zur Zeit der Kettenschifffahrt, verkehrte bis 1935 eine Gierseilfähre, eine Fähre, die zur Querung eines Flusses die Strömung ausnutzt. Sie wurde durch ein Kettenschiff mit Dieselmotor ersetzt. 1948 beschloss der Gemeinderat die Fähre, die bisher privat betrieben wurde, mit einem Elektromotor auszurüsten und als gemeindeeigenes Unternehmen weiterzuführen. Da die Umrüstung der Fähre unverhältnismäßig aufwändig geworden wäre, hat die Gemeinde bei der »Gustavsburger Schiffswerft« in Mainz eine neue Fähre für DM 30000 in Auftrag gegeben, die 1951 in Dienst gestellt wurde.⁷ Ab Mitte 2014 soll ein 3 m breiter Steg mit 140 m Spannweite die Fähre überflüssig machen.

Danach ist nur noch in den Kanaltunneln von Riqueval (Département Aisne) und Mauvages (Département Meuse) die Tauerei in Betrieb. Seit 1906 wird in diesen beiden Tunnels das Kettenschleppschiff durch einen Elektromotor angetrieben. Die unterirdischen Kanalstrecken haben keine Bewetterung; deshalb müssen ankommende Schiffe

612 Otto E. Hofmann Badische Heimat 4/2016

geschleppt werden. In England verbindet noch eine Kettenfähre Plymouth-Devonport mit Torpoint.

Im Hafengebiet »Sandhofer Altrhein« in Mannheim verkehrte eine historische Kettenfähre bis 2012. Dann wurde ihr die Betriebserlaubnis entzogen.

Das Kettenschleppschiff in der Kunst

Der Anblick eines Kettenschleppdampfers war ein eindrucksvolles Erlebnis. Es waren riesige, geheimnisvolle Fahrzeuge, die Europas Flüsse befuhren. Künstler versuchten das Auftauchen eines solchen Schiffes festzuhalten.

Ernst Ludwig Kirchner(1880–1938), der in Aschaffenburg geboren wurde, hat uns eine Radierung hinterlassen, die 1908 als unmittelbare Niederschrift vor dem Objekt entstanden ist. Die energisch eingeritzten Striche lassen noch etwas von der Erregung des Augenblicks spüren, unterstützt durch eine Kargheit der Zeichnung, die an chinesische Kalligraphie erinnert – Hieroglyphen eines inneren Erlebnisses.

Kirchner hat kleine Kupferplatten für Radierungen überallhin mitgenommen und wie einen »Notizblock« verwendet. Das Blatt spiegelt die emotionale Ausdrucksabsicht des Zeichners. Das Vibrierende der expressiven Handskizze bleibt in den Wiedergaben seiner Radierung erhalten.

Der Betrachter spürt die fremdartige Kraft und Wirkung eines Kettenschleppdampfers.

- Helmut Schaaf: Ketten-Schleppschifffahrt auf dem Neckar. In: Die Barke, Stuttgart 4/2001, S. 26/29.
- 2 Der deutsche Begriff Tauerei leitet sich von englisch to tow=ziehen ab; französisch: touage=Tauerei; touer=ziehen.
- 3 Max Honsell (1843–1910), 1887 Professor für Wasserbau an der TH Karlsruhe, 1906 badischer Finanzminister.
- 4 Mark Twain: bummelt durch Europa Aus den Reiseberichten. München 1980, S. 65.
- 5 Bad Wimpfen: hessische Exklave, von 1945 bis 1952 unter badischer Verwaltung.
- 6 Es wurde um eine Lohnerhöhung von Reichsmark 1,50 im Monat gekämpft.
- 7 Angaben zur F\u00e4hre von Walter Zimmermann vom Schifffahrtsmuseum Ha\u00dfmersheim.

Quellen

Stadtarchiv Heilbronn.

Museum im Deutschhof, Heilbronn.

Schifffahrtsmuseum Haßmersheim.

Ausstellung: Cap sur le Rhône, du Léman à la mer. Valence (Drôme, Frankreich), 2013.

Zimmermann, Willi: Der Neckar. Heilbronn 1985. Andreas Pfeiffer/Willi Zimmermann: Kettenschleppschifffahrt auf dem Neckar. Heilbronn 1978.

Wikipedia.



Anschrift des Autors: Otto E. Hofmann Dorerhof 2 78148 Gütenbach

Der Meersburger Bürgermeister Dr. Fritz Vogt (1937–1945)

Eine Karriere mit Brüchen

Arnulf Moser

Ein badischer Jurastudent tritt 1930 der NSDAP bei und beteiligt sich am Aufbau einer Ortsgruppe in Weil am Rhein. Als Verwaltungsjurist wird Dr. Fritz Vogt 1937 zum Bürgermeister von Meersburg ernannt, meldet sich aber im Herbst 1939 zur Wehrmacht. Er bewirbt sich um eine kommunale Funktion in den besetzten Ostgebieten, landet aber als Regierungsrat bei der deutschen Luftwaffe in Rom. Nach Kriegsende und Gefangenschaft wird er entnazifiziert, als minderbelastet eingestuft und ist als Rechtsanwalt tätig. Auf Grund des 131er-Gesetzes wird er 1958 wieder in den Staatsdienst übernommen, eine Karriere mit Brüchen, aber nicht untypisch für Juristen dieser Generation.

Politisch war Meersburg am Ende der Weimarer Republik eine Hochburg der katholischen Zentrumspartei. Bei der ersten Reichstagswahl von 31. Juli 1932 kam die NSDAP in Meersburg auf stolze 34,8 %, doch die Zentrumspartei lag knapp vorne mit



Dr. Fritz Vogt (Stadtarchiv Meersburg)

35,6%. Bei der zweiten Reichstagswahl vom 6. November 1932 fiel die NSDAP in Meersburg zurück auf 17,6%, das Zentrum verbesserte sich sogar auf 45,2%. Und bei der Reichstagswahl vom 5. März 1933, also nach der Machtergreifung, kam die NSDAP in Meersburg auf 39,9%, aber auch jetzt behauptete sich das Zentrum in Meersburg mit 43,3%.¹

Bürgermeister in Meersburg war seit 1919 der eher liberale Dr. Karl Moll. Dass er 1933 im Amt blieb, ist ziemlich ungewöhnlich. Mit seinem Schwerpunkt der Entwicklung des Fremdenverkehrs im eigenen Land lag er aber auch für die Nationalsozialisten richtig, Sinnbild dieser Politik in Meersburg war die Errichtung eines neuen Freibades im Jahre 1934. Die Übernachtungen stiegen in Meersburg von 31 309 im Jahre 1931 auf 102 052 im Jahre 1936, davon etwa 15 000 aus KdF- (Kraft durch Freude-) Gruppenreisen.

Nach dem plötzlichen Tod von Moll Ende 1936 wurde die Stelle öffentlich ausgeschrieben. Zum Zuge kam der promovierte Volljurist Dr. Fritz Vogt, geboren am 18. April 1906 in Konstanz als Sohn eines Reichsbahnbeamten. Die Familie zog nach Basel, und er machte in Schopfheim Abitur. Danach studierte er Jura in Freiburg, Königsberg, Heidelberg und Basel, absolvierte das Erste und Zweite Staats-

614 Arnulf Moser Badische Heimat 4/2016

examen und promovierte an der Universität Basel über »Die Stellung der Reichsbahn im öffentlichen Recht«. Als Referendar und Assessor absolvierte er Stationen an Bezirksämtern in Kehl und Freiburg und an Gerichten in Freiburg, Waldshut und Konstanz.

Der 63. Bürgermeister seit 1385 ist sicher einer der unbekanntesten unter den Meersburger Bürgermeistern. Er wurde nicht gewählt, sondern vom Gauleiter nach der neuen Gemeindeordnung auf zwölf Jahre ernannt. Bei der Amtseinführung am 3. April 1937 erschien der neue Bürgermeister in SS-Uniform. Die regionalen Zeitungen brachten große Berichte über die Einführung, bei der er erklärte, dass er die Förderung des Fremdenverkehrs fortsetzen wolle.² Er leitete dann auch noch das städtische Verkehrsamt.

In die NSDAP trat er als Student 1930 in Heidelberg ein, d. h., er hatte eine niedrige sechsstellige Mitgliedsnummer. Als er in Basel studierte, wohnte er in Weil am Rhein, wo er an der Gründung einer Ortsgruppe der NSDAP beteiligt war und als politischer Redner auftrat. Seine spätere Ehefrau war eine Fabrikantentochter aus Weil. In die SS trat er 1933 ein.³

In seine Meersburger Amtszeit fällt die Einrichtung einer Reichsfinanzschule durch das Reichsfinanzministerium im Seminargebäude im Oktober 1937. Vogt wehrte sich vergeblich gegen dieses Projekt mit 300 Internatsplätzen und 400 Ausbildungsplätzen, weil er nicht wollte, dass Hunderte von jungen angehenden Finanzbeamten durch den Fremdenverkehrsort spazierten. Vor allem löste dieses Projekt eine Kettenreaktion aus. Im Seminargebäude saß die nationalsozialistische Bodensee-Schule, die Bestandsschutz hatte und daraufhin die seit 1865 im Neuen Schloss residierende Taubstummenanstalt (ab 1938 Gehörlosenanstalt genannt) verdrängte. Deren Schüler wurden einfach nach Hause geschickt,



Amtseinführung von Fritz Vogt als Bürgermeister von Meersburg in SS-Uniform am 3. April 1937, Deutsche Bodensee-Zeitung Konstanz, 5. April 1937

bis sich zwei Jahre später eine vorübergehende Lösung für sie in Gengenbach ergab.⁴

In die Amtszeit von Bürgermeister Vogt fällt auch der Soldatenfriedhof auf dem Lerchenberg zwischen Meersburg und Hagnau. Im Ersten Weltkrieg wurden bestimmte Kategorien von verwundeten oder kranken deutschen, englischen und französischen Kriegsgefangenen in der Schweiz interniert. Etwa 180 deutsche Soldaten sind in der Schweiz verstorben. Es gibt heute noch drei deutsche Soldatenfriedhöfe in der Schweiz. 20 Jahre nach Kriegsende fingen nun einige Schweizer Gemeinden an, die Einzelgräber aufzulassen, weil das Ruherecht abgelaufen war. Darauf beschloss der Volksbund für Kriegsgräberfürsorge, die Toten aus den verstreuten Einzelgräbern nach Deutschland zu überführen in eine neue Gedenkstätte nahe der Schweizer Grenze. Mehrere Orte bewarben sich, darunter Meersburg. Bürgermeister Vogt bot etwas an, was ihm gar nicht gehörte, nämlich den Lerchenberg, der der Konstanzer Spitalstiftung gehörte, die praktisch enteignet wurde. Der Standort war ideal, weil die dort geplante Totenburg bei schönem Wetter von der

BA (ehem. BDC) NSDAP-Gaukartei	
Mitglieds Nr.: 333853 Vor- und Zuname:	Yogt Sny
Eingetreten am 1. Okt. 1930 wiedereingetr, am Ausgetreten am	Wohnort W. Wohnung Jubretter 19
Ausgeschlossen am Gestorben am Geburtszeit Al. 4.06 Geburtszeit RomAanay	Ortsgruppe Weil Gau Baden
Ledig, verheiratet, verwitw. Sand oder Beruf Mishank	Wohnort L Hunsboldteh. M. Wohnung Grand
Bemerkungen It. Baden 9.36/47 my Lorrech	Gau Bullin

Fritz Voqt, NSDAP-Gaukartei (Bundesarchiv Berlin)

Schweiz aus sichtbar war. Die Totenburg war zugleich als nationale Gedenkstätte für alle in Kriegsgefangenschaft verstorbenen Soldaten gedacht. Vogt hatte den Vorteil, dass er beim Bundesführer des Volksbundes Dr. Siegfried Emmo Eulen einen Bundesbruder aus der gleichen Studentenverbindung hatte.

Es war nicht der Volksbund, der sich stets bei der Schweiz für die freundliche Aufnahme der deutschen Soldaten bedankt hatte, sondern es war der Meersburger Bürgermeister, der in die ganze Geschichte einen Anti-Schweizer Affekt hineintrug. Er, der in Basel studiert hatte, schrieb im Juni 1938 an Eulen: »[...] dass dieses herrliche Land von einem solchen Lumpenpack bewohnt ist, das überhaupt nicht mehr fähig ist, groß zu denken. Die Schweiz lebt hauptsächlich nur von Trinkgeldern, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch

geistig gesehen: »pas d'argent, pas de Suisses!«, hat es zur Zeit der Landsknechte geheißen, und heute ist es nicht anders. Seit die Geschäfte mit Deutschland nicht mehr mit gleichem Gewinn blühen wie zu unseren Notzeiten, sind wir drüben nicht mehr beliebt. Wollen wir dem Schicksal dankbar sein, dass es uns vor »Verschweizerung« bewahrt hat.« Das Zitat »kein Geld, keine Schweizer Söldner« bezieht sich auf das Schweizer Söldnerwesen im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit.

Der »Völkische Beobachter« hat dann diesen Ton aufgegriffen und bei der Einweihung des Lerchenbergs im Dezember 1938 geschrieben: »Das ist die demokratische Schweiz! Sie verweigert deutschen Soldaten das Recht der ewigen Ruhe«.

Geplant war eine Art Totenburg vorne zum See hin, düster, verschlossen und weit-

616 Arnulf Moser Badische Heimat 4/2016

hin sichtbar, dahinter ein rechteckiges Gräberfeld mit 69 Gräbern, das heute noch besteht. Die nächtliche Überführung der Toten vom Konstanzer Friedhof aus wurde eine gewaltige militärische Inszenierung, zuerst vom Friedhof zum Konstanzer Hafen, dann mit einem durch Fackeln erleuchteten Schiff nach Meersburg und von hier auf den Lerchenberg. Der Bau wurde 1942 im halbfertigen Zustand eingestellt. Nach langem Hin und Her wurde die Anlage nach dem Krieg mit christlichen Motiven umgestaltet und umgewidmet, 1964 wurde sie als zentrale Gedächtnisstätte für die in aller Welt vermissten deutschen Soldaten beider Weltkriege eingeweiht.⁵

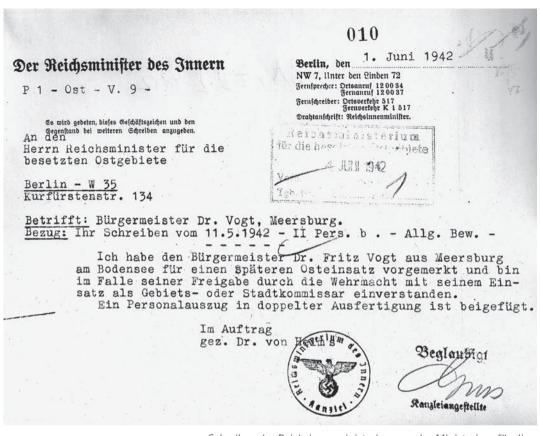
Vogt heiratete am 19. Juni 1937, ohne die Genehmigung der SS einzuholen, und trat Anfang 1938 aus der SS wieder aus. Vorübergehend hatte er das Amt des Ortsgruppenleiters der NSDASP inne. Dabei geriet er immer wieder in Konflikte mit dem Kreisleiter Wilhelm Mensch von Überlingen, der ihn im Juni 1939 aus diesem Amt ablöste, was die Position des Bürgermeisters sicher schwächte. Vogt war wohl 1930 mit anderen Vorstellungen in die NSDAP eingetreten, als diese Partei sie nun bot.

Im Herbst 1939 meldete Vogt sich freiwillig zur Wehrmacht und wurde Ende November 1939 einberufen. Er war zu diesem Zeitpunkt 33 Jahre alt und hatte keinen Wehrdienst geleistet, da es diesen in der Weimarer Zeit nicht gab. Vielleicht hatte bei seinem Schritt das Beispiel des Konstanzer Oberbürgermeisters Albert Herrmann eine Rolle gespielt. Dieser soll amtsmüde gewesen sein und meldete sich bei Kriegsausbruch zur Militärverwaltung. Vogt wurde wie Herrmann der Luftwaffe zugeteilt. Seine Stelle wurde nicht neu besetzt, sondern der Leiter der Bodenseeschule Dr. Kurt Krauth führte als ehrenamtlicher Bürgermeister die Geschäfte in Meersburg. Auch

der sozialdemokratische Konstanzer Bürgermeister Fritz Arnold, der 1933 entlassen worden war und sich 1937 chancenlos ebenfalls in Meersburg beworben hatte, meldete sich 1940 mit 57 Jahren noch zur Militärverwaltung.

Beim Frankreichfeldzug 1940 wurde Vogt als Luftnachrichtensoldat eingesetzt. Die Front hat er wohl nie gesehen. Ab September 1941 war er als Regierungsrat a. K. (auf Kriegsdauer) der Verwaltung der Luftwaffe im Luftgaukommando VIII in Breslau zugeordnet. Ab Februar 1942 erhielt er einen besonders schönen Posten, er wurde nämlich an die Verbindungsstelle zwischen der italienischen und der deutschen Luftwaffe in Rom versetzt. Dort war er zuständig für die Bearbeitung von Schäden, die die deutsche Luftwaffe bei italienischen Zivilpersonen angerichtet hatte.

Zu diesem Zeitpunkt stand fest, dass Vogt nach dem Krieg gar nicht mehr nach Meersburg zurück wollte. Er schrieb nämlich Anfang 1942 an den Reichsminister für die besetzten Ostgebiete Alfred Rosenberg, den er bei dessen Besuch in Meersburg am 3./4. April 1938 kennengelernt hatte, er strebe eine Stelle in den besetzten Gebieten im Osten an. entweder in einer Zentralstelle oder aber in der Verwaltung einer größeren Stadt. Über Meersburg schrieb er an Rosenberg: »Auch vermag mich die schöne alte Burgenstadt Meersburg mit ihren Droste-Erinnerungen nicht mehr zu halten. Dieses Bodensee-Idyll verblasst vor der Größe der neuen Aufgabe und erscheint mit heutzutage irgendwie unzeitgemäß, so dass es einer härteren Wirklichkeit Raum geben muss.«6 Meersburg sei auch zu klein für einen Verwaltungsjuristen. Das Ministerium wollte ihn im Osten eventuell als Gebiets- oder Stadtkommissar einsetzen, d. h., Vogt wäre vielleicht Bürgermeister von Minsk oder Kiew geworden und lernte schon Russisch. Das Bezirksamt Überlin-



Schreiben des Reichsinnenministeriums an das Ministerium für die besetzten Ostgebiete in Sachen Fritz Vogt, 1.6.1942 (Bundesarchiv Berlin)

gen und das badische Innenministerium stimmten zu. Noch zwei Mal schrieb er 1943 an das Ministerium Rosenberg und wiederholte seine Bewerbung, doch die Wehrmacht gab ihn nicht frei. Beim Rückzug aus Italien wurde er im Sommer 1944 zunächst der Verwaltung der Luftwaffe in Oberitalien und dann Anfang 1945 in Südtirol der bautechnischen Organisation Todt zugewiesen, wo er für Verpflegung und Kleidung zuständig war. Anfang Mai 1945 geriet er mit den OT-Leuten in amerikanische Gefangenschaft und wurde unter amerikanischer Regie bis Sommer 1946 bei der Wiederherstellung der Brenner-Bahnstrecke eingesetzt. Anschließend kam er bis

März 1947 in ein Internierungslager für Zivilpersonen in Bozen, wo er sich ebenfalls um die Verpflegung im Lager kümmerte. Als er nach Hause entlassen wurde, ging er zu seiner Familie in Weil am Rhein, da die Meersburger Wohnung beschlagnahmt worden war.

Vogt musste sich in Lörrach vor einem Untersuchungsausschuss der Spruchkammer Freiburg einem Entnazifizierungsverfahren stellen, für das er etliche entlastende Schreiben von Meersburger Geistlichen, Geschäftsleuten, von Mitstudenten, Vorgesetzten und Untergebenen aus der Kriegszeit beibringen konnte. Nur die Stadtverwaltung Meersburg schickte eine herabsetzende Stellungnahme

618 Arnulf Moser Badische Heimat 4/2016

an den Ausschuss, nicht vom Bürgermeister unterschrieben, sondern von drei Parteivertretern. Eine Woche später zog Bürgermeister Dr. Otto Ehinger dieses Gutachten zurück und ersetzte es durch eine sachliche Wertung. Der Untersuchungsausschuss schlug die Einstufung »minderbelastet« vor mit zwei Jahren Bewährung und 1000 RM Geldstrafe, die durch die Gefangenschaft abgegolten sein sollten. Die Spruchkammer übernahm im Juli 1948 die Einstufung und die Bewährungszeit. An die Stelle der Geldstrafe trat der Verlust der Wählbarkeit für öffentliche Ämter. In der Begründung hieß es, er sei für das Amt qualifiziert gewesen, kein fanatischer Nazi, in Schwierigkeiten mit der Partei und nicht antikirchlich eingestellt.⁷

Die Stadt Meersburg hatte die Zahlung von Bezügen an Vogt im April 1945 eingestellt, und die Franzosen ernannten Anfang Juni 1945 den Regierungsrat Dr. Bruno Helmle zum neuen ehrenamtlichen Bürgermeister. Vogt aber war noch 1949 der Ansicht, dass er nach wie vor Bürgermeister sei oder zumindest im Wartestand Anspruch auf Bezüge habe, weil es 1945 kein Verwaltungsverfahren gegen ihn gegeben habe, das zudem hätte publiziert werden müssen. Er musste sich aber sagen lassen, dass er wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft vor 1933 durch Erlass der Alliierten 1945 automatisch entlassen war und keine Ansprüche mehr habe.

Im Jahre 1949 wurde Vogt als Rechtsanwalt beim Landgericht Freiburg, Abteilung Lörrach, zugelassen. Über einen Gnadenerlass erhielt er 1952 die Wählbarkeit zurück.⁸ Und im Jahr 1958, im Alter von 52 Jahren, wurde er nach Artikel 131 des Grundgesetzes und dem dazu gehörenden Bundesgesetz wieder in den öffentlichen Dienst übernommen. Diese Regelung besagte, dass Beamte, die 1945 aus politischen Gründen entlassen worden waren,

wieder eingestellt werden durften, sofern sie nicht als Hauptschuldige oder Belastete entnazifiziert worden waren. Vogt wurde zuerst als Regierungsrat beim Landratsamt Emmendingen eingesetzt, dann als Oberlandesanwalt beim Verwaltungsgericht Freiburg und später Stuttgart. Seinen Ruhestand verbrachte er in Konstanz, wo er am 11. Oktober 2002 verstarb.

Anmerkungen

- 1 Wahlergebnisse in der Deutschen Bodensee-Zeitung Konstanz 1932/33.
- 2 Staatsarchiv Freiburg, Personalakte F 166/3, Nr. 541. Deutsche Bodensee-Zeitung, 5.4.1937. Bodensee-Rundschau Konstanz, 3. und 5.4.1937.
- 3 Bundesarchiv Berlin, (ehem. BDC), NSDAP-Gaukartei und -Zentralkartei.
- 4 Arnulf Moser, Die Bodenseeschule Meersburg: eine Internatsschule im Dritten Reich (1936–1946), in: Leben am See 23/2006, S. 49–55.
- 5 Stadtarchiv Meersburg, Militär- und Kriegssachen, 043/2/21 Lerchenberg. Diana Ecker u. a.: Ehrenstätte Lerchenberg bei Meersburg, in: Bodensee-Hefte 43/1997, Heft 12, S. 60–65.
- 6 Bundesarchiv Berlin, NS-Archiv des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, ZD I 4112. Besuch von Minister Rosenberg in Meersburg: Bodensee-Rundschau, 5.4.1938.
- 7 Staatsarchiv Freiburg, Entnazifizierungsakte, D 180/2, Nr. 203815. Auskünfte aus Konstanz: Stadtarchiv Konstanz, S II 9654, Politische Informationsstelle der Stadt Konstanz.
- 8 Staatsarchiv Freiburg, Gnadenakte, D 180/3, Nr. 2111.



Anschrift des Autors: Dr. Arnulf Moser Allmannsdorferstraße 68 78464 Konstanz arnulf.moser@t-online.de

Ausstellungen in Baden



Waren. Haus. Geschichte.
Die Knopf-Dynastie und Karlsruhe
Stadtmuseum Karlsruhe. Stadtarchiv &
Historische Museen

17. September 2016 bis 26. Februar 2017

Das schönste Warenhaus in Deutschland

Heinrich Hauß



Das Warenhaus der Geschwister Knopf in Karlsruhe war »Teil einer riesigen Warenhauskette«, die lange Jahre mit den ganz Großen der Branche wie Tietz, Wertheim. Karstadt und Schocken konkurrieren konnte. Im Zentrum der Schau steht »die erfolgreiche und leidvolle Geschichte« der Warenhaus-Dynastie Knopf.

1881 eröffnete Max Knopf (1857–1934) im einstigen Palais des jüdischen Bankiers Salomon Haber¹ (1764–1831), heute Kaiserstraße 147, ein »Leinen, Wäsche- und Weißwarengeschäft« unter dem Namen »Geschwister Knopf«. Seit 1906 wurde das vierblättrige Kleeblatt als Firmen-Signet verwendet. 1912 ließ Max Knopf das Palais abreißen und ein Kaufhaus errichten. Der Neubau wurde von dem Architekten Wilhelm Kreis entworfen, für den Innen-



Das 1912–14 von Wilhelm Kreis und Camill Frei erbaute Warenhaus. an Stelle des alten Stammhauses



Firmengründer und Inhaber Max Knopf (1857–1934), um 1920



Warenhaus Geschwister Knopf, Kaiserstraße 147. Von 1891–1912 Stammhaus der Warenhauskette in Karlsruhe

ausbau war der Hausarchitekt Camill Frei zuständig. Das neue Kaufhaus wurde 1914 eröffnet und war nun das schönste Warenhaus in Deutschland. Am 24. Juli 1928 richtete ein Großbrand beträchtlichen Schaden an.

Nach dem Tode von Max Knopf 1934 musste seine Tochter Margarethe Levis (1888–1965) das Haus an den Kaufmann Friedrich Hölscher »verkaufen« (»Hölscher wusste wie Arisierung geht«). Es bedeutete das Ende der Karlsruher Geschichte des Warenhauses Knopf. 1943 musste das Kaufhaus kriegsbedingt geschlossen werden. Am 4. April 1945 wurde das Haus durch französische Truppen in Brand gesteckt.1960 plante Karstadt einen Neubau anstelle des alten Hauses. Nach Einspruch des Bauausschusses des Gemeinderates und des Denkmalschutzes wurde die Fassade 1972 unter Denkmalschutz gestellt. 1981 wurde das Kaufhaus durch Karstadt wiederhergestellt.

1881 errichtete Herman Schmoller, der mit Eva Knopf verheiratet war, in der Kaiserstraße 135 eine Art »Billig Version« zum Warenhaus Knopf (»Schmoller gibt's für kleine Leute«). Die Ausstellung beschreibt im Wortsinne in mehreren Abteilungen, farblich gekennzeichnet, die Knopf Dynastie, den Ausgangspunkt im Dorf Birnbaum in der preußischen Provinz Posen (»Alles fängt in Birnbaum an«), den Knopf Konzern in Europa, den Arbeitgeber Sally Knopf und seine große Familie, schließlich Kaufhäuser in Paris und London.

Die Ausstellung beschreibt in der ersten Abteilung an Hand von Schautafeln die Geschichte der Geschwister Knopf in Karlsruhe von der Gründung des Hauses 1881 und dem Gebäude bis 1972.

Eine weitere Abteilung beschreibt die Warenhäuser des Kaufhaus Konzerns in Europa, in Deutschland, Schweiz, Elsass-Lothringen und Luxemburg der Brüder Albert (1850–1898), Max, Moritz (1852–1927) und Sally (1845–1922). Moritz Knopf gründet in Straßburg und in anderen Städten im Elsass Warenhäuser, Sally Knopf eröffnet 1887 ein Warenhaus in Freiburg. Bis 1898 hatte er schon Filialen in Lörrach, Schopfheim, Basel, Bern, Luzern und Genfaufgebaut. Albert Knopf (1850–1898) eröffnete 1893 in der oberen Bahnhofstraße in Zürich ein Warenhaus.

Badische Heimat 4/2016 Ausstellungen in Baden 621

Eine Abteilung der Ausstellung ist der Geschichte der Warenhäuser in Frankreich und England gewidmet. Das erste Warenhaus wurde 1838 in Paris mit »Au Bon Marche« von Aristide Boucicaur gegründet. 1865 folgte »Printemps« und »Galerie Lafayette« (1894).in London gründete 1863 William Whiteley die »Department Stores«. In New York gründete die Familie Straus »Macy's«.

Die »Schau« der Geschichte der Kopf Dynastie ist naturgemäß arm an Objekten und muss mit Schautafeln arbeiten, die von den Besuchern einen hohen Grad an geduldiger Leseleistung abverlangen. Zu einzelnen Schautafeln werden Fotografien zu Gebäuden aus der Zeit zum Mitnehmen angeboten.

 Salomon Haber gehörte "zu den großen Financiers Badens". 1784 wurde er offiziell badischer Hofagent;
 1811 Hofbankier. Er war der Hauptgläubiger der Zuckerfabrik Waghäusel, der Baumwollspinnerei Ettlingen und Maschinefabrik der in Karlsruhe

Literatur

Bernd Serger: Stammhaus eines Handels – Imperiums. Das Warenhaus Knopf in Karlsruhe. In: Blick in die Geschichte. Karlsruher stadthistorische Beiträge Nr. 112/23. September 2016



Seit 1882 betrieb Moritz Knopf (1852-1927), Bruder von Max, in Straßburg und anderen Städten im Elsass Warenhäuser. Auf der Ansichtskarte ist der Neubau in Straßburg (heute Rue des Grandes Arcades) nach Pariser Vorbild zu sehen (Sammlung Bernd Serger, Freiburg)



1887 eröffnete Sally Knopf (1845–1922), Bruder von Max, sein Warenhaus in Freiburg. Bis 1898 hatte er schon Filialen in Lörrach, Schopfheim, Basel, Bern, Luzern und Genf aufgebaut, wie die Aufnahme seines Stammhauses in Freiburg, Kaiserstr 60 zeigt (Familienbesitz Rügländer, Luzern)

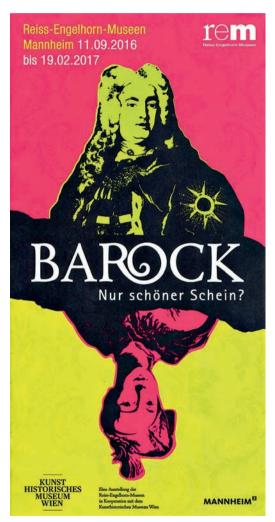
622 Ausstellungen in Baden Badische Heimat 4/2016



Das Barockzeitalter in seiner kulturhistorischen Dimension Barock, Nur schöner Schein?

Reiss-Engelhorn Museen Mannheim 11.9.2016 bis 19.2.2017

Heinrich Hauß



Sechs Leitthemen gliedern und strukturieren die museale Präsentation und die Begleitpublikation. Die Sektionen – Raum, Körper, Wissen, Ordnung, Glaube, Zeit – gelten den Ausstellungsmachern als »allgemeingültig und überzeitlich angelegt« und sind gleichzeitig geeignet als »Charakteristika« jene Zeit abzubilden.

Mit ca. 300 Objekten will die Ausstellung »eine strahlende, widersprüchliche, ordnende, zerstörende, entdeckungsfreudige, sinnliche, grausame, kriegerische und ebenso visionären Epoche« zeigen (Vorwort).

Die einzelnen Leitthemen werden mit übersichtlichen Tafeln jeweils eingeführt und das Leitthema dann in weitere einzelne Themen aufgeschlüsselt. In der Sektion Raum wird die aufregende Phase einer ersten »frühen Globalisierung und der Kontinente übergreifende Kulturaustausch« thematisiert, ebenso die Faszination für das Fremde und die Rolle der Vermittler. Die Sektion Körper weist auf neue Genussgüter hin. Entwickelt den Zusammenhang von »verheerenden Hungersnöten rauschhaftem Überfluss, raffinierten Speisen«. Wissen präsentiert technische Innovationen des 17. und 18. Jahrhunderts z. B. Fernrohre und Mikroskope aber auch Alchemie und Wunderkammern. Ordnung zeigt wie Ordnung die Lebenswelten strukturiert. Beschäftigt sich mit Standeshierarchien, Stadt- und Gartenanlagen und dem Zeremoniell. Das Thema Glauben ist der Konfessionalisierung gewidmet. Neue Orden und neue Heilige entstehen. Die »schnellen Abfolge von Kriegen, Siegen, Nöten, Seuchen und Niederlagen« führt in der Sektion Zeit »zu einem intensiven Gefühl der Vergänglichkeit«, zur Präsentation von Formen des Bestattens und Gedenkens.

Der Ausstellung gingen fünf Jahre Forschung voraus. Kein Wunder, dass bei dem von der Fachwissenschaft problematisierten Barockbegriff, es zunächst fraglich war, »ob man überhaupt eine Ausstellung zu dem Barock realisieren« könne.»Eine Ausstellung zur ›Schimäre Barock« ist daher ein Drahtseilakt zwischen den Tiefen einer differenzierten Wissenschaftsdiskussion und gesetztem Allgemeinwissen.« Die Intention der Ausstellung musste deshalb

Badische Heimat 4/2016 Ausstellungen in Baden 623

ein »umfassender Ansatz« sein, um die »Vielfältigkeit, Komplexität und Widersprüchlichkeit« der vielschichtigen Zeit von 1580 bis 1700 »jenseits des Etiketts Barock« zu präsentieren.

So bezieht sich denn auch der Untertitel »Nur schöner Schein?« in erster Linie auf die »Trugbilder in den Assoziationsoasen unserer Vorstellung« und der »Chimäre« des Barockbegriffs. Suchten doch »die Fachwissenschaften im letzten halben Jahrhundert vergeblich nach einer eindeutigen Definition«. Der Barockbegriff kann die Vielgestaltigkeit und Verflochtenheit nicht fassen, und doch kann nicht bestritten werden, dass die »Debatte dem Barockbegriff eine erstaunliche kulturhistorische Wirksamkeit attestiert« (Coburger). Ist der Barock der »Versuch der Krisenbewältigung« und das Interesse für den Barock »vor allem in Zeiten große krisenhafter Umwälzungen virulent«, so ist abzuwarten, ob die »aktuellen globalen Unsicherheiten zu einer neuen Einschätzung des Barock beitragen werden« (Hersche).

Die barockzeitliche Metapher von der Welt als Bühne wird aufgegriffen, um zwei Bühnen der Ausstellung auszumachen. Auf der »Vorderbühne« präsentieren sich dem Besucher verbreitete Vorstellungen und gängige Klischees von Barock und auf der »Hinterbühne« die unbekannten Seiten des Barock. Das »spannende Wechselspiel, das dadurch zustande kommen soll«, bleibt der Aufmerksamkeit des Betrachters überlassen.

Die einleitenden Aufsätze der Begleitpublikation beschäftigen sich intensiv mit dem problematischen Barockbegriff, der erst »im Rückblick« entstanden ist. Als Epochenbegriff taugt er nicht, »um die Konfessionen zu übergreifen« (Holzem). Doch ist es zugleich unmöglich, »etwas so hartnäckig Etabliertes« wie den Begriff Barock »gänzlich über Bord zu werfen« (Coburger). Von Engelberg hält es für zutreffender, vom »Zeitalter der Konfessionen« zu sprechen.

Im Einzelnen wird der Begriff Barock unter verschiedenen Aspekten kritisch zur Sprache gebracht: »Barock in der Geschichte« von Peter Hersche, »Barock in der katholischen und protestantischen Theologie« von Andreas Holzem und »Barock und Kunst-

geschichte« von Helen Hills, »Barockmusik – ein Hirngespinst« von Silke Leopold und »Barock in der Literatur« von Sandra Richter.

Nach Hersche ist der »historische Barock als Versuch der Krisenbewältigung gedeutet worden.« Die konfessionelle Spaltung Europas durch die Reformation ist für das Verständnis des Barock fundamental. Damit hängt zusammen, dass man »im Barockzeitalter wenigstens von zwei verschiedenen konfessionell geprägten Kulturen sprechen kann«. Nach Andreas Holzem interpretiert die katholische Theologie Barock als »Epochenbegriff, der die allgemeine Kulturund Geistes- sowie die Theologiegeschichte übergreift«, während die protestantische Theologie den Barock »ausschließlich als Stilbegriff der Kunstgeschichte wahrnimmt.« Schließlich weist Helen Hills daraufhin, das der Barockbegriff »ein im Rückblick entstandener Begriff« ist. Silke Leopold beantworte die Frage »Seit wann gibt es Barockmusik?« kurzer Hand mit dem Datum 1919. Damals veröffentlichte der Musikforscher Curt Sachs einen Artikel mit dem Titel »Barockmusik«. In ihrem Aufsatz verfolgt sie dann gemeinsame Entwicklungslinien für die Musik des 17. und frühen 18. Jahrhunderts.

Anlässlich der Barock-Ausstellung haben die Reis-Engelhorn Museen das kulturtouristische Netzwerk »Barockregion« ins Leben gerufen, das die geschichtlichen Zusammenhänge über die Stadt und die Region hinaus aufzeigt und damit einen wichtigen Beitrag zur Identitätsstiftung leistet. 41 Städte und Gemeinden aus fünf Bundesländern haben sich zur »Barockregion« zusammengeschlossen. Außerdem haben die Reiss-Engelhorn-Museen zusammen mit der Werbegemeinschaft Mannheim-City e. V. eine Broschüre »Barocker Stadtspaziergang« erstellt.

Literatur

Begleitpublikation: Alfried Wieczorek, Christoph Lind, Uta Coburger (Hg.): Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen Bd. 71.

Broschüre: A. Wieczorek, C. Lind, (Hg.), Barock – Region. Reiseziele zur Ausstellung Barock.



624 Ausstellungen in Baden Badische Heimat 4/2016

Das Rad der Geschichte - 200 Jahre individuelle Mobilität

TECHNOSEUM startet das Jubiläumsjahr: Große Landesausstellung Baden-Württemberg »2 Räder – 200 Jahre. Freiherr von Drais und die Geschichte des Fahrrades« 11. 11. 2016 – 25. 6. 2017

Volker Kronemayer



»2 Räder«, Ausstellungsplakat TECHNOSEUM

Am 12. Juni 1817 startete Karl Freiherr von Drais zur ersten Fahrt mit der von ihm entwickelten Laufmaschine. Der Ausflug führte ihn von seinem Wohnhaus in M 1, 8 in den Mannheimer Quadraten zum sieben Kilometer entfernten Schwetzinger Relaishaus im heutigen Mannheimer Stadtteil Rheinau. Drais schaffte die Strecke in einer knappen Stunde. Diese Exkursion mit dem Vorläufer des Fahrrades gilt als Geburtsstunde der individuellen Mobilität. Zum 200-jährigen Jubiläum dieser Fahrt präsentiert das Mannheimer TECHNOSEUM vom 11. November

2016 bis zum 25. Juni 2017 die Große Landesausstellung Baden-Württemberg »2 Räder – 200 Jahre. Freiherr von Drais und die Geschichte des Fahrrades.«

In seiner Ansprache anlässlich der Eröffnung der Großen Landesausstellung am 10. November 2016 zeigt sich Verkehrsminister Winfried Hermann MdL davon überzeugt, dass das Rad »trotz seines Alters eines der modernsten und vielseitigsten Fortbewegungsmittel [ist]. Die Erfindung von Karl Drais und ihre weltweiten Auswirkungen auf Mobilität, Emanzipation und Arbeitswelt werden im TECHNOSEUM mit [der] großen Landesausstellung umfassend beleuchtet«. Und er sieht das Fahrrad zugleich als eines der wesentlichen Mittel, um aktuelle Probleme nachhaltig zu mildern: »Wir stehen in Anbetracht des Klimawandels vor der Herausforderung, eine neue Mobilität zu gestalten. Das Fahrrad spielt dabei eine wesentliche Rolle.«

Prof. Dr. Hartwig Lüdtke, Direktor des TECHNO-SEUM, sieht hierin eine gemeinsame Aufgabe: »Nach Ausstellungen über die Industrialisierung der Ernährung und über die Medizintechnik widmen wir uns nun im Rahmen einer Großen Landesausstellung der Geschichte und Zukunft der individuellen Mobilität. Das ist ein hochaktuelles Thema, das kultur-, sozialund technikgeschichtliche Aspekte verbindet und für das das TECHNOSEUM genau der richtige Ausstellungsort ist. Ich freue mich sehr, dass das Land Baden-Württemberg uns dabei unterstützt.«

Kernstücke der Ausstellung

Dr. Thomas Kosche, dem Projektleiter, ist es gelungen, zahlreiche Leihgeber für die Ausstellung zu finden und sehr seltene, wertvolle und auch ausgefallene Fahrräder nach Mannheim zu holen. So findet sich unter den 100 Fahrrädern und 350 Objekten unter anderem die Beschreibung der Laufmaschine von Karl Drais mit technischen Daten und Preisen aus

Badische Heimat 4/2016 Ausstellungen in Baden 625



Gruppenfoto des Radfahrer-Vereins Ehingen aus dem Jahr 1895, bei dem die (ausschließlich männlichen) Mitglieder sowohl mit Hoch- als auch mit Niederrädern posieren (Deutsches Fahrradmuseum Bad Brückenau)

dem Herbst 1817. Parallel dazu kann der Betrachter einen Blick auf die Laufmaschine von 1820 mit Original-Lizenzplakette von Karl Drais werfen, einer Leihgabe des Paleis Het Loo in Apeldoorn aus den Sammlungen des niederländischen Königshauses.

Ungewöhnliche Konstruktionen, die meist nicht über das Stadium des Prototyps hinausgelangten, steuert die Sammlung des Mannheimer Unterneh-



Laufmaschine von 1817, mit Lizenzmarke des Freiherrn von Drais (Foto: Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen, Donaueschingen)

mers und Hobby-Erfinders Willy Gräser bei, u. a. ein Tandem mit elektrischem Hilfsantrieb und ein Rennrad mit Wipp-Pedalen; die Räder wurden in den 1960er und 70er Jahren entwickelt.

Selbstverständlich verharrt die Ausstelllung nicht in der Präsentation der Vergangenheit. Mit dem Singlespeed-Fahrrad, das von »Basement Bikes« (Mannheim-Jungbusch) 2016 eigens für die Ausstellung konstruiert wurde, greift man den Gedanken der aktuellen klima- und verkehrspolitischen Herausforderung mit einer wegweisenden Neukonstruktion auf. Denn, so zeigt sich Dr. Thomas Kosche überzeugt, »das Fahrrad wird auch dann noch ein wichtiges Fortbewegungsmittel sein, wenn das Auto mit Verbrennungsmotor längst ausgedient hat«.

Anlage der Schau

Die auf 800 qm angelegte Schau mit ihren mehreren hundert Exponaten dem Besucher zu erschließen ist für die Gestalter der Ausstellung eine eigene Herausforderung. Rebecca Schröder von res d Design und Architektur GmbH, die die Gestaltung der Ausstellung übernommen hat, legt die Präsentation chronologisch entlang eines in bunten Farben gehaltenen Pfades an. »Der Rundgang ist einem Fahrradweg nachempfunden, der gewunden ist. Das spiegelt

626 Ausstellungen in Baden Badische Heimat 4/2016



Sicherheitsniederrad »Rover III«, um 1888. Eine Gerte am Lenker diente zur Abwehr angriffslustiger Hunde (Foto: TECHNOSEUM)

die Entwicklung wider, denn auch die Geschichte des Fahrrades ist alles andere als geradlinig verlaufen«, führt Rebecca Schröder aus. Wesentliche Stationen des Pfades sind, ausgehend von Drais' Laufmaschine, das Tretkurbel-Velociped, wie es im Zuge der Weltausstellung 1867 populär wurde, das Hochrad der 1870er und 80er Jahre, und schließlich das Sicher-

heitsniederrad, bei dem der Schwerpunkt tiefer und weiter hinten lag. Zwei gleich große Räder und die Übersetzung der Kurbeldrehung mit einer Kette auf das Hinterrad garantierten eine sichere und schnelle Fahrt. Mit diesem Modell war die Fahrradform gefunden, die bis heute zum Einsatz kommt.

Interaktive Stationen

An interaktiven Stationen können die Besucherinnen und Besucher herausfinden wie Übersetzung und Lenkung funktionieren und wie Kerzen- und Karbidlampen sowie die elektrische Beleuchtung an einem Fahrrad arbeiten. Diverse Fahrradmodelle stehen bereit, die die Besucher ausprobieren können – so darf man beispielsweise auf einem Hochrad Probe sitzen, mit dem Nachbau einer Drais'schen Laufmaschine eine Runde drehen oder Fahrräder mit Hartgummi- bzw. Luftbereifung testen. In einer Werkstatt inmitten der Ausstellung gibt es zudem konkrete Tipps, wie man beispielsweise einen Reifen flickt, die Bremse richtig einstellt oder die Kette korrekt ölt. Denn schließlich soll die Ausstellung die Besucher auch inspirieren, sich öfter selbst in den Sattel



Radlerinnen Picknick, Zeichnung von Emmanuel Bachrach-Barée für die Allgemeine Illustrierte Zeitung von 1897 (Deutsches Fahrradmuseum Bad Brückenau)

Badische Heimat 4/2016 Ausstellungen in Baden 627



Hochrad, um 1885 (Foto: TECHNOSEUM)

zu schwingen und dieses ebenso einfache wie geniale Verkehrsmittel zu nutzen.

Rahmenprogramm rund ums Rad

Begleitend zur Ausstellung gibt es ein reichhaltiges Rahmenprogramm unter anderem mit einer Podiumsdiskussion zur Fahrradfreundlichkeit in Mannheim, mit Vorträgen etwa zur Bedeutung des Fahrrades für die Frauenbewegung oder mit dem Bericht eines Globetrotters, der über 150 Länder mit dem Rad bereist hat. Es werden Führungen auf Deutsch, Englisch und Französisch sowie für Hör- und Sehgeschädigte angeboten. Darüber hinaus gibt es einen Erfinderwettbewerb zur Mobilität der Zukunft; Start des Wettbewerbs ist der 23.11.2016 im Rahmen der Podiumsdiskussion »Mobilität der Zukunft – Wie fahrradfreundlich ist Mannheim?«. Und in den Weihnachtsferien können junge und erwachsene Tüftler aus Fahrradkomponenten individuelle Lampen konstruieren.

Außerhalb des Technoseum widmet das Cinema Quadrat in Mannheim dem Fahrrad eine Filmreihe, bei der ein Klassiker wie »Tatis Schützenfest« ebenso gezeigt wird wie der Animationsfilm »Das große Rennen von Belleville«. Und schließlich erscheint im Theiss-Verlag ein 322-seitiger Katalog. Nach Verlagsauskunft zeigt der reich bebilderte Katalog Objekte und Dokumente der Ausstellung und bietet zusätzlich 13 spannende Essays.

Öffentliche Führungen finden Freitags, 14:00 Uhr, sonn- und feiertags, 14:00 und 15:30 Uhr statt. Überblicksführungen in deutscher, englischer und französischer Sprache sowie Führungen für Sehgeschädigte und Hörgeschädigte werden ebenfalls angeboten.

Alle Informationen zu Ausstellung, Begleitveranstaltungen und einem Ratespiel rund um die Ausstellung können unter www.technoseum.de abgerufen werden.

628 Ausstellungen in Baden Badische Heimat 4/2016

Wanderausstellung Badisches Volksleben in der VHS Schwetzingen

Volker Kronemayer

Die Wanderausstellung »Badisches Volksleben. Ländliche Lebensweisen im 19. Jahrhundert« wurde vom 17. Oktober bis 12. November in den Räumen der Volkshochschule Schwetzingen präsentiert. Zur Eröffnung durch die Leiterin Frau Gundula Sprenger fanden sich viele Gäste ein, darunter der Erste Bürgermeister Matthias Steffan und der Landtagsabgeordnete Manfred Kern.

In seinem Grußwort dankte Volker Kronemayer der Volkshochschule für die zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten sowie der Stadt, die stets die Anliegen des Vereins Badische Heimat unterstützt habe. Die mit großem Engagement und viel Liebe zum Detail konzipierte Ausstellung spiegelt interessante In-



Hochzeitserinnerung: Adam Limbeck und Elisabetha Schumm heirateten 1901 in Bühl

formationen wider, wie die Rückmeldungen ergaben. In ihrem exemplarischen Charakter wurde sie Vorbild für ähnliche Erhebungen in Württemberg und Bayern. Allerdings verteilten sich die Rückmeldungen nicht gleichmäßig über das Land. Dass die Umfrage innerhalb des Großherzogtums Baden eher in begrenzten Regionen Widerhall fand, »mag einer gefühlten Badischen Identität entsprechen. Man kann sich gut vorstellen, dass eine ähnliche Umfrage heute eine vergleichbare Resonanz fände«.

Dr. Bernhard Oeschger, der Kurator der Wanderausstellung, war eigens aus Basel angereist, um in die Präsentation einzuführen. Er legte dar, dass die über 600 mehr oder weniger umfangreich ausgefüllten Fragebögen doch sehr unterschiedliche Themen aufgriffen. Die heute noch erhaltene Sammlung, die auch im wörtlichen Sinn eine sehr bewegte Geschichte hinter sich hat, umfasst mehr als 18 000 handschriftlich ausgefüllte Folioblätter. In aller Regel hatten die ortsansässigen Lehrer, die mit der Heimatkunde und -pflege damals auch dienstlich betraut waren, die Auskünfte erteilt. Den drei Freiburger Gelehrten Friedrich Pfaff, Eduard Hugo Meyer und Friedrich Kluge, standen Auskünfte zu Flurund Familiennamen, der Art des Hausbaus und der Dorfanlage, die jeweilige Volkstracht oder Ernährungsgewohnheiten zur Verfügung. Auch erfuhren sie, welche Volkslieder gesungen, welche Kinderreime, Märchen und Sagen erzählt und welche Sitten und Bräuche gepflegt wurden.

Aufgrund der großen Vielfalt der Fragen greift die Wanderausstellung drei Themen auf. Diese sind Ernährung, Kleidung und Trachten, sowie der Hausbau mit seinen unterschiedlichen Typen. Durch Text- und Schautafeln, sowie übersichtliche, farblich gestaltete Landkartenauszüge ist die Ausstellung thematisch sehr klar und allgemeinverständlich aufgebaut.

Neben großflächigen Karten und gerahmten Gemälden fanden auch Leihgaben Eingang in die Präsentation. So begrüßt ein schmucker Hochzeitsfrack aus den 1920er Jahren die Besucher. Und seltene Vit-

Badische Heimat 4/2016 Ausstellungen in Baden 629



Brautkrone der Sofie Limbeck von aus dem Jahr 1930

rinenexponate des Heimatvereins aus Brühl, darunter über 120 Jahre alte Braut- und Hochzeitskronen sowie ein eingerahmter Myrtenkranz stellen den Bezug zu einer Brautkrone aus dem Schwarzwald her. Eine Milchzentrifuge der Firma Heinrich Lanz aus dem frühen 20. Jahrhundert veranschaulicht als Kleindenkmal den Weg zur Industriealisierung der Landwirtschaft.

Hinter dem Anliegen, die heutigen Betrachter darüber ins Bild zu setzen, welchen Umbruch die beginnende Industriealisierung Ende des 19. Jahrhunderts für die Bevölkerung in allen Bereichen des täglichen Leben mit sich brachte, steht auch der Wunsch, die Quellen zu bewahren. Die »Lehrer und anderer arme Schlucker«, die laut Aussage eines Zeitgenossen damals die Fragen beantworteten, benutzen schlechtes Papier, das nun dem Verfall ausgesetzt ist. Kurator Dr. Oeschger wünscht sich daher, dass die Ausstellung dieser bedeutsamen badischen Quellensammlung etwas mehr Aufmerksamkeit sichert. Wünschenswert wäre jetzt eine komplette Mikroverfilmung des Materials. Er bezeichnete die Inhalte der Blätter als den »Schlüssel zu einem bedeutenden Schatzkästlein«.



Der Hochzeitsfrack von Schuster Gredel

Die Badische Heimat, Bezirk Schwetzingen, wünscht der mit sehr großem Engagement und viel Liebe zum Detail erstellten Ausstellung »Badisches Volksleben. Ländliche Lebensweisen im 19. Jahrhundert« weiterhin regen Zuspruch und eine erfolgreiche Reise durch den badischen Landesteil.

630 Ausstellungen in Baden Badische Heimat 4/2016



Gedenktage badischer Geschichte

80. Todestag: Zum Gedenken an August Babberger

Die Verschmelzung von Mensch und Natur – oder: Die Rückbesinnung auf das Ursprüngliche



August Babberger (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe)

August Babberger, der zu den wichtigsten Vertretern des Expressionismus in Baden gehört, wurde am 8. Dezember 1885 in der Maibergstraße 3 in Hausen im Wiesental geboren. Heute vor 80 Jahren verstarb der Maler im Altdorf im Kanton Uri.

Nicht nur in architekturund literaturhistorischer Hinsicht, auch in Fragen der kunstgeschichtlichen Entwicklung waren die

Schweiz und der deutsche Südwesten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert eng miteinander verknüpft.

Die Verschmelzung von Mensch und Natur und die Faszination für die Bergwelt: Diese Motive ziehen sich durch das gesamte Werk des Malers August Babberger. »Was in der Natur vorgeht, was in mir selbst ist, soll sichtbar werden«, hat es der Künstler selbst ausgedrückt. »Die Tage der Höhe sind vorbei. Habe ich alle Sinne geöffnet, damit der Himmel hineinsinke? Das Grün der Nähe und das Blaue der Ferne! Und die Freude der Blumen? Dank den Menschen, der Natur, dem ordnenden Gott«, diese ausdrucksvollen Worte schrieb August Babberger als einer seiner letzten Sätze nieder.

August Babberger begegnete 1908 dem einflussreichen Maler des Oberlandes, Hans Thoma (1839–1924), der zu dieser Zeit an der großherzoglichen Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe lehrte. August Babberger schreibt in seiner Selbstbiographie aus dem Jahre 1920: »Mich interessiert als Maler der Mensch, die Landschaft und die Mittel, diese in Wandmalerei in eine Dreieinigkeit zu bringen. Hochgebirgslandschaft, kühn, abstrakt, übereinan-

der gebaut, klar, hart, große Gegensätze in intimem Reiz der Blumen zu der Architektur, der Landschaft, den geometrischen-abstrakten Formen. Steigerungen, Bezirke scharf abgrenzen. Durch das Fehlen der Bäume ist Sonne und Erde deutlicher. Hauptelement der Rhythmus. Anders kommt man nicht an das Wesentliche der Berge. Ihre Gliederung ergeben Windströmungen, die die Wolken eng mit diesen verbinden zu Einheiten, wie sie in der Ebene nicht sichtbar werden können, in einer freien Entfaltung der Luftströmungen. Meine Arbeiten sind nur aus dem Gebirge heraus zu verstehen und erklärlich«.

Im Jahre 1920 wurde August Babberger an die unter dem Namen Landeskunstschule neugegründete Akademie in Karlsruhe als Professor berufen, der er von 1923 bis 1930 als Direktor vorstand. Als Lehrer und Direktor der Kunstakademie in Karlsruhe gehörte er zu den führenden Künstlerpersönlichkeiten der Klassischen Moderne. Die Heirat mit der Urnerin Anna Tobler bahnte auch die neue Verbindung mit der Landschaft der Urschweiz an, die ihn immer mehr in seinen Bann zog.

Der Künstler, der so sehr aus der Natur schöpfte, hatte bis Anfang 1933 ein Lehramt an der Landeskunstschule in Karlsruhe inne. Ein Staat, der seinem Volk die Freiheit nimmt, missachtet auch die Freiheit der Kunst und ächtet abweichende Meinungen. Die politische und geistige Unruhe hatte auch die Karlsruher Akademie erfasst, doch die Ächtung von be-



Blick über die Höll, um 1925, Tempera auf Karton, 46 x 52 cm (Bernau, Hans Thoma-Kunstmuseum)



Ziehharmonikaspieler, 1909, Kaltnadelradierung, (WR 16), 21,7 x 16,8 cm (Lörrach, Museum am Burghof, Inv. Nr. BK Bab 31)

kannten Künstlern war nicht erwartet worden; die Parallele dazu bildeten die Bücherverbrennungen jener »neuen« Zeit. In erschreckender Weise traf dies August Babberger. Der Expressionist wurde als entarteter Künstler eingestuft und bald nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten mit Erlass vom 15. Juli 1933 aus dem Lehramt entlassen. Tragisch hierbei ist besonders die Tatsache, dass ein Landsmann aus dem Wiesental, Professor Hans Adolf Bühler (1877–1951), Direktor an der Kunstakademie in Karlsruhe, einer der Betreiber für seine Entlassung war. Die späte Lebensphase wird von der Verfemung Babbergers als »entarteter« Künstler und der damit verbundenen Entlassung aus dem Karlsruher Lehramt im Juli 1933 überschattet.

Die Jahre von 1930 bis 1933 müssen für August Babberger nicht leicht gewesen sein. Das Werk mit unter anderem 3000 Blatt Grafik blieb 1933 in Karlsruhe zurück und sollte beschlagnahmt werden. Der damalige Leiter der Münchner Pinakothek, Kurt Martin, behauptete daraufhin, dass das ganze Werk nichts wert sei, und rettete damit die Bilder und das graphische Werk Babbergers, das in die Schweiz transferiert wurde. Nach der Wegnahme des Lehr-

amtes war August Babberger tief getroffen mit seiner Frau 1933 in die geliebte Bergwelt der Urner Alpen zurückgekehrt. Er konnte nicht ahnen, dass ihm nur noch wenig Zeit in seinem Leben und für sein Schaffen geschenkt würde.

In seinem Nachruf auf den Maler schrieb Armin Meili 1937: »In August Babberger haben wir einen Künstler von im Grunde schweizerischer Prägung verloren.« Noch heute kündet auf dem Altdorfer Friedhof eine Gedenktafel vom bedeutenden künstlerischen Vermächtnis des deutsch-schweizerischen Expressionisten: »Sein Werk ist eine Hymne auf den Kanton Uri«.

Der 80. Todestag sollte Anlass sein, sich erneut an das vielseitige Werk August Babbergers zu erinnern.

Elmar Vogt

Zum Gedenken an den Designer Hans Theodor Baumann (1924–2016)

Nur wenige wohl haben seine Kreationen zu Hause, ohne zu wissen, wer ihr Schöpfer war: Der weltweit berühmte und angesehene Designer und Schopfheimer Ehrenbürger Hans Theo Baumann ist am 6. August 2016 im Alter von 91 Jahren gestorben. Er gehörte zu den bedeutenden Persönlichkeiten des deutschen Designs der Nachkriegszeit.

Erst im Juli 2016 hat der international renommierte Designer in einer großzügigen Geste eine Sammlung von 125 Objekten der Stadt Schopfheim als Schenkung übergeben – als Dank für seine Ernennung zum Ehrenbürger und als Zeichen der Verbundenheit mit der Stadt, in der er fast 70 Jahre lang gelebt hat.

Bis zuletzt war der »Designer-Papst«, wie man ihn tituliert hat, voller Pläne und Ideen. Der Mann, der als einer der bedeutendsten Designer der Nachkriegszeit die Designgeschichte wesentlich geprägt hat, hinterlässt ein Lebenswerk, das an Fülle, Vielfalt, Experimentierfreude und Qualität einzigartig ist. Ob Glas, Porzellan, Keramik, Holz, Textilien, Möbel, Gebrauchsgeschirr, Teppiche, Bilder, Skulpturen – es gibt kein Material, aus dem dieser Meister der klaren Form nicht das Optimale herausgeholt hätte.

Baumann stammte aus einer Glasmaler-Familie. Geboren am 27. Oktober 1924 in Basel als Sohn eines Glasmalers und aufgewachsen in Weil am Rhein, studierte er nach Kriegsende an der Basler Kunstgewerbeschule Architektur, Stadtplanung, Innenarchitektur, Zeichnung, Graphik und Malerei. Nebenher



Der bekannte Designer und Schopfheimer Ehrenbürger Hans Theo Baumann, der am 6. August 2016 im Alter von 91 Jahren verstorben ist, hat Design-Geschichte geschrieben (Foto: Roswitha Frey)

lernte er in der Glaswerkstatt von Otto Staiger die Glastechniken von der Pike auf.

Der Werkstoff Glas faszinierte ihn ein Leben lang. Als Theo Baumann 1947 nach Schopfheim zog, wo seine Ehefrau Luise herstammte, begann er mit ersten Aufträgen als Glasmaler und war mit Arbeiten für Glasfenster in Kirchen betraut. Schon in den 1950er Jahren experimentierte er in der Glashütte Waldsassen mit Glas. Ein bahnbrechender Glas-Entwurf verschaffte Baumann 1953 dann den internationalen Durchbruch. Seine neuartige Glasgestaltung für die von Egon Eiermann gebaute Matthäuskirche in Pforzheim wurde zum Meilenstein in seiner Karriere. Mit leuchtenden Wänden aus Wabenfenstern und farbigen Glas- und Betonsteinen ließ Baumann den sakralen Raum wie von innen heraus magisch erstrahlen - ein viel bewundertes Meisterwerk an Licht Farbe und Form

Mitte der 1950er Jahre kam es zur ersten Zusammenarbeit mit der Firma Rosenthal, die bis in die 70er Jahre andauern sollte. Gerne erzählte Baumann die Anekdote, wie er mit einer gedrechselten Holzschale zu Philipp Rosenthal ging. Der war begeistert von der Form und wollte von dem aufstrebenden jungen Designer ein Kaffeeservice entworfen haben: der Beginn einer internationalen Laufbahn, in der Baumann für bedeutende Unternehmen und Porzellanfabriken wie Rosenthal, Hutschenreuther, Arzberg und Schönwald gearbeitet hat. Zeitlose Eleganz,

formvollendete Ästhetik, klare Einfachheit und Reduktionen der Formen, Funktionalität gepaart mit Schönheit zeichnen Baumanns Entwürfe für Gebrauchsgeschirr, Kannen, Tassen, Teller, Tafelservice und Alltagsdinge aus. Viele davon sind Design-Klassiker geworden. »Einfach, klar, funktional« sollten seine Sachen sein: »Ich wollte immer Porzellan machen, das für jeden erreichbar ist«.

Seine Form »Berlin« wurde zum Millionen-Bestseller, sein stapelbares Bordgeschirr für die Lufthansa ist ebenso legendär wie die Form »Brasilia«, für die er eine Goldmedaille beim Internationalen Preis von Spanien bekam, oder das Rastergeschirr, das ihm den Deutschen Bundespreis »Gute Form« einbrachte. Baumann-Geschirr ist heute in zahllosen Haushalten, Restaurants und Hotels gegenwärtig.

Der Design-Pionier und unermüdliche Formenerfinder, der 1955 sein eigenes Studio eröffnete, gehörte 1959 zu den Begründern des Verbandes Deutscher Industriedesigner. Seine schier unglaubliche Produktivität umfasste neben dem wegweisenden Porzellan- und Glasschaffen auch Stuhldesign, Entwürfe für Textilien, Tisch- und Bettwäsche und Modedesign sowie kühne Kunstkeramik in Zusammenarbeit mit der Majolika in Karlsruhe. Die internationale Tätigkeit führte den Designer nach Indien, wo er an der Designhochschule in Ahmedabad lehrte, und nach Fernost zu Arbeitsaufenthalten in der japanischen Porzellanmanufaktur Fukagawa, die auch für das Kaiserhaus arbeitet.

Theo Baumann, der auch eine Professur an der Hochschule der Künste in Berlin hatte, sah sich als »Grenzgänger zwischen Kunst und Design«. So gestaltete er freie Kunstwerke, Skulpturen, Objekte, Bilder, die oft von kubistischen, geometrischen Formen und leuchtenden Farben geprägt sind. Trotz seiner internationalen Aktivitäten blieb der Designer von Weltruf Schopfheim immer treu, baute hier sein Haus und Atelier mit traumhaftem Ausblick, gründete 1987 den Kunstverein Schopfheim und holte als dessen Vorsitzender bedeutende Ausstellungen in die Stadt. Im Juni 2014 ernannte ihn die Stadt zum Ehrenbürger – die höchste Auszeichnung, die sie zu vergeben hat.

Seinem Wunsch entsprechend wurde Hans Theo Baumann im engsten Familien- und Freundeskreis beigesetzt. Sein Vermächtnis wird dauerhaft bleiben: Kunst und Design von unvergänglicher Qualität.

Roswitha Frey

Geschichtsvereine in Baden

Breisgau-Geschichtsverein »Schau-ins-Land«

Wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der Geschichte des Breisgaus und angrenzender Landschaften am Oberrhein

Die Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins »Schau-ins-Land« mit ca. 200 Seiten wird herausgegeben mit freundlicher Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg, vom Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, dem Freiburger Kulturamt und dem Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins »Schau-ins-Land«.

Schriftleitung: Dr. Hans-Peter Widmann Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg

E-Mail: info@breisgau-geschichtsverein.de Webseite des Vereins:

http//www.breisgau-geschichtsverein.de/ Vorstand

- 1. Vorsitzende: Dr. Christiane Pfanz-Sponagel
- 2. Vorsitzende: Renate Liessem-Breinlinger

Schriftführerin: Anita Hafner

Dem Vorstand seht ein zwölfköpfiger Ausschuss zur Seite.

Der Breisgau-Geschichtsverein entstand 1946 durch die Vereinigung der 1826 gegründeten Gesellschaft für die Beförderung der Geschichts- Altertums- und Volkskunde von Freiburg und den angrenzenden Landen mit dem 1873 gegründeten Breisgauverein Schauinsland. 1977 wurde der bisherige Untertitel der Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins vorgesetzt, während der Titel »Schau-ins-Land« an die zweite Stelle trat.

Der Breisgau-Geschichtsverein Schau-ins-Land fördert die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der Geschichte des Breisgaus. Er veranstaltet Vorträge, Exkursionen und gibt Veröffentlichungen heraus. Das Jahrbuch ist ein »Forum für die Vorstellung von neuen Erkenntnissen oder von Zwischenergebnissen und Werkstattberichten kleinerer, aber stadt- und regionalgeschichtlich bedeutsamer Recherchen« (Widmann).

Der Verein hat 787 Mitglieder (Vereinschronik 2015), Vereinslokal ist die Schauinsland Stube des

634

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins "Schau-ins-Land"



134. Jahrbuch 2015

Breisgau-Geschichtsvereins im Historischen Kaufhaus von Freiburg.

Zum Verein gehören Sektionen in Bad Krozingen und Ebringen, die Sektion Hachbergerland (Emmendingen), die Sektion Staufen und Waldkirch mit eigenen, lokal betonten Programmen.

Der Verein bringt ein Jahresbuch heraus mit Beiträgen, Buchbesprechungen und einer Vereinschronik (aktuell Band 134). Im Jahr werden ca. 12 Vorträge, Führungen und Exkursionen angeboten. 2015 wurde eine Vortragsreihe »Auf Jahr und Tag – Freiburgs Geschichte in der Neuzeit« angeboten.

Ein Verzeichnis der Aufsätze und Register der Bände 1 – 125 Register bearbeitet durch Hans-Peter Widman (2007) liegt vor.

Der Mitgliedsbeitrag beträgt im Hauptverein $30,00~\epsilon$, in den Sektionen $25,00~\epsilon$.

Literatur

Hans-Peter Widmann: Der Breisgau-Geschichtsverein »Schau-ins-Land« e. V. stellt sich vor.

Berent Schwineköper: Die Zeitschriften der beiden Freiburger historischen Vereine. Bd. 100, 1981.

Geschichtsvereine in Baden Badische Heimat 4/2016



Aus dem Landesverein

Heimatmedaille für Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Kunststaatssekretärin Petra Olschowski zeichnete am 9. September 2016 zehn Persönlichkeiten mit der Heimatmedaille Baden-Württemberg aus. Diese wurden für ihr Engagement in der – auch grenz-überschreitenden – Orts- und Regionalgeschichtsforschung und der Landeskultur sowie für ihren Einsatz in der Fasnetstradition, in Volksmusik und Volkstanz sowie der Chorarbeit geehrt. Die Übergabe der Medaillen bildet traditionell den Auftakt der Landesfesttage im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg, die dieses Jahr von der Stadt Bad Mergentheim ausgerichtet werden.

Unter den zehn Trägerinnen und Träger der Heimatmedaille war auch Dr. Sven von Ungern-Sternberg, der Erste Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat, der zugleich auch Vorsitzender des Münsterbauvereins in Freiburg ist. Beide an sich getrennte Funktionen führen in dem Bemühen um die Erhaltung der kulturellen Leistungen und Bewahrung der Identität der Regionen zusammen.

Diesen wichtigen Beitrag für die kulturelle Identität und den Zusammenhalt in der Gesellschaft sehen sowohl die Staatssekretärin – »Das [...] Wir-Gefühl der Menschen im Land bildet eine gute Basis dafür,



Dr. Sven von Ungern Sternberg wurde mit der Heimatmedaille Baden-Württemberg 2016 ausgezeichnet



Dr. Sven von Ungern Sternberg

den Herausforderungen unserer Zeit zu begegnen. Hierzu gehören auch die Integration von Menschen anderer Herkunft und von neuen Einflüssen in einer globalisierten Welt.« – wie auch Dr. Sven von Ungern Sternberg, wenn er sagt, dass Heimatgefühl gerade für die Menschen, die ihre eigen Heimat aufgeben mussten und zu uns kommen, das Gefühl der Geborgenheit geben.

Die zahlreichen Aktivitäten von Dr. Sven von Ungern-Sternberg lassen ihn als einen Menschen erkennen, der weit über das starke berufliche und auch familiäre Engagement sich für die Belange der Region einsetzt. Früher als Freiburger Regierungspräsident von 1998 bis 2007 und zuvor als Erster Bürgermeister der Stadt. Heute als ehrenamtlicher Vorsitzender einer Reihe von kulturell engagierten Vereinen. Die Pressestelle des Ministeriums stellt diese so zusammen: Der 1942 geborene Diplomvolkswirt ist seit 1986 Mitglied im Freiburger Münsterbauverein, seit 1998 im Präsidium und ab dem Jahre 2003 dessen Leiter. Durch seinen außergewöhnlichen Einsatz zum Erhalt des Freiburger Münsters wurde er im Jahre 2008 von Papst Benedikt XVI. zum »Komtur des Gregoriusordens« ernannt. Ein wichtiges Anliegen ist es ihm, die nachbarschaftliche Verbundenheit und die grenzüberschreitende Zusammenarbeit am Oberrhein weiter zu vertiefen. Als Vorsitzender des Vereins Badische Heimat und des Euro-Instituts in Kehl hat er in diesem Sinne gewirkt wie auch seit 2013 als Ehrensenator der Hochschule Kehl. Sein weiteres breites ehrenamtliches Engagement erstreckt sich darüber hinaus auf die Belange des Volksbundes

Badische Heimat 4/2016 Aus dem Landesverein 635



Die Preisträger der Heimatmedaille 2016 (alle Fotos: Johannes Grebe)

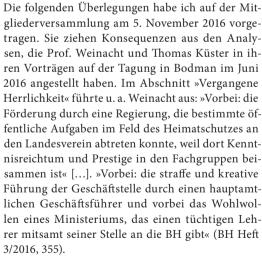
Deutsche Kriegsgräberfürsorge, des Kuratoriums des Freiburger Schlossberges, des Augustinermuseums sowie des Herzzentrums Bad Krozingen. Daneben engagiert er sich in der internationalen Vereinigung *Making Cities Liveable*, die sich mit Fragen der Stadtentwicklung auseinandersetzt.

Der Landesverein Badische Heimat gratuliert ihrem Ersten Vorsitzenden von Herzen zu dieser Würdigung seiner erfolgreichen Arbeit und wünscht ihm noch weiterhin ein gutes Gelingen für alle seine Engagements.

Die weiteren Trägerinnen und Träger der Heimatmedaille 2016 sind: Manfred Biedert, Fahrenbach; Hans-Georg Boehm, Bad Mergentheim; Dr. Günther Ebersold; Buchen; Klaus Fink, Sulz am Neckar; Francis Guillaume, Althengstett; Lore Herter, Hayingen; Irmgard Naumann, Bad Urach; Inge Rosenkranz, Müllheim; Christel Werner, Tübingen.

Auch ihnen allen von Seiten des Landesvereins Badische Heimat unseren herzlichen Glückwunsch. Volker Kronemayer

Mitgliederversammlung 2016



Die Folge der »Vergangenen Herrlichkeit« für die gegenwärtige Verfasstheit des Vereins hat dann Thomas Küster in seinem Vortrag auf eine kurze Formel gebracht. Der Verein Badische Heimat ist eine »frei organisierte Heimatpflege«. Aus dieser Verfasstheit des Vereins versuche ich, die notwendigen Konsequenzen für die zukünftige Arbeit des Vereins zu zie-

636 Aus dem Landesverein Badische Heimat 4/2016

hen. Aus der besonderen Verfasstheit des Vereins ist die Notwendigkeit der Kooperation abzuleiten.

I. Zur Verfasstheit des Vereins: »Freie vereinsmäßig organisierte Heimatpflege« (Thomas Küster)

Da es im Zusammenhang mit Überlegungen zur Zukunft des Vereins Irritationen gab, ist es notwendig, auf einige grundlegende Ausgangsbedingungen des Vereins und seiner Zeitschrift hinzuweisen. Wer eine »Neukonzeption« der Badischen Heimat anstrebt muss, so meine ich, von der seit über 60 Jahren gewachsenen, besonderen Verfasstheit des Vereins ausgehen.

- 1. Die Badische Heimat ist ein »Mitgliederverein mit einer Mitgliederzeitschrift«. Der Verein ist nach der Definition Thomas Küsters »eine vereinsmäßig organisierte ›freie‹ Heimatpflege« im Gegensatz zu einer »staatsnahen landesintegrativer Variante« (Bayern) oder einem an Regionen ausgerichteten Typus (Niedersachsen) oder einem durch einen Kommunalverband getragenen Heimatbund (Thomas Küster. Krise oder Renaissance?, BH 3/2016, S. 391).
- 2. Als Mitgliederzeitschrift ist sie im Allgemeinen nicht auf dem Markt der Publikationen präsent. Sollte eine Marktfähigkeit angestrebt werden, müsste sie völlig anders, publikums-orientiert konzipiert sein (wie z. B. die Zeitschrift REGIO Magazin)
- Für den staatlichen Zuschuss zur Vereinsarbeit sind wir dem Regierungspräsidium Freiburg dankbar, aber dieser bringt keine staatsnahe landesintegrative Bindung mit sich.
- 4. Der Verein Badische Heimat bearbeitet als »freie Heimatpflege« selbst gestellte Aufgaben, in publizistischer Form (Zeitschrift und Schriftenreihe). Zivilgesellschaftliche Aktivitäten, die über das Publizistische hinausgehen, werden in der Regel von der Zentrale nicht angestrebt.
- 5. 1952 und 1970 wurde es versäumt, den Verein an den neuen Staat, an eine Region oder an einen Kommunalverband anzuschließen. Der Grund dafür ist in der Tatsache zu suchen, dass der Heimatverein in Stuttgart lange Zeit in Verdacht stand, ein »Altbadener Verein« zu sein. Eine wünschenswerte Anbindung an staatliche oder regionale Institutionen ist wohl zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mehr möglich.
- 6. Eine Anbindung der »Regionen am Rhein« (Oberrhein) an eine die Grenzen sprengende politische Einheit ist möglicherweise in der Trina-

- tionalen Oberrheinischen Metropolregion gegeben.
- 7. Der Verein setzt sich »frei« für ein Anliegen ein, das zu Zeiten des badischen Staates von allgemeinem »landesintegrativem« Interesse war, nach Gründung des Baden-Württembergischen Staates aber als »badisches Sondergut« gilt, dessen Pflege weitgehend »privatisiert« ist.
- 8. Gerade deshalb ist es nicht ratsam, die sogenannte »Badenoption« aufzugeben. Die »Exstirpation«1 des Badischen im Verein hätte die Auflösung des Vereins zur Folge.
- 9. Im Zusammenhang mit dem Sechs-Punkte-Programm zur Anpassung des Vereins halte ich es für die vornehmlichste Aufgabe der Badischen Heimat die »Privatheit« durch Präsenz in der Öffentlichkeit zu überwinden. Öffentlichkeit aber kann nur durch kommunal- oder regionalpolitisches Engagement in den regionalen Lebensräumen Badens erreicht werden.
- 10. Im Übrigen ist nicht anzunehmen, dass der Schwäbische Heimatbund seine Bindung an Württemberg aufgibt.
- 11. Nach der derzeitigen personellen und finanziellen Lage kann der Verein auf Dauer seinen Aufgaben nur dann nachkommen, wenn er mit badennahen Institutionen kooperiert. (Mit Geschichtsvereinen, Archiven, Kulturämtern, Kommunalverbänden, Institutionen, Firmen etc.). Die Notwendigkeit der Kooperation wird als 4. Punkt der zukünftigen Anpassungsleistung des Vereins ausführlich behandelt.
 - Was an staatsnaher landesintegrativer Heimatpflege fehlt, muss der Verein mit privat organisierter Kooperation auszugleichen versuchen. Es ist noch nicht zu übersehen, ob sich durch Kooperationen politische Relevanz erzeugen lässt. Es ist aber zu hoffen, dass sich in den verschiedenen Kooperationspartnern auch die verschiedenen Facetten badischer Regionen widerspiegeln.
- 12. Eine Kooperation kann nur funktionieren, wenn beide Teile sich Vorteile versprechen können. Deshalb müssen zunächst die Bedürfnisse möglicher Kooperationspartner eruiert werden.

II. Die Zeitschrift »Badische Heimat« und themennahe Zeitschriften

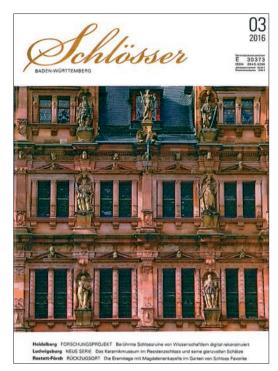
Im Zusammenhang mit der Mitgliederwerbung in der Zukunft wurden Überlegungen angestellt, die gegenwärtige Mitgliederzeitschrift mit regionaler und thematischer Bindung in eine an Kultur oder kulturellem Erbe ausgerichteten Zeitschrift zu verwandeln.

Badische Heimat 4/2016 Aus dem Landesverein 637

HEIMATSCHUTZ
PATRIMOINE

Freiräume und Gärten unter Druck
Espaces ouverts et jardins sous pression

Heimatschutz – Patrimoine. Herausgeber Schweizer Heimatschutz, erscheint vierteljährlich, im 111. Jahrgang, ca. 48 Seiten, 16,00 SF



Schlösser Baden-Württemberg. Herausgeber Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, erscheint vierteljährlich, 6,80 €

Aus diesem Grund fand ich es notwendig, die Mitgliederversammlung über die Zeitschriften zu informieren, die mit Themen zu Geschichte und Heimat auf dem Markt angeboten werden. Die Zeitschriften werden eingeteilt nach wissenschaftlichen Publikationen, Publikation in der Herausgeberschaft des Staatsanzeigers und anderen Herausgebern.

Zwei wissenschaftliche Publikationen. »Zeitschrift für die Geschichte am Oberrhein« (Bd. 163/2016 – der neue Folge 124) und »Oberrheinische Studien«. Drei Zeitschriften, die von staatlicher Seite herausgegeben werden: »Denkmalpflege in Baden Württemberg« (im 45. Jahrgang), »Momente« (seit 1964 »Beiträge zur Landesgeschichte«) und »Schlösser in Baden-Württemberg« werden jeweils vom Staatsanzeiger für Baden-Württemberg herausgegeben. Eine Sonderstellung nimmt »hierzuland – Das Region-Magazin von Rhein, Neckar & Main« ein (30. Jahrgang, 2016 Nr. 48). Das Magazin wird herausgegeben vom Arbeitskreis Heimatpflege, Regierungsbezirk Karlsruhe e. V.

Das »Geroldsecker Land« (Heft 58/2016) wird von der Stadt Lahr herausgegeben Das Jahrbuch des

Breisgaugeschichtsverein »Schau-ins-land« wird von drei Institutionen getragen, vom Regierungspräsidium Freiburg, der Region Hochschwarzwald und dem Kulturamt Freiburg. Auf eine an den Regionen orientierte Zahl von Zeitschriften der Geschichtsvereine ist hinzuweisen.

Schließlich gibt es noch eine von der Badischen Zeitschriften GmbH herausgegebene Zeitschrift REGIO Magazin im 33. Jahrgang.

- Eine die Regionen übergreifende Zeitschrift wie »Heimatschutz/Patrimoine«, vom Schweizer Heimatschutz herausgegeben und getragen von den Kantonen – mit 25 Sekretariaten und Sektionspräsidenten. 107. Jahrgang/2012, Auflage 18 000 Exemplare – existiert in Baden-Württemberg nicht
- 3. Als Beispiel für die Zeitschrift eines Kulturraums kann gelten: »Kunstraum METROPOL. Der Kunstraum der Metropolregion Rhein-Neckar« (Herausgeber: art-media-edition Verlag, Insel 3, 79098 Freiburg. Vier Ausgaben, Auflage 7000).
- 4. Die Vereinszeitschrift Badische Heimat thematisiert als einzige Publikation in Baden-Württemberg die Geschichte des ehemaligen Staates Ba-

638 Aus dem Landesverein Badische Heimat 4/2016

- den und die Kultur der badischen Regionen Die hohe Publikationsdichte der Zeitschriften zu Geschichte und Heimat lässt keinen Spielraum für eine neue Zeitschriftenkonzeption.²
- 5. Der Schwäbische Heimatbund thematisiert in der Zeitschrift Schwäbische Heimat u. a. Regionalgeschichte und Württembergische Landeskultur. Unserer Ansicht nach kann die BH nach der politischen Lage nur mehr die Kultur der einzelnen badischen Regionen thematisieren, da es eine badische Landeskultur ohne politische Einheit nicht geben kann.

III. Die Publikation »Badische Heimat« im Jahre 2017

In den vergangenen Jahren wurden Themenhefte in der Tradition der BH als Städtehefte aufgelegt (z. B. Karlsruhe, Bruchsal). Soweit in den Städten Regionalgruppen vorhanden waren, dienten sie auch zu ihrer Unterstützung. Soweit die Hefte von den Kulturämtern der betroffenen Städte gestaltet wurden, ließen sich Einflüsse des Stadtmarketings nicht vermeiden.

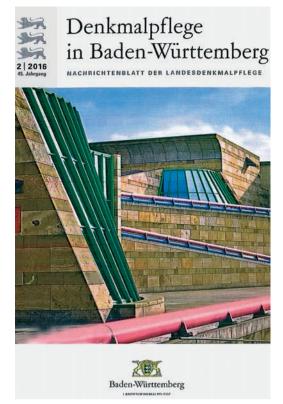
Für Heft 1/2017 ist ein Heft zum 1250. Jubiläum der Stadt Bretten bereis fest eingeplant. Ebenso ein Heft zur Stadt Wiesloch und ein Themenbeitrag »Natur – Kultur – Wildnis« von Sybille und Uwe Heidenreich. Zu den Heimattagen in Karlsruhe plant der Landesverein eine Vortagsserie zur Immigration.

In Zukunft sind mindestens zwei Publikationen zu wissenschaftlichen Themen zu planen. Damit folgen wir der Praxis von Jahresbänden der Geschichtsvereine wie »Ortenau«, »Hegau«, »Breisgau Geschichtsverein« und »Geroldsecker Land« ³

20.10.2016 Heinrich Hauß

Anmerkungen

- 1 Vollständige operative Entfernung eines erkrankten Teils.
- 2 Ich glaube auch nicht, dass sich mögliche jüngere Mitglieder in erster Linie wegen Bezugs einer Zeitschrift für den Verein gewinnen lassen, sondern vielmehr wegen Angeboten zu örtlichen oder regionalen Engagements. Die Differenz zwischen einer Zeitschrift, die sich der badischen Heimat ver-



Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt der Denkmalpflege, erscheint vierteljährlich, 45. Jahrgang, ca. 148 Seiten, kostenlos

pflichtet sieht und dem örtlichen oder regionalen Engagement einer Heimat »vor Ort«, müsste durch entsprechende Sparten zu Aktivitäten der Regionalgruppen in der Zeitschrift ausgeglichen werden.

3 Beispiele zu Themen-Jahresbände der Geschichtsvereine: Ortenau. Zeitschrift des Mittelbadischen Geschichtsvereins: »Erster Weltkrieg«, 94. Jg., 2014; »Literatur und Sprache am Oberrhein«, 93 Jg., 2013; »Kriminalia« 92. Jg., 2012; »Unternehmergeschichten«, 91. Jg., 2011; »Kulturelle Vielfalt zwischen Schwarzwald und Rhein«, 90. Jg., 2010. Geroldsecker Land. Jahrbuch einer Landschaft: »Sport«, 58/2016: »Recht und Ordnung«, 57/2015, »Erster Weltkrieg«, 56/2014; »Bauten und Baumeister«, 55/2013; »Bauten und Baumeister«, 54/2012.

Badische Heimat 4/2016 Aus dem Landesverein 639

Eine Chance für die Badische Heimat

Sechs Punkte zur Anpassung des Landesvereins (»Bodman-Reform«)

Team Bodman: Heinrich Hauß – Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht – Prof. Dr. Gerd F. Hepp

Stand: 11.10. 2016

Grundlegende Voraussetzungen

Der Landesverein versteht sich als eine vereinsmäßig organisierte Einrichtung der »freien Heimatpflege«. Für die inhaltliche Ausrichtung seiner Arbeit ist § 2 der Vereinssatzung richtungsweisend. Hier heißt es:

»Der Verein will das überlieferte heimatliche Kulturgut erhalten, pflegen, wissenschaftlich erforschen und an seiner sinnvollen Neugestaltung mitwirken. Er widmet sich der ideellen Förderung des Umwelt-, Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes, betreibt Volks-, Heimat- und Landeskunde, regt genealogische Forschungen an und trägt zur Erhaltung der heimischen Mundarten bei«.

Das Team Bodman verfolgt mit dem Projekt »Anpassung des Landesvereins« das Ziel, die auf der Tagung in Bodman diskutierten Reformvorschläge zeitnah umzusetzen. Dadurch soll dem veränderten Heimatverständnis, dem veränderten Verständnis von Identität und dem veränderten Verständnis von Engagement Rechnung getragen werden. Für die Umsetzung des Reformvorhabens werden folgende Arbeitsbereiche vorgeschlagen:

- Öffentlichkeit / Kooperationen / Internetauftritt
- Regionalgruppen / Mitgliederwerbung

Eine Umsetzung der spezifischen Reformschritte ist jedoch ohne eine professionell arbeitende Zentrale mit einem oder mehreren Mitarbeitern nicht möglich. Da die dauerhafte Einrichtung einer festbesoldeten Stelle eines Geschäftsführers bzw. einer Geschäftsführerin aus finanziellen Gründen gegenwärtig nicht möglich ist, sind effiziente Überbrückungslösungen erforderlich. Zu prüfen ist, ob nicht die Möglichkeit besteht, aus dem Kreis der Mitglieder neue ehrenamtliche Mitarbeiter zu gewinnen (z. B. pensionierte Lehrer). Davon unabhängig wird eine verbindliche Aufteilung in bestimmte Arbeitsbereiche vorgeschlagen sowie eine adäquate Bereitstellung der hierzu benötigten Finanzmittel im Jahresetat des Landesvereins. Ausgehend von der aktu-

ellen Personalsituation wird vorgeschlagen, dass der Bereich »Reform der Öffentlichkeitsarbeit / Kooperationen / Neugestaltung des Internetauftritts« von Frau Dr. zu Stolberg übernommen wird (Vorschlag: 3 x 4 Stunden pro Woche). Der Arbeitsbereich »Reform der Regionalgruppen / Mitgliederwerbung« könnte von Herrn Dr. Oeschger, der in diesem Bereich langjährige Erfahrung hat, übernommen werden (ein voller Arbeitstag pro Woche).

Das Bodman Team wird gemeinsam mit dem Landesvorsitzenden in regelmäßigen Abständen die Fortschritte bei der Umsetzung der Reform überprüfen. Dem Vorstand wird entsprechend über die Ergebnisse berichtet. Die Zeitschrift berichtet in geeigneter Form unter der Rubrik »Aus dem Landesverein« ebenfalls über entsprechende Aktivitäten.

Das Programm zur Umsetzung der Reformen lässt sich in 6 verschiedene Punkte untergliedern:

1. Geschäftsstelle des Landesvereins

Die Gesamtkoordination sämtlicher Führungs- und Reformaktivitäten in der Geschäftsstelle obliegt dem Landesvorsitzenden. Die dort anfallenden laufenden organisatorischen Routineaufgaben werden wie bisher von Frau Köhler wahrgenommen. Folgende Aufgaben müssen in der Zentrale geplant, organisiert und koordiniert werden: Gewährleistung der satzungsgemäßen Arbeit der Organe des Landesvereins; Mitgliederpflege (z. B. Jubiläen, Ehrungen); Sponsorenwerbung einschließlich der Gewinnung von Inseraten; Gewährleistung der publizistischen Aufgaben:

Herausgabe der Zeitschrift BH sowie der Schriftenreihe des Landesvereins; Öffentlichkeitsarbeit sowie überregionale Kontaktpflege zur Presse (Einladungen zu Pressegesprächen ins Haus der BH, etwa zu Beiträgen des Landesvereins zum Tag der Heimat BW oder zu Neuerscheinungen in der Schriftenreihe); Zentrale Gestaltung und Pflege der Homepage und des Internetauftritts der BH; Bereitstellung aktueller Informationen für die Karlsruher Redaktion der Zeitschrift; kontinuierliche Beratung und Unterstützung der Arbeit der Regionalgruppen.

2. Mitgliederstruktur

Dem Rückgang der Zahl der Mitglieder sollte mit Nachdruck entgegengewirkt, neue Mitglieder gewonnen und das Durchschnittsalter deutlich verjüngt werden. Dafür sind im Rahmen des Vereinszwecks auf allen Ebenen der Vereinsarbeit Aktivitäten der Heimatpflege zu entwickeln, die gezielt

640 Aus dem Landesverein Badische Heimat 4/2016

Angehörige aus der mittleren und möglichst auch der jüngeren Generation ansprechen. Ziel muss es sein, trotz gewandelter Formen des bürgerschaftlichen Engagements, vor allem auf der regionalen und lokalen Ebene, neue engagierte Mitglieder zu gewinnen. Zur Mobilisierung insbesondere jüngerer Mitglieder sollte die Kooperation mit schulischen und außerschulischen Einrichtungen, mit Lehrerkollegien und Fachlehrern, gesucht werden. Hierzu können etwa konkrete örtliche Projekte, schulische Wettbewerbe, die Übernahme von Patenschaften oder auch die Auslobung eines Schülerpreises zur Heimatforschung einen Beitrag leisten. Auch die gezielte Nutzung digitaler Medien und sozialer Netzwerke sollte bedacht werden.

3. Regionalgruppen

Die historisch-politisch bedingte »BADEN-Option«, das Bekenntnis zur badischen Identität, ist für den Landesverein auch in Zukunft richtungsweisend. Vor dem Hintergrund historischer und politischer Entwicklungen muss sich die Pflege der badischen Identität in Zukunft jedoch schwerpunktmäßig auf die regionale und lokale Ebene verlagern. Der Schwerpunkt der Vereinsarbeit liegt künftig somit bei den Regionalgruppen. Heimatpflege wird entsprechend vor allem auf der lokalen Ebene, im Landkreis, in den Regionen sowie in den Eurodistrikten am Oberrhein stattfinden müssen. Die bestehenden Regionalgruppen sollen von der Zentrale Unterstützung und Beratung erhalten, aufgegebene Regionalgruppen nach Möglichkeit wiederbelebt werden. Eine von der Zentrale moderierte Tagung wäre ein erster Schritt, um zwischen den Regionalgruppen einen intensiven Erfahrungs- und Meinungsaustausch in Gang zu bringen. Ziel muss es sein, auf diesem Wege geeignete Maßnahmen und Strategien zu entwickeln und diese auch organisatorisch umzusetzen. Mittel- bzw. langfristig sollen möglichst auch in bislang vernachlässigten Gebieten (Hegau, Bodensee, Hochrhein, Bauland, Odenwald, Tauberland) Neugründungen versucht werden. Für die Arbeit der Regionalgruppen ist es wichtig, in der lokalen und regionalen Presse regelmäßig präsent zu sein, damit über entsprechende Aktivitäten berichtet wird. Vorträge, Exkursionen, Führungen, Preisverleihungen, Ehrungen und sonstige Aktivitäten bieten traditionelle Anlässe. Darüber hinaus sollten die Regionalgruppen im Sinne der Heimatpflege sich künftig verstärkt auch als Träger regional- und lokalpolitischer Interessen und Belange engagieren und fallweise Verantwortung übernehmen. Für die Konzipierung und Realisierung

entsprechender zivilgesellschaftlicher Projekte oder Vorhaben sollten Kooperationspartner vor Ort gewonnen und gezielt geeignete Gelegenheitsstrukturen entwickelt werden. In der Zeitschrift BH sollte über die Aktivitäten der Regionalgruppen regelmäßig berichtet werden.

4. Kooperationen

Kontakte und Kooperationen im Sinne der Heimatpflege sind auf der überregionalen, der regionalen und der lokalen Ebene kontinuierlich oder auch falloder projektbezogen zu pflegen. Dies gilt für Einrichtungen und Institutionen des öffentlichen und privaten Sektors gleichermaßen. Entsprechende Aktivitäten sind je nach Anlass, Gegenstand oder Zuständigkeit entweder auf der Ebene der Zentrale oder der Ebene der Regionalgruppen zu gewährleisten. Besonders wichtig ist die Kontaktpflege zu Institutionen auf der überregionalen und regionalen Ebene mit ähnlicher Zwecksetzung und Zielrichtung, d. h. mit landeskundlicher, landeskultureller, natur- und umweltbezogener Ausrichtung. Aus der Vielzahl möglicher Ansprechpartner seien hier stellvertretend lediglich die folgenden genannt: Die Regierungspräsidien, die Land- und Stadtkreise sowie die Eurodistrikte; die überregionalen Heimatvereine, die regionalen und lokalen Geschichtsvereine; Kreis- und Stadtarchive, städtische Kulturämter und Museen. Zunehmend wichtig werden auch die grenzüberschreitenden Kontakte zu Institutionen der Heimatpflege im Elsass und der Nordwestschweiz. Um die Aktivitäten im Bereich Kontaktpflege / Kooperationen künftig besser gezielt zu planen und zu organisieren sollten im neu zu schaffenden »Arbeitsbereich Kooperationen« entsprechend konzeptionelle Vorschläge für die künftige Praxis entwickelt werden.

Über den Ausbau entsprechender Kooperationen sollte regelmäßig in der Zeitschrift berichtet werden.

5. Digitale Präsenz

Aufgrund der gewandelten Mediennutzung sollte neben den bewährten Printmedien auch der Internetauftritt des Landesvereins künftig eine wichtige Rolle
spielen. Die regelmäßige Pflege und Aktualisierung
der Homepage sollte verlässlich gewährleistet sein.
Sie ist eine Aufgabe der Geschäftsstelle des Landesvereins, die dafür verantwortlich zeichnet. Entsprechende Finanzmittel sind dafür bereitzustellen. Mit
Blick auf die jüngere Generation, aber auch mit Blick
auf ältere Nutzer der digitalen Medien, sollten neue
Wege der Informationsvermittlung, der Kontaktaufnahme, der Diskussion und der Meinungsbildung

Badische Heimat 4/2016 Aus dem Landesverein 641

gesucht und gefunden werden. Die neuen Medien sollten für die Profilierung der Aktivitäten der Regionalgruppen und der überregionalen Aktivitäten des Landesvereins kontinuierlich genutzt werden. Es steht zu erwarten, dass durch ein entsprechendes Angebot geeigneter digitaler Plattformen und sozialer Netzwerke wie Blogs, Newsletters, Diskussionsforen, Twitter oder Facebook auch auf digitalem Wege neue Mitglieder gewonnen werden können.

6. Neubeheimatung infolge von Mobilität und Migration

Mobilität und Migration sind, aus den unterschiedlichsten Gründen, auch in Baden seit Jahrzehnten Faktoren von enormer gesellschaftlicher Prägekraft. Der daraus resultierende soziale Wandel hat im Zeitalter der Globalisierung nachhaltige Veränderungen bewirkt. Die Gesellschaft hat sich durch die Zu- und Binnenwanderung kulturell pluralisiert, sie ist offener und bunter geworden. Als Folge davon hat sich auch der traditionelle Heimatbegriff gewandelt, Heimat ist heute ein offener Begriff, alte angestammte und neu zu gewinnende Bodenständigkeit stehen ne-

beneinander. Daraus erwächst die Aufgabe und die Verpflichtung, den Neuhinzuziehenden, den Migranten oder Flüchtlingen, die ihre Heimat freiwillig oder zwangsweise verlassen haben, die Chance einer Neubeheimatung, einer zweiten Heimat neben ihrer alten, der angestammten, zu bieten. Wo dies gelingt haben heute immer mehr Menschen, biografisch bedingt, mehrere »Heimaten«, denen sie sich in bestimmter Weise zugehörig fühlen. Angesichts dieser unhintergehbaren Voraussetzungen und Entwicklungen ist auch der Landesverein Badische Heimat gefordert, Antworten und Lösungen zu finden. Dies ist eine sehr anspruchsvolle und schwierige Herausforderung, die man vor allem auf der Ebene der Regionalgruppen, hier insbesondere in den urbanen Zonen, angehen sollte. In Kontakt oder auch Kooperation mit den kommunalen Ausländer- und Integrationsbeauftragten oder auch mit ausländischen Verbänden oder Kulturvereinen könnten entsprechende Möglichkeiten und Chancen sondiert, Angebote erörtert und auch die Beteiligung der BH an entsprechenden öffentlichen Förderprojekten erwogen werden.



642 Aus dem Landesverein Badische Heimat 4/2016

ii

Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

Staatspreis Baukultur Baden-Württemberg 2016

Mit dem Staatspreis Baukultur Baden-Württemberg, der 2016 erstmals verliehen wurde, sollen beispielhafte planerische und bauliche Lösungen gewürdigt und bekannt gemacht werden. Es wird angestrebt, Lösungen für Bauaufgaben unserer Zeit zu finden die Funktionalität, Nachhaltigkeit, eine hohe Gestaltungsqualität und die behutsame Weiterentwicklung der Orts- und Stadtbilder vereinen.

Insgesamt wurden 24 Projekte für den Staatspreis nominiert und daraus sieben Staatspreise und ein Sonderpreis bestimmt. Der neu gestaltete Schwetzinger Schlossplatz erhielt den 1. Staatspreis für Baukultur in der Kategorie »öffentliche Räume und Freiräume«. Seit der Nacht des offenen Denkmals am 10. September erinnert eine Stele auf dem Schlossplatz an diese Auszeichnung.

Schwetzinger Schlossplatz ist Sieger des 1. Staatspreis Baukultur in der Kategorie »öffentliche Räume und Freiräume«

An der Preisverleihung, die in Stuttgart stattfand, nahmen Oberbürgermeister Dr. René Pöltl, Stadt-

baumeister Mathias Welle, Landschaftsarchitekt Tobias Mann und Verkehrsplaner Wolfgang Schröder teil. Der Laudatio war zu entnehmen, dass vor allem auch die neue funktionale Ausgestaltung des Platzes - Autoverkehr und ÖPNV sind weiterhin zugelassen, aber durch die Verkehrsberuhigung und die Raumaufteilung wird den Fußgängern, Radfahrern und Gästen des Schlossplatzes deutlich mehr Lebens- und Aufenthaltsqualität gegeben – zu überzeugen wusste. In dieser neu gefundenen Ausgestaltung kommt dem Schlossplatz nach Meinung der Preisjury auch Vorbildcharakter für andere öffentliche Plätze zu. Wir sind hier völlig neue Wege des Miteinanders im Öffentlichen Raum und in der Stadt gegangen, auch in Bezug auf Barrierefreiheit im Kontext einer historischen Platzfläche.

In Schwetzingen wurden die anderen Nominierungen und Preisträger in der Zeit vom 12. bis 25. Oktober 2016 in der Filiale der Sparkasse in einer vom Land zusammengestellten Ausstellung vorgestellt. Bei der Eröffnung dieser Wanderausstellung wies Oberbürgermeister Dr. René Pöltl auf die städtebauliche Entwicklung Schwetzingens hin, wo mit »Qualität und Nachdenken« die Stadtsanierung und Stadtentwicklung geplant und umgesetzt werde.

Im Einzelnen erwähnte er die Cal-Theodor-Straße und die Kleinen Planken, wo es gelang, »Moderne und Historie« vorbildlich miteinander zu verbinden. Stadtbaumeister Mathias Welle verwies in seiner Ansprache auf den prägenden Einfluss des Menschen auf den Raum, der aber auch umgekehrt wirke. Man habe mit der Entschleunigung des Verkehrs auf dem Schlossplatz, durch das Anpassen der Gehwegbreite vor dem Schloss und dem Entfernen des Schilderwaldes den Platz als Begegnungsstätte für Menschen zugänglich gemacht.

Die acht weiteren Preisträger neben dem Schlossplatz sind der Stadtumbau Schwäbisch Gmünd im Bereich Städ-



Gruppenbild (v.l.n.r.): Minister für Verkehr und Infrastruktur Winfried Hermann mit OB René Pöltl, Verkehrsplaner Wolfgang Schröder, Stadtbaumeister Mathias Welle, Landschaftsarchitekt Tobias Mann und Frau Barbara Ettinger-Brinckmann, Kassel, Präsidentin der Bundesarchitektenkammer, Architektin, Vorsitzende der Jury Staatspreis (Foto: Jan Potente)

Badische Heimat 4/2016 Aktuelle Informationen 643



Der Schlossplatz in Schwetzingen (Foto: Tobias Schwerdt/Stadt Schwetzingen)

tebau/Stadtentwicklung. Hier wurden im Rahmen der Landesgartenschau 2014 das Areal zwischen Bahnhof und Altstadt sowie die innerstädtischen Ufer der Rems und des Josefsbachs umfassend umgestaltet.

Weitere Staatspreise in anderen Kategorien

Den Staatspreis für Infrastruktur- und Ingenieurbau ging an den Zentralen Omnibusbahnhof in Pforz-

heim. Hier verleiht der Neubau des Zentralen Omnibusbahnhofs (ZOB) dem Umfeld des denkmalgeschützten Hauptbahnhofs von 1958 ein neues Image.

Für den Bereich Wohnungsbau wurde das das Energieeffizienzhaus Pforzheim ausgezeichnet. Das ursprünglich neungeschossige, 1970 errichtete Gebäude in zentraler Lage am Hauptbahnhof Pforzheim wurde mit einem interdisziplinären Generalsanierungskonzept zu einem Energieeffizienzhaus umgebaut. Wesentliche Elemente waren dabei die energetisch optimierte Erneu-

erung der Fassade mit Betonwerksteinelementen sowie die Aufstockung um ein Geschoss mit zwei Loft-Wohnungen

Im Bereich Gewerbe- und Industriebau überzeugte das Kreativwirtschaftszentrum C-Hub in der Hafenstraße 25–27 in Mannheim. Die offene Gestaltung des Neubaus mit großen Fensterflächen und nahezu stützen-freien, flexiblen Grundrissen schafft Rahmenbedingungen für das Kreativgewerbe. Das

Interview mit dem Schwetzinger Stadtbaumeister: Der Schlossplatz Schwetzingen in den Augen von Stadtbaumeister Mathias Welle

Die Neugestaltung des Schlossplatzes in Schwetzingen erfolgte unter der Maßgabe, dass alle Verkehrsteilnehmer - Fußgänger, Radfahrer, Autofahrer, Kinder und Jugendliche, Behinderte mit und ohne Gehilfen bzw. Fahrzeugen - in gleichberechtigter Weise den Raum nutzen können. Das Prinzip der im Fachjargon »shared space« genannten Gestaltung des Straßenraums wurde von Seiten der Stabstelle Städtebau, Architektur und Verkehrsentwicklung neu interpretiert und erwies sich als ebenso erfolgreich wie politisch durchsetzungsfähig. Erreicht wurde ein Verkehrsraum, der frei von Verkehrsschildern, Ampelanlagen oder Zeichnungen wie Zebrastreifen auf dem Pflaster ist. Ohne Bordsteine und Kanten wird der Verkehrsraum als Einheit ohne trennende Elemente wahrgenommen. Das Büro BSV für Stadt und Verkehrsplanung aus Aachen wertete im Auftrag des Bundesministeriums für Verkehr, Bau- und Stadtentwicklung das Verhalten der Beteiligten aus - und zeigte sich von der Akzeptanz durch die Autofahrer überrascht. Dr. Reinhold Breyer, der das Gutachten verfasste, war bei seinem ersten Besuch in Schwetzingen stiller Betrachter der Szene und es kam ihm vor, als verhielten sich die Autofahrer »wie bei einer Fronleichnamsprozession«. Er fasste seinen Eindruck mit den Worte zusammen: »Wenn Sie wollen, dass die Leute sich verhalten wie in einer Kirche, dann bauen Sie ihnen eine Kirche.« Und das ist wohl gelungen. In Anlehnung an der Churchill zugeschriebenen Äußerung »Erst gestaltet der Mensch den Raum, dann gestaltet der Raum den Menschen« meint Stadtbaumeister Welle: »Eine stimmige Gestaltung des Platzes ist die Grundlage für eine erfolgreiche Verkehrsführung«.

Das Gespräch führte Volker Kronemayer.

644 Aktuelle Informationen Badische Heimat 4/2016

zweite Gebäude bietet unter Integration von zwei denkmalgeschützten, geschlossenen Ziegelfassaden Platz für eine Café- und Galerienutzung im Erdgeschoss und einen flexibel nutzbaren Ausstellungsraum im Obergeschoß.

Ein Bau für die Gemeinschaft ist der Hospitalhof Stuttgart, ein herausragendes Beispiel für die Wiedergewinnung urbaner Qualität an historischem Ort. Es entstand ein modernes Verwaltungs- und Veranstaltungszentrum. In Reminiszenz an vierflügelige Klosteranlagen gruppieren sich der winkelförmige Neubau, die bestehende Kirche und deren verlängerte Südwand um einen Innenhof.

In der Sparte Bauen für Bildung und Forschung gefiel das Johanneum Tübingen in der Brunsstraße 19 den Juroren. Die Sanierung einer denkmalgeschützten Villa war Anlass für die städtebauliche Neuordnung des parkartigen Geländes und den Abriss eines Anbaus aus den 1950er Jahren. Für das theologische Mentorat mit Verwaltung, Studentenwohnheim und Kapelle entstand eine harmonische Komposition aus der Villa und drei Neu-bauten um einen ruhigen, aufgrund der Topografie vom Straßenraum abgehobenen Hof.

Den Sonderpreis für Prozessqualität erhielt Das »Alte Schuehaus« in Biberach an der Riß. Für drei Tage im Sommer 2014 visualisierte eine filigrane Installation aus einem Stahlgerüst und weißen Tüchern, aufgehängt an zwei Kränen, eine historische Platzsituation: Bis zu seinem Abbruch im Jahr 1561 stand an dieser Stelle das »Alte Schuehaus«. Erst in der Folgezeit konnte der weitläufige und unverbaute, für Biberach heute so bedeutende Marktplatz entstehen. Die temporäre Installation war Teil des Baukulturprojektes »BIBERACH WEITER- BAUEN«.

Volker Kronemayer





Global denken, regional handeln.

Jetzt Naturschutzprojekte fördern!

NatureLife-Spendenkonto:

IBAN: DE 22 6005 0101 0002 2090 29

NatureLife-International

Stiftung für Umwelt, Bildung und Nachhaltigkeit Karlstraße 7 • 71638 Ludwigsburg

Badische Heimat 4/2016 Aktuelle Informationen 645

Personalia

Die Badische Heimat trauert um Horst Linde



Professor Dr. Horst Linde (Foto: Thomas Kunz, mit freundlicher Genehmigung)

Im September 2016 ist unser Ehrenmitglied Professor Dr. Horst Linde im biblischen Alter von 104 Jahren in Freiburg in seinem Haus in der Schlierbergstraße gestorben.

Mit seinem Tode verliert unser Land eine herausragende Persönlichkeit. Horst Linde hat als »großer Stadtbaumeister« nicht nur den Wiederaufbau unserer Städte nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern auch die Entwicklung des modernen Städtebaus wie

kein Zweiter gestaltet und beeinflusst.

In Heidelberg geboren, in Baden-Baden aufgewachsen und in Karlsruhe an der Technischen Hochschule fachlich ausgebildet, kehrte Horst Linde, nach Krieg und Gefangenschaft, im Alter von 34 Jahren zurück und gründete 1947 das Baubüro für die weit-



Evangelische Stadtkirche in Karlsruhe. Doppelemporen des Wiederaufbaus nach dem 2. Weltkrieg von Horst Linde (Foto: Beckstet, Eigenes Werk, commons.wikimedia.org)



Württembergische Landesbibliothek in Stuttgart, Architekt: Horst Linde (Foto: Andreas Praefcke, Eigenes Werk, commons.wikimedia.org)

gehend zerstörte Universität Freiburg. 1957 wurde er im Finanzministerium Stuttgart Leiter der neuen Staatlichen Hochbauabteilung für ganz Baden-Württemberg. Als Professor für Städtebau an der Technischen Hochschule Stuttgart prägte er eine ganze Generation von Städtebauern.

Ich selbst habe als Baubürgermeister der Stadt Freiburg seinen Rat und seine Erfahrung zum Wohle der Stadt einbringen dürfen – legendär war er als Vorsitzender wichtiger Preisgerichte. Mit seinem immensen Wissen und seiner die Menschen gewinnenden persönlichen Art hatte er an der Baukultur unseres Landes ganz entscheidenden Anteil.

Und er war seiner badischen Heimat eng verbunden. In der Landesversammlung am 23. Juni 2002 in Freiburg wurde er zum Ehrenmitglied unserer der Badischen Heimat ernannt.

Allen, die das Glück hatten, ihn persönlich näher kennen zu lernen, oder gar mit ihm befreundet zu sein, wurde er zu einer Bereicherung des eigenen Lebens. Unser tiefes Mitgefühl gilt seiner Familie, vor allem seiner Ehefrau Jenni.

Wir werden das Andenken an ihn hochhalten, sein umfassendes Lebenswerk ist in seinen Bauten dauerhaft erlebbarer Bestandteil unserer Heimat geworden.

> Dr. Sven von Ungern-Sternberg Landesvorsitzender

646 Personalia Badische Heimat 4/2016



Landesvereinigung Baden in Europa e. V.

Nach wie vor Schieflagen bei der Finanzverteilung

Nahezu alle Regierungsmitglieder mit württembergischem Hintergrund

Karlsruhe (hom). Die Landesvereinigung Baden in Europa e.V. sieht nach wie vor eine Schieflage in der Landespolitik. Egal, wie die Landesregierung zusammengesetzt ist - ob Schwarz-Gelb, Grün-Rot oder Grün-Schwarz – werde der Württembergische Landesteil, verglichen mit den Bevölkerungsanteilen, nach wie vor dem Badischen gegenüber bevorzugt. Das sagte der Vorsitzende der Landesvereinigung, Prof. Robert Mürb, am Mittwoch bei der traditionellen Sommerpressekonferenz der Vereinigung, die sich auf die Fahnen geschrieben hat, als Badische Lobby Einfluss auf die Landespolitik zu nehmen. Mürb registrierte etwa nach wie vor Schiefe in der Finanzierung von Kultur, Städtebau und der Hochschulen. Dies hätte Untersuchungen der Landesvereinigung schon früher deutlich gemacht. Jetzt haben Rechercheure der Landesvereinigung auch ungleiche Finanzverteilung beim Schul- und Krankenhausbau sowie bei der Entwicklung der Verkehrsinfrastruktur festgestellt.

Mürb untermauerte dies mit Fakten aus diesen neuerlichen Untersuchungen. So fehlten in Baden etwa bei der Krankenhausförderung rund 85 Millionen Euro, die in Württemberg zusätzlich investiert werden konnten. Im Schulhausbau liegen die Fehlbeträge in Baden bei 44,1 Millionen Euro. Der Untersuchungszeitraum bezieht sich auf die Jahre 2011 bis 2015, also die Zeit der Grün-Roten Koalition. Mürb befürchtet aber, dass sich das bei Grün-Schwarz auch nicht ändern wird und verweist dabei auf die Geburts- und die bisherigen Arbeitsorte der Mitglieder in der neuen Landesregierung, die sich überwiegend in Württemberg befinden, und dabei vorwiegend in Stuttgart. Von den Ministerinnen und Ministern, Staatssekretärinnen und Staatssekretären, Ministerialdirektorinnen und Ministerialdirektoren sowie Fraktionsführungen seinen 16 in Württemberg geboren, nur fünf in Baden und zwölf außerhalb von Baden-Württemberg. Davon leben 22 in Württemberg, nur zehn in Baden. Ihre Erfahrungen im Studien- und Berufsleben hätten sie ebenfalls in diesen Landesteilen gemacht. Das persönliche Umfeld habe

großen Einfluss auf die jeweiligen Entscheidungen. Von den nicht in Baden-Württemberg Geborenen hätten alle nur den Württembergischen Landesteil kennengelernt.

Mürb und die Landesvereinigung erkennen einen weiteren Grund für die Ungleichbehandlung in der Meinung vieler Württemberger und nicht zuletzt des Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann (Grüne), dass Württemberg etwa doppelt so groß sei wie Baden. Diese Ansicht hatte Kretschmann unter anderem bei einem Empfang des Landkreises Karlsruhe vor etwa zwei Jahren geäußert. Daraufhin hat ihm die Landesvereinigung nachgewiesen, dass der Bevölkerungsanteil Badens bei rund 46 Prozent liegt. Dies hatte die Landesvereinigung seinerzeit auch allen damaligen Abgeordneten des Landtags nachgewiesen. Kretschmann hatte sich daraufhin bei der Landesvereinigung für sein nicht korrektes Wissen entschuldigt.

Auch bei den Autobahnen, Bundes- und Landesstraßen erkennt die Landesvereinigung eine zu Lasten des badischen Landesteils ungleiche Mittelverteilung. Gemessen an der Kilometerlänge, sind diese so genannten »klassifizierten« Straßen zwischen den badischen Regierungsbezirken Karlsruhe und Freiburg sowie den württembergischen Stuttgart und Tübingen in etwa gleich verteilt. Den Aus- und Neubau regelt der Generalverkehrsplan (GVP) von 2010. Hierfür wurde anhand von einheitlichen Kriterien eine Priorisierung der von den jeweiligen Regierungspräsidien gemeldeten Projekte durchgeführt.

Der Anteil der in den GVP aufgenommenen Maßnahmen ist in den Regierungsbezirken Karlsruhe/ Freiburg und Stuttgart/Tübingen gleich, jedoch wurden alleine vom Regierungsbezirk Stuttgart mehr als doppelt so viele Projekte gemeldet, wie von den Regierungsbezirken Karlsruhe und Freiburg. Aufgrund der ungleichen Meldung von Projekten, ergibt sich nach der Priorisierung der Maßnahmen eine ungleiche Verteilung der im GVP enthaltenen Landesstraßen-Maßnahmen, bei der nur 33 Prozent der 525 Millionen Euro in die badischen Regierungsbezirke fließen.

Im Bereich der Autobahnen und Bundesstraßen wurde im März 2016 durch das Bundesministerium für Verkehr ein Maßnahmenplan veröffentlicht, der aufgrund von Meldungen des Landes Baden-Württemberg Investitionen von 13,2 Milliarden Euro im Land enthält.

Während bei den Bundesautobahnen, aufgrund der nachholenden Investitionen in den Regierungsbezirken Karlsruhe und Freiburg gegenüber den Regierungsbezirken Stuttgart und Tübingen, ein größerer Anteil besteht, liegt im Bereich der Bundesstraßen der Anteil der württembergischen Regierungsbezirke höher. Auffällig ist hierbei, dass in den Regierungsbezirken Stuttgart und Tübingen deutlich mehr in Ortsumgehungen von Bundesstraßen investiert werden soll: nur rund 30 Prozent der Investitionssumme von 2,8 Milliarden Euro geht in Projekte in Baden, während die Anzahl der Gemeinden mit einem Verlauf einer Bundesstraße durch die Ortslage in Baden leicht höher ist als in den württembergischen Regierungspräsidien.

Eine positive Tendenz erkennt die Landesvereinigung bei den Finanzen im Wissenschaftsbereich: In der Finanzierung der Universitäten und Hochschu-

len ist erfreulicherweise ein Gleichstand der Zuschüsse zu verzeichnen. Während bis 2014 ein Unterschied der Zuschüsse, bezogen auf die Studierenden, von bis zu 2000 Euro, die den Universitäten in Württemberg zugestanden wurden, ist es ab 2015 etwa der gleiche Pro-Kopf-Zuschuss.

Erfreut zeigte sich die Landesvereinigung über die Entwicklung im ehemaligen Zisterzienzerkloster und Schloss Salem, das nach Ende der Monarchie Rückzugsort der Badischen Fürstenfamilie wurde und sich seit 2009 im Eigentum des Landes Baden-Württemberg befindet, verwaltet von der in Bruchsal ansässigen Organisation »Schlösser und Gärten«, die umfassend für eine gute Entwicklung der Anlage sorgt. Das haben Mürb und eine kleine Delegation vor kurzem bei einem Besuch des Klosters und Schlosses festgestellt. Die Badischen Lobbyisten wurden dabei von Schlossverwalterin Dr. Brigitte Rückert durch teilweise auch nicht immer öffentlich zugängliche Teile der Anlage geführt.



Buchbesprechungen



Das Kleine Wiesental und seine Maler. Eine Bilderreise durch das Kleine Wiesental. Hrsg. von KUK – Kunst und Kultur. Mit Texten und Biografien von Hans Viardot, Maulburg, 2015.

ISBN 978-3-00-051453-1, 252 S., 29 €

Üblicherweise schlägt man ein Buch auf der Titelseite auf, um es von vorn nach hinten zu lesen. Bei dem vorliegenden Buch ist es auch umgekehrt empfehlenswert.

Seit dem 1. Januar 2009 besteht die neue Gemeinde Kleines Wiesental, hervorgegangen aus den früheren acht selbständigen Gemeinden Bürchau, Elbenschwand, Neuenweg, Raich, Sallneck, Tegernau, Wies und Wieslet.

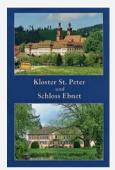
Der KUK-Verein Kunst und Kultur hat es sich auch zur Aufgabe gemacht, Bilder und Zeichnungen von Malern des Wiesentals in den Jahren 1995 bis 2015 in Kalenderform herauszugeben. Entstanden ist jetzt ein »Kalenderbuch« mit 240 Bildern aus dem Kleinen Wiesental, ergänzt mit Texten und Biografien von Hans Viardot zu den jeweiligen Malern.

Die Kalendermacher verstanden sich als Chronisten der Landschaft und der Menschen des Kleinen Wiesentales. Sie trugen Heimat-, Kunst- und Kulturgeschichte und Eigenheiten dieses Tales für spätere Generationen zusammen und scheuten sich auch nicht, bewusst einen »Röhrenden Hirsch« oder eine »Totenmaske« oder eine sozialkritische Aufarbeitung der NS-Zeit in diese Kalenderblätter einzubringen. Diese KUK-Kalender zeigten mit ihren Bildern, Texten, Versen und alten Liedern nicht nur »heile« Welt. Sie wurden zu einem »Markenzeichen« in der Region, sind eine »Hommage« an das Kleine Wiesental und ein Beitrag zur Kunst im ländlichen Raum.

Nach 20-jähriger namenloser Tätigkeit seien einmal die Kalendermacher genannt: Das KUK-Team für das Sammeln und die Auswahl der Bilder, Hansjörg Kiefer und Reinhard Roser für die Fotografien, Peter H. Paul für die Verse, Georg Diehl für die alten Lieder, Hans Viardot für die Biografien und Texte und Peter Sütterlin für Druck und Technik, heißt es im Vorwort.

Hervorzuheben ist auch die gelungene graphische Gestaltung, das gewählte Format, und die qualitätsvolle drucktechnische Ausführung. Hier ist jedes Bild wert, so lange betrachtet zu werden, wie man zum Lesen von mindestens einer Textseite benötigt.

Elmar Vogt



Hans-Otto Mühleisen: Kloster St. Peter und Schloss Ebnet. Band X der Reihe »Oberrheinische Quellen und Forschungen«, herausgegeben vom Freiherrlich Gayling von Altheim'sehen Gesamtarchiv, Schloss Ebnet, Freiburg 2016, ISBN 978-3-95976-014-0, 64 S., 30 Abb.. 14.90 €

In der Reihe »Oberrheinische Quellen und Forschungen«, erschien als Band X eine 64-seitige Untersuchung von Hans-Otto Mühleisen mit dem Titel »Kloster St. Peter und Schloss Ebnet – Von den Chancen eines ikonographischen Vergleichs«, verlegt im Kunstverlag Josef Fink in Lindenberg im Allgäu. Wie im Untertitel angegeben, stellt Hans-Otto Mühleisen einen ikonographischen Vergleich an »unter dem Aspekt der befreundeten Mäzene (Baron F. S. von Sickingen und Abt p. J. Steyrer), der topographischen Nähe und der beinahe zeitgleichen Entstehung der Hauptfresken durch denselben Künstler (B. Gambs jr.)«, (S. 5).

Auch wenn »sich ein einfacher Vergleich verbietet« (S. 34), da es sich in St. Peter, einem Kloster angemessen, um christliche Bildinhalte handelt, während in Schloss Ebnet, zu einem Adelssitz jener Zeit passend, mythologische Szenen dargestellt sind, ergeben sich doch bei einem Vergleich der Deckenfresken in den Treppenhäusern von Kloster und Schloss, sowie der Deckenfresken der Klosterbibliothek und des Ebneter Gartensaals erstaunliche Beziehungen und Übereinstimmungen, die der Autor am Schluss so zusammenfasst:

»Die Untersuchung führte bei aller Unterschiedlichkeit der Thematik zu bemerkenswert ähnlichen

Badische Heimat 4/2016 Buchbesprechungen 649

Bildkompositionen, denen auch inhaltlich anklingende Motive entsprechen. In der Klosterbibliothek ist es die SAPIENTIA DEI, die göttliche Weisheit, das neue Licht, Ausgangspunkt von Kunst und Wissenschaft. Im Gartensaal von Ebnet teilt Aurora [...] ihre guten Gaben [...] aus und wird [...] ebenfalls zur Förderin von Kultur und neuem Wissen. Ebenso enthalten die hier verglichenen Treppenhäuser der beiden Gebäude einen verwandten Bildsinn, die Verbreitung einer guten Botschaft in aller Welt, repräsentieret durch die vier damals bekannten Erdteile«.

Die sehr detaillierte und kenntnisreiche Untersuchung, die mit ausgezeichnetem Bildmaterial versehen ist, ist mit großem Gewinn zu lesen und eröffnet dem, der an der barocken Bau- und Bildtradition des Breisgaus Freude hat, neue, interessante Aspekte.

Gerhard Bender



Pierre Klein: Das Elsass verstehen: Zwischen Normalisierung und Utopie. Geschichte, Kultur, Sprachen, Identität. Fegersheim 2015. Zweite Auflage, ISBN 979-10-93645-10-0, 259 S. 15 €.

Der elsässische Autor Pierre Klein hat sich seit Jahrzehnten als unermüdlicher Vorkämpfer einer französisch-deutschen Zweisprachigkeit, als Verfechter einer deutsch-französischen Doppelkultur, einen Namen gemacht. Es ist erfreulich, dass dieses Buch, das nun in 2. Auflage vorliegt, in deutscher Sprache erscheint und so auch dem badischen Leserpublikum eine vorzügliche Einführung in die facettenreiche Problemlandschaft unserer Nachbarregion bietet, die sich an den Leitbegriffen Geschichte, Kultur, Sprachen und Identität orientiert.

Das klar strukturierte Buch bietet auf den ersten 30 Seiten einen sehr knappen, aber informativen Überblick über die wichtigsten Fakten der wechselvollen Geschichte des Elsass vom 8. Jh. v. Chr. bis zur Gegenwart. Anschließend folgt, wiederum im historischen Längsschnitt, eine zumeist stichwortartig konzipierte Auflistung von Personen, Daten und Fakten aus der elsässische Kulturgeschichte. Der Leser gewinnt so eine summarische Übersicht über die herausragenden Leistungen der Region in allen Kul-

tursparten. Diese waren über die gesamte elsässische Geschichte betrachtet, zumeist auch Ausdruck einer gemeinsamen Kultur am Oberrhein, einem Raum ohne Grenzen.

Kulturgeschichte ist primär immer auch Sprachgeschichte. Damit nähert sich Klein dem Hauptanliegen seines Buches, der Auseinandersetzung mit der Sprachgeschichte und den sprachpolitischen Wechselbädern, die das Elsass wie keine andere Region durchlitten hat. Am Anfang dieses Dramas steht die 1648 durch Frankreich vollzogene Annexion des Elsass, das seit dem 5./6. Jahrhundert, also über 1200 Jahre, zum deutschen Sprach- und Kulturraum gehört hatte. Seitdem hin- und hergerissen zwischen zwei Sprach- und Kulturräumen wirken diese Konflikte im Elsass mit wandelnder Intensität bis heute fort. Das Ancien Régime hatte noch auf den Zeiteffekt gesetzt und eine eher tolerante Sprachpolitik betrieben. 1789, beim Ausbruch der Französischen Revolution, beherrschten nur etwa 3-4% der elsässischen Bevölkerung, d.h. primär die administrativen Eliten, die französische Sprache. Die Revolution steht jedoch für eine entscheidende Zäsur. Die auf den Zentralismus eingeschworenen Jakobiner betrieben nach dem Prinzip »eine Nation, eine Sprache, eine Kultur« eine »radikale Entdeutschungspolitik«, mit der sie dem Elsass eine sprachliche und kulturelle Uniformität aufzuzwingen suchten. Dies gelang nur sehr unzureichend, denn 1870, als das Elsass durch die deutsche Annexion wieder Reichsland wurde, hatte sich der Anteil der französisch sprechenden Bevölkerung lediglich auf etwa 10 % erhöht. Erst zwischen den beiden Weltkriegen gelang der französischen Regierung der sprachpolitische Durchbruch. 1939 beherrschte immerhin fast die Hälfte der Bevölkerung die französische Sprache, doch existierte im öffentlichen und kulturellen Leben faktisch eine französisch-deutsche Zweisprachigkeit.

Dieser glücklichen Konstellation wurde durch die deutsche Okkupation der Jahre 1940–1944 die Grundlage entzogen. Der Terror des Naziregimes diskreditierte die deutsche Sprache und Kultur. Das Elsass war traumatisiert, Deutsch galt nun als Sprache von Struthof, »als Sprache eines totalitären und rassistischen Regimes«. Der in Frankreich nach 1945 grassierende Antigermanismus breitete sich nun auch im Elsass aus. Klein beschreibt wie die Jakobiner in Paris in der Nachkriegszeit das elsässische Trauma für ihre Ideologie der französischen Einsprachigkeit und der radikalen Akkulturation zu instrumentalisieren wussten. Um

650 Buchbesprechungen Badische Heimat 4/2016

das Elsass von der deutschsprachigen Kulturwelt weitgehend abzuschneiden, verbannten sie nicht nur die deutsche Sprache aus der Vor- und Grundschule, sondern untersagten unter Strafe auch die öffentliche Verwendung der Mundart. Deutsch mutierte nun zur Fremdsprache, die regionale Mundart wurde diskreditiert und gezielt von ihrer deutschen Dach- und Bezugssprache getrennt. Französisch avancierte zur exklusiven Sprache des sozialen Aufstiegs, der Dialekt, das seit 1500 Jahren gesprochene Elsasserditsch, wurde nutzlos und verlor damit seine soziale Existenzgrundlage, so dass heute nur noch etwa 25 % der Jugendlichen den Dialekt beherrschen.

Aufgrund dieser Entwicklungen steckt das Elsass bis heute in einer tiefen Identitätskrise. Nach 1945 haben die Elsässer wegen ihrer germanitude tiefgreifende Schuldgefühle gegenüber Frankreich entwickelt. In einer Art Selbstzensur, die von der herrschenden political correctness forciert wurde, haben sie »die Verneinung des deutschen Teils ihrer Identität« akzeptiert, sind »sich selbst untreu [geworden], um als gute französische Bürger Frankreich treu zu sein«. Klein beklagt »das Schweigen der Intellektuellen, der politischen Klasse, der Entscheidungsträger, der Meinungsmacher, der regionalen Institutionen« und zitiert den elsässischen Schriftsteller Frédéric Hoffet, der bereits 1951 von einer »erbärmlichen elsässischen Feigheit« gesprochen hatte. Bei aller Illusionslosigkeit über das real existierende elsässische »Identitätschaos« setzt der Autor aber weiterhin unbeirrt auf die Verwirklichung seiner Vision. Zukunftschancen sieht er im zusammenwachsenden Europa der Regionen, auch wenn das zentralistische Frankreich immer noch nicht die europäische Charta für die Rechte der regionalen Sprachen oder Minderheitssprachen von 1992 ratifiziert hat. In der von ihm verfassten Sprachcharta (Anhang) plädiert er leidenschaftlich für eine öffentlich geförderte Wiederbelebung der regionalen Sprache, für eine paritätische schulische deutsch-französische Zweisprachigkeitspolitik von der Vorschule bis zur Universität. Seine »Identitätsstrategie« zielt darauf ab, den Elsässern den Wert ihrer deutschen Wurzeln wieder bewusst zu machen, sie für die Vielfalt und den Reichtum einer doppelten Kultur zu sensibilisieren. Die ausgewogene Verbindung beider Kulturen, wäre dann, so Kleins Vision, die Voraussetzung für »eine offene und vielfältige elsässische Identität« und zugleich für »eine einheitliche und mannigfaltige französi-Gerd F. Hepp sche Identität«.



Markus Moehring, Marion Ziegler-Jung und Robert Neisen (Hg.), Reiches Erbe – Industriekultur im Dreiland, Patrimoine industriel des Trois Pays. Rote Schriftenreihe des Dreiländermuseums Lörrach, Lörracher Hefte (23), Lörrach 2016,

ISBN 978-3-922107-13-2, 192 S., 14,80 €.

Für die frühindustrielle Zeit, den Zeitraum zwischen 1750 und 1800, ist der Landkreis Lörrach eine der interessantesten Regionen. Seine geographische Lage, seine geologische Beschaffenheit und seine politischen Herrschaftsverhältnisse waren hier für die Entwicklung bis heute entscheidend. Dazu kamen in beiden Teilen, Markgrafschaft Baden und Vorderösterreich, Herrscher, die für Neuerungen aufgeschlossen waren: Markgraf Karl Friedrich, der in vielem auf den tüchtigen Lörracher Landvogt von Wallbrunn hörte sowie Kaiserin Maria Theresia und der Aufklärer Josef II. Das Gebiet brachte die für die Industrialisierung der Frühzeit notwendigen Voraussetzungen mit. Es hatte ein großes Arbeitskräftereservoir, das durch die bereits heimisch gewordene Hausindustrie auch qualitativ den Anforderungen der Zeit entsprach. Im Raum waren durch die Wasserkraft und den Wald die zum Aufbau von Kleinbetrieben vor der Elektrifizierung nötigen Energiequellen vorhanden.

Mit der aktuellen Ausstellung wird erstmals die Industriegeschichte des Dreiländerecks, im äußersten Südwesten der Bundesrepublik Deutschland gelegen, umfassend untersucht, dargestellt und schriftlich dokumentiert. Die Ausgangsbedingungen für die Industrialisierung in der Mitte des 18. Jahrhunderts beleuchtet Robert Neisen. Die Ansiedlung von Eisenhütten und die Bildung von lokalen Zentren der Eisenverarbeitung machten den Anfang im Wiesental, werden aber in der vorliegenden Publikation thematisch nur kurz gestreift (S. 30). Es folgten die Ansiedlungen der Papiermühlen, die ihre Produktion nach Lörrach erweitert oder verlegt hatten, um den großen Papierbedarf Basels, als einem der Zentren des europäischen Buchdrucks, zu stillen.

Wie ein roter Faden zieht sich die Geschichte der Textilindustrie, der chemischen Industrie und des Maschinenbaus im Dreiländereck durch die vorliegende Begleitpublikation zur Ausstellung. Aufbauend auf den Indiennedruck und der Seidenbandweberei des 18. Jahrhunderts entsteht im »Dreiland«

Badische Heimat 4/2016 Buchbesprechungen 651

(Schweiz, Frankreich, Deutschland) im 19. Jahrhundert eine expandierende Textilindustrie. Im Oberelsass gelingt der Übergang von der handwerklichen zur maschinellen Produktion und im Wiesental gründen Schweizer Textilproduzenten nach dem Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein 1835 zahlreiche Spinnereien und Webereien. Die Textilindustrie wird zur absoluten Leitindustrie des Dreilands, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr als 60 000 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigt und eine grenzüberschreitende Arbeitsteilung entwickelt. Eine Tabelle (S. 78) listet 18 bedeutende Textilfabrikgründungen in Lörrach, Weil am Rhein und im Wiesental vor 1914 auf, davon gehen allein 15 auf schweizerische und französische Gründungen zurück.

Eine weitere Auflistung (S. 144) informiert über erfolgreiche, industrielle Neugründungen in Lörrach, Weil am Rhein und im Wiesental nach 1945. In weiteren Kapiteln werden die Industriebranchen, das Thema »Unternehmen und Arbeiter« mit den sozialen und politischen Auswirkungen und die Industrie nach 1945 untersucht.

Alle Kapitel sind ausgewogen behandelt. Besonders hervorzuheben ist die graphische Gestaltung der Bild- und Schriftdokumente, die allen Beiträgen Anschaulichkeit und Lebendigkeit verleihen. Eine optisch bessere, vergrößerte Abbildung hätte man sich von dem Kupferstich von 1770 (S. 31), der das Dreiland zeigt, gewünscht.

Die als Begleitpublikation zur Ausstellung konzipierte Schrift überzeugt durch ihren klaren Aufbau mit einer Fülle von informativen historischen Details und ist in der Reihe der »Lörracher Hefte« gut aufgehoben. Elmar Vogt



Marie Hart: Üs unserer Franzosezit. Fouenant 2016, ISBN 978-2-36747-023-8, 187 S., 13 €.

Das Buch von Marie Hart schildert auf sehr anschauliche und bewegende Weise die leidvolle Situation, in der sich das Elsass am Ende des Ersten Weltkrieges befindet. Hin- und hergerissen zwischen zwei feindlichen Fronten, zwischen Siegern und Verlierern, durchlebt die Bevölkerung turbulente psychologische Wechselbäder. Zugleich handelt es sich um ein düsteres und verdrängtes Kapitel, das in den offiziellen französischen Geschichtsbüchern in Frankreich bis heute keine Erwähnung findet. Dort werden durchweg trikolore Klischees verbreitet, die berichten, wie Frankreich das Elsass von der deutsch-preußischen Unterdrückung befreite und die ganze Bevölkerung die Befreier mit überschwenglichem Enthusiasmus begrüßte. Das in Form eines Romans verfasste Buch zeichnet jedoch ein ganz anderes Bild von der Wirklichkeit. Marie Hart, die ihre eigenen Familienerlebnisse verarbeitet, erzählt nicht nur von der »elsässischen Schande«, sondern auch von den zahlreichen Ungerechtigkeiten und Schikanen, deren sich die Bannerträger von Liberté und Fraternité schuldig gemacht haben. Das Buch wurde daher von der französischen Zensur nach seinem Erscheinen 1921 sofort verboten. Nach nunmehr fast 100 Jahren hat nun Joseph Schmittbiel eine Neuauflage besorgt und zusätzlich auch eine französische Übersetzung vorgelegt.

Die aus Buchsweiler im nördlichen Elsass stammende Autorin hat ihren Roman im Dialekt des Hanauerlandes verfasst. Er ist für den Leser, der das Alemannische beherrscht, gut zu verstehen. Erzählt wird die Geschichte der alteingesessenen elsässischen Familie Redslob im fiktiven Dorf Bummernäh, in der vor 1914 die Welt noch in Ordnung war. Wie Bernd Wittmann im Vorwort schreibt, war Elsass-Lothringen damals weitgehend ins Deutsche Reich integriert. Die Protestphase galt dank gewährter Autonomierechte und des wirtschaftlichen und sozialen Aufschwungs als überwunden. Marie Hart schätzt die Zahl der Frankophilen in Bummernäh seinerzeit auf eine Restgröße von 20 %. Als sich in den Sommermonaten 1918 die deutsche Niederlage und der Einmarsch der französischen Truppen abzuzeichnen beginnt, kippt jedoch die prodeutsche Stimmung. Es kommt in wenigen Monaten zu einem völligen Umbruch der Gesinnungen, über Nacht macht sich Gehässigkeit gegen alles Deutsche breit, wobei der Riss oft mitten durch die Familien geht. »In Bummernäh«, so schreibt Hart, »geht's nämlich zidder m Waffestillstand wuescht zue. D'Hetz gejen alles, was ditsch heisst, isch in vollem Schwung«. So mancher Elsässer entdeckt nun über Nacht, dass »er e gueter Franzos isch. Es laufe viel so herum hie, un je ditscher se gewenn sin, deschte lüter bruelle se jetzt: Ich bin e Franzos!«

652 Buchbesprechungen Badische Heimat 4/2016

Die militärischen Sieger unternehmen alles, um die Spuren von 47 Jahren Reichslandzugehörigkeit zu tilgen. Das Denunziantentum wird gezielt gefördert und treibt bis in den hintersten dörflichen Winkel üppige Blüten. »Auslesekommissionen« fordern die Gemeinden auf, die gesamte Bevölkerung, je nach ethnischer Reinheit, in vier Kategorien A-B-C-D einzuteilen. Selektive Identitätskarten werden ausgestellt: »Carte A – Reini Elsässer, wie nuer keltisches Bluet in den Odere han. Carte B – Mischling, verhassti Prodükt üs eren unnatierliche Hieroot zwischen men Elsässer und ere Ditsche, oder em e Ditschen und eren Elsässere. Carte C – Neutrali. Carte D – Ditschi, Schwoowe! dr Üswurf von dr Menschheit«.

Es beginnt nun eine regelrechte Treibjagd auf Alt-Deutsche und bochophile Elsässer. In den Jahren nach 1918 werden ca. 150 000 unter demütigenden Umständen, ohne jegliche Rechtsgrundlage, ausgewiesen. Jeder Vertriebene darf nur 30 kg Gepäck und 2000 Mark mitnehmen, alle Ersparnisse und sämtliche Immobilien gehen ihm verloren. Auch Marie Hart folgte mit ihrer Tochter ihrem Mann ins Exil nach Bad Liebenzell. Dort stirbt sie 1924, ohne ihre Heimat je wiedergesehen zu haben.

Das elsässische Drama der épuration ethnique gilt bis heute im zentralistischen Frankreich als Tabu, obwohl der französische Abgeordnete Camille Dahlet bereits 1919 in der Tageszeitung La République von einem »Schandfleck am Ehrenschild Frankreichs« sprach. Umso verdienstvoller ist daher die französische Übersetzung. Man darf auf die Reaktion des französischen Leserpublikums gespannt sein.

Gerd F. Hepp



Wolf Hockenjos, Wo Wildnis entsteht. Der Bannwald Zweribach im Schwarzwald. Karlsruhe 2015, ISBN: 978-3-7650-8413-3, gebunden, 160 S., zahlreiche Abbildungen, 34,90 €

Im felsigen Zweribachtal mit seinen bekannten Wasserfällen wurde 1952 »angeregt vom Schwarzwaldverein und angestiftet von Fritz Hockenjos (1909–1991)« der erste Bannwald in Baden ausgewiesen. Wolf Hockenjos, der Sohn des Gründers und Forst-

mann wie dieser, hat die Entwicklung des Totalreservats im hintersten Winkel des Staatswalds miterlebt und nun in Wort und Bild dokumentiert. Die Geschichte beginnt 1947, als Fritz Hockenjos nach Kriegsteilnahme und Gefangenschaft den Forstamtsbezirk St. Märgen übernahm, sich in den »unwirtlichen« Zweribach verliebte und beschloss, den urtümlichen Bergmischwald, den er dort antraf, entgegen der amtlichen auf einen Wirtschaftswald zielenden Vorgaben dauerhaft zu erhalten. Wolf Hockenjos' Bericht nimmt ganz persönliche Züge an, wenn er von Ferienwochen mit dem Vater und den Brüdern in der ehemaligen Hirschbachmühle berichtet. Von 1950 stammt das Startfoto der Entwicklung zum »Urwald aus zweiter Hand«: drei Buben auf einer sonnigen Bergwiese. 25 Jahre später standen die drei an der nämlichen Stelle knietief bis schulterhoch im Bewuchs; als der Vater 1988 wieder zum Fototermin rief, war ihnen der Wald schon über die Köpfe gewachsen. Auf der vom Autor veranlassten Aufnahme von 2014 hat sich das Stangengewirr strukturiert, unterschiedliche Wuchskraft zeichnet sich ab.

Um die Ausgangssituation zu erhellen, geht der Autor auf die Siedlungsgeschichte ein, die erst im 16. Jahrhundert mit einer vom Kloster St. Peter veranlassten Rodung beginnt. Kleinbäuerliche Gütlein entstanden, die nur ein karges Dasein ermöglichten. Im 19. Jahrhundert wurden sie zum großen Teil vom badischen Staat übernommen, der die Pächter als Waldarbeiter beschäftigte. Zum Schicksal einzelner Familien präsentiert der Autor unveröffentlichte Aufzeichnungen seines Vaters; zum amtlichen Hintergrund stützt er sich auf Archivstudien des Geobotanikers Thomas Ludemann, Auf Ludemanns Promotion von 1992 »Im Zweribach. Vom nacheiszeitlichen Urwald zum ›Urwald von morgen‹« beruft sich Wolf Hockenjos immer wieder, was nicht nur aus den Anmerkungen sondern auch aus dem Kapitel »Mein Dank« hervorgeht.

Was aus den genannten Häuslers-Gütlein, die nicht alle im Bannwaldgebiet liegen, geworden ist, lässt sich auch den Bildern entnehmen: Vom Brunehof ist nur die steinerne Hofeinfahrt geblieben, der Bruggerhof ist Ferienhaus, das Gschwanderdobelhäusle Familienheim, das Untere Heidenschloss war schon vor dem Ersten Weltkrieg von seinen Bewohnern verlassen und abgerissen worden. Bildseiten mit Überschriften wie »Zunderschwamm und andere Holzzersetzer«, »Bäume und Pilze – Schicksalsgemeinschaft und Charakteristikum reifer Waldökosysteme« informieren und erfreuen durch ihre bizarren Formen und leuchtenden Farben. Ein Ex-

Badische Heimat 4/2016 Buchbesprechungen 653

kurs gilt dem Rüttibrennen, einer Methode, sich ein Getreidefeld zu schaffen. Man erfährt, dass durch »Schneiteln«, das Beschneiden von Laubbäumen beim Hof, das Vieh bei Dürre mit frischem Grün versorgt wurde. Der Einzug der Elektrizität ins Zweribachtal durch den Bau eines Wasserkraftwerks wird dokumentiert einschließlich dessen Auswirkungen auf die Wasserfälle. Unterhaltsam liest sich, was die touristische Literatur seit dem 19. Jahrhundert zum Zweribach wusste. Von Seydlitz riet 1870 vom Besuch der Wasserfälle und dem umgebenden Felsgeklüft ab, es sei denn mit einem tauglichen Führer; Am freundlichsten äußerte sich 1926 der Schwabe Julius Wais, den der »schleierartige Fall, der sich über die mächtigen Felsblöcke ergießt«, beeindruckt hatte.

Werner Konold, der Lehrstuhlinhaber für Landespflege der Universität Freiburg, schrieb ein Vorwort und setzt Akzente zum Begriff »Wildnis«, für ihn ein kulturnahes Phänomen: Sie »kann überall entstehen, nur nicht in der natürlichen Natur, denn Natur kann nicht verwildern«. Er weist darauf hin, dass verwilderte Kulturlandschaft vielgestaltiger und artenreicher sei kann als die sich selbst überlassene Natur, und lobt die vorliegende Dokumentation, der es auch im Bild gelingt, einen fast sieben Jahrzehnte umfassenden Prozess festzuhalten, den »Weg des Zweribachs von der Kultur über die Verwahrlosung und Verwilderung bis hin zur ›Wildnis«, die noch kulturlandschaftliche Züge trägt.«

Renate Liessem-Breinlinger

»Stuttgarter Wasserkräfte und die Industrialisierung im Mittleren Neckarraum« zeigt Stadtteil für Stadtteil, Mühle für Mühle, wie dieser Strukturwandel ablief, wie die Gewerbelandschaft sich in dieser entscheidenden Phase nach und nach verändert hat.

Darüber hinaus werden in gesonderten Kapiteln verwandte Themenkomplexe wie z. B. der Eisenbahnbau, die Flößerei und die Schifffahrt oder auch die staatliche Energiepolitik im 19. Jahrhundert etwas eingehender abgehandelt. Einige dieser ergänzenden Texte gehen geografisch über die Grenzen der Landeshauptstadt und thematisch über die Wasserkraft hinaus und runden das Gesamtbild mit Aspekten einer weiter gefassten Industriegeschichte ab. Die textliche Darstellung in diesem Buch wird durch reichlich historisches sowie aktuelles Bildmaterial veranschaulicht. Durch seinen modular strukturierten Aufbau bietet der Band jederzeit kurzweiliges Lesevergnügen.



Neuerscheinung

Achim Bonenschäfer: Stuttgarter Wasserkräfte und die Industrialisierung im Mittleren Neckarraum. Mühlen – Fabriken – Elektrizitätswerke. ISBN 978-3-89735-967-3,

gebunden, 120 S. mit 122 farbigen Abb., 17,90 €

Der Neckar und seine Nebenbäche hatten viele Jahrhunderte hindurch die Mühlen und Handwerksbetriebe in der Fürstenresidenz Stuttgart und in den umliegenden Städten und Dörfern angetrieben, als zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Württemberg der erste Industrialisierungsschub einsetzte. Von da an wurde Wasserkraft vielerorts als rohstoffunabhängige Energiequelle für modernere Anlagen benutzt.

654 Buchbesprechungen Badische Heimat 4/2016

Landesverein Badische Heimat e. V.			
VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.			
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de	
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de	
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de	
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de	
Schriftführerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de	
Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de	
Beisitzer	Dr. Reinhard Bentler Am Rebberg 34 79194 Gundelfingen	Tel. 07 61 / 5 31 72	
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de	
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de	
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de	
BEIRAT			
Prof. Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de	
Prof. Dr. Gerd F. Hepp	Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 0761 / 43318 gfhepp@arcor.de	
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 E-Mail: kurt.hochstuhl@la-bw.de	
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com	
Wolfram Jäger	Ostpreußenstr. 14 76228 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de	
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu	
Elisabeth Schraut	Markthallenstr. 14 78315 Radolfzell	eschraut@t-online.de	
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38	
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de	

REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de
	Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
	Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21/9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Dieter Essig Im Hasenacker 31 75181 Pforzheim	Tel. 0 72 34 / 84 02 Fax 0 72 34 / 94 80 17 Lara-anjulie_essig@web.de
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
GESCHÄFTSSTELLE	·	·
Daniela Koehler	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de